Jahrgang 36
2003

Herausgeber:
Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen
und der
Gießener Hochschulgesellschaft



Gießener Universitätsblätter

Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Jahrgang 36
2003

Herausgeber:
Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen
und der
Gießener Hochschulgesellschaft



Gießener Universitätsblätter

Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen. Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.

Inserenten:

Faber-Management
Gießener Anzeiger
Karstadt, Filiale Gießen
Ringel & Sohn
Schunk Group
Sparkasse Gießen
Veritas AG

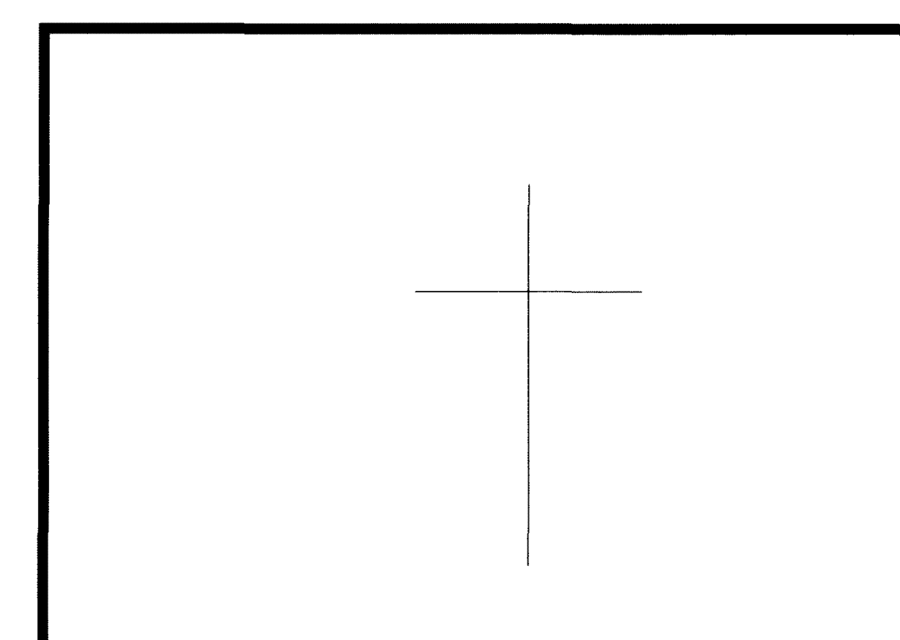
Herausgeber — Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung — Prof. Dr. Jost Benedum
Jheringstraße 6, 35392 Gießen
Telefon (06 41) 99-4 77 00

Redaktion — PD Dr. Irmtraut Sahmland
Stephanstraße 41, 35390 Gießen
Telefon (06 41) 99-4 77 04 (99-1 20 95)

Druck und Verlag — Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Inhalt



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Reginald Gruehn, Gießen
RA Wolfgang Kühle, Wetzlar
Dr. Roland Schuster, Wettenberg
Hedi Weisser, Gießen

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft*

Sehr geehrte Damen und Herren,



das vergangene Jahr ist wiederum geprägt durch Reformprozesse innerhalb der Universität und im Land Hessen, die in der Umsetzung des neuen Hessischen Hochschulgesetzes erfolgen. Während ich in meinem letzten Bericht über die neue Struktur der Universität berichtete, werden nun die Instrumente des neuen Hochschulgesetzes umgesetzt. Diese Instrumente sind die

- Einführung einer leistungsorientierten Mittelverteilung des Landes auf seine Hochschulen, wie es die Justus-Liebig-Universität seit zwei Jahren in ähnlichem Sinne praktiziert,
- der Abschluss von Zielvereinbarungen zwischen Land und Universität einerseits und innerhalb der Universität zwischen Präsidium und Fachbereichen andererseits,
- die Unterzeichnung eines Hochschulpaketes zwischen dem Land und den Hochschulen Hessens
- die kaufmännische Gestaltung des Budgets und die Erstellung einer Eröffnungsbilanz der JLU.

Die Mittelzuweisung des Landes an die JLU hat im laufenden Jahr auch dazu geführt, dass wir in der Lage waren, die Ansätze der Mittel für die Fachbereiche, die Universitätsbibliothek und den Förderfond für strukturelle Maßnahmen der Fachbereiche zu erhöhen.

Auch im Bereich des Bauunterhalts sind Fortschritte inzwischen spürbar. Trotzdem müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass sowohl der Hochschulpakt, der den Hochschulen Hessen finanzielle Stabilität zusagt – und sich auch bereits in der ersten Haushaltskrise des Landes bewährt hat – zugleich weiterhin deutlich auf einen weiteren Stellenabbau dringt, und dass die Regelungen der leistungsorientierten Mittelzuweisung klare Kostenreduzierungen in bestimmten Bereichen und eine Steuerung über die Zahl der Studierenden erforderlich macht.

Die Justus-Liebig-Universität hat in den vergangenen Jahren jedoch ihre Leistungsfähigkeit bewiesen. So sind die eingeworbenen Drittmittel, z.B. der DFG, der europäischen Forschungsförderung und aus anderen Quellen in den Jahren von 1998–2000 um über 25% gestiegen, von 53 Mio DM auf 77 Mio DM. Ebenso steigt die Zahl der Studienanfänger deutlich an. Im vergangenen Wintersemester waren es über 20% mehr als im Vorjahr, der höchste Anstieg und die höchste absolute Zahl an Erstsemestern in der Geschichte der Universität, die damit wieder über 20 000 Studierende hat. Der Trend setzte sich im Sommersemester fort. Erfreulicherweise waren auch in den naturwissenschaftlichen Fächern, vor allem der Physik und der Chemie, wieder mehr Anfänger zu sehen.

Dieses Jahr ist auch gekennzeichnet durch die Vorbereitungen auf den 200. Geburtstag Justus von Liebigs. In der Universität werden wir dies durch einen zentralen Festakt, mehrere Ausstellungen und eine ganze Reihe von Vortragsreihen und Symposien feiern. Dabei werden wir auch versuchen, die Öffentlichkeit weit über Gießen hinaus zu erreichen. Die Bedeutung dieses Geburtstages lässt sich schon jetzt erkennen: eine Briefmarke und eine 10-Euro-Münze werden herausgegeben werden. Darüber hinaus will sich auch die Stadt und ihre Ge-

* Vorgetragen von Herrn Vizepräsident H. Neumann

schäftswelt mit einer Stadtinszenierung und einem Wissenschaftsfest zu engagieren.
Im vergangenen Jahr nahm das Gießener Graduiertenkolleg Kulturwissenschaften seine Arbeit auf. Hier handelt es sich um eine meines Wissens in Deutschland einzigartige Einrichtung, die wir auf den Erfahrungen unseres SFBs Erinnerungskulturen und mehrerer geisteswissenschaftlicher Graduiertenkollegs aufgebaut haben. Hier soll Doktoranden der kulturwissenschaftlichen Fächerbereiche Unterstützung bei der Promotion durch Seminare, Methodenausbildung und gegenseitigen Austausch gegeben werden, zugleich aber wird auch die Vorbereitung auf den Beruf mit berücksichtigt.

Prof. Dr. Stefan Hormuth
Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates der Gießener Hochschulgesellschaft

Meine sehr geehrten Damen und Herren,



ich begrüße Sie sehr herzlich zu unserer ordentlichen Mitgliederversammlung 2002 und bedanke mich, dass Sie durch Ihre Anwesenheit die Verbundenheit mit der Gießener Hochschulgesellschaft zum Ausdruck bringen.
Leider müssen wir den Verlust von Herrn Wilhelm Lewicki beklagen, der im Oktober 2001 mit 66 Jahren nach schwerer Krankheit verstorben ist. Der Ur-Ur-Ur-Enkel von Justus von Liebig war lange Jahre in unserem Verwaltungsrat sowie im Vorstand der Liebig-Gesellschaft tätig. Dabei war er stets vor allem um das Andenken Liebigs und die Entwicklung seiner Universität bemüht, zum Liebigjahr 2003 konnte er nur noch die Anfangsplanungen mitgestalten. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.
Nach dem dritten Jahr meiner Präsidentschaft können wir erneut auf ein erfolgreiches Geschäftsjahr zurückblicken, wofür vor allem dem Vorstand und seinem Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann, Dank gebührt. Herr Hoffmann wird Ihnen im Anschluss über die Arbeit und die Förderprojekte berichten.
Ich möchte jedoch wie schon in den Vorjahren die Gelegenheit vorab zu einigen grundsätzlichen Überlegungen nutzen. Die Hochschule hat aus meiner Sicht in der Stadtpolitik wie im städtischen Leben noch immer nicht die Bedeutung und Wertschätzung, die ihr gebührt. Eine bessere Zusammenarbeit kommt nur langsam voran. Die planerischen Überlegungen der Universität, die verstreute Raumsituation in der Innenstadt, die Zukunft des Zeughauses sind weiterhin genügend Anlässe, sich mit den Entscheidern der Stadt Gießen zusammenzusetzen und möglichst gute Lösungen für die Menschen in der Region zu entwickeln. Ermutigend sind allerdings bislang die Vorbereitungen zum Liebig-Jubiläum im Jahre 2003, wo sich die Stadt Gießen neben Universität und Wirtschaft auch organisatorisch und fördernd einbringt.
Die Standortpolitik für die Universität gewinnt zunehmend an Bedeutung. Ereignisse mit überregionaler Aufmerksamkeit sind hierfür äußerst hilfreich. So konnte vor sechs Wochen endlich das Interdisziplinäre Forschungszentrum für Umweltsicherung im Beisein der Hessischen Wissenschaftsministerin Ruth Wagner feierlich in Betrieb genommen werden. Das Mathematik-Mitmach-Museum unter Professor Dr. Albrecht Beutelspacher nimmt sichtbar Gestalt an (für die Eröffnungsfeier hat sich Bundespräsident Johannes Rau angesagt). Die Transferprojekte gehen voran (öffentlichkeitswirksam hat unter anderen das Zentrum für Medien und Interaktivität unter Leitung von Professor Dr. Claus Leggewie seine Arbeit aufgenommen). Nicht zuletzt ist das gerade wieder erst sehr erfolgreich veranstaltete Sommerfest in Rauischholzhausen anzuführen ebenso wie die hochwertigen klassischen Konzerte unter Leitung von Frau Universitätsmusikdirektorin Brigitte Schön. Die Hochschulgesellschaft ihrerseits hat darüber hinaus die gerade erschienenen Gießener Hochschulblätter modernisiert und erneut ein umfangreiches Heft mit überaus interessanten Beiträgen und Berichten über geförderte Projekte vorgelegt.
Mir bleibt, mich bei allen Förderern, Mitgliedern, dem Vorstand und nicht zuletzt der

Hochschulleitung zu bedanken. Mein Dank gilt darüber hinaus meinen Mitstreitern im Verwaltungsrat. Dabei stehen die Herren Rudolf Röser und Joachim Roth zugunsten ihrer beruflichen Nachfolger sowie Vizepräsident Franz Vogt und Jochen Wienbeck nicht mehr zur Verfügung. Neu wurden dafür in den Verwaltungsrat hinzugewählt die Herren Peter Hanker (Vorstandssprecher der Volksbank Gießen), Michael Kraft (Geschäftsführender Gesellschafter der Firma Neils & Kraft), Dr. Rainer Langner (Vorstand Vereinigte Hagelversicherung), Dr. Klaus Ringel (Geschäftsführender Gesellschafter der Firma A. Ringel & Sohn) und Frank Sommerlad (Geschäftsführender Gesellschafter der Möbelstadt Sommerlad).
Ich freue mich auf eine weiterhin erfolgreiche Zusammenarbeit im Sinne unserer gemeinsamen Sache, nämlich der Förderung unserer Justus-Liebig-Universität Gießen.

Dr. Wolfgang Maaß
Präsident des Verwaltungsrates
der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

Bericht des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft für das Jahr 2001 und Rückblick auf den bisherigen Verlauf des Jahres 2002

Sehr geehrter Herr Präsident Hormuth, sehr geehrter Herr Dr. Maaß, meine sehr verehrten Damen und Herren,



zur diesjährigen Mitgliederversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft e.V., der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen, heiße ich Sie im Namen des Vorstandes unserer Gesellschaft sehr herzlich willkommen. Insbesondere begrüße ich auch die Vertreter der Presse und danke Ihnen für Ihr Interesse an unserer Arbeit.

Auch die diesjährige Mitgliederversammlung findet an unserem schon traditionellen Tagungsort, der sogenannten Teppichmensa statt. Ich bedanke mich bei Herrn Stobbe, Mitglied unseres Verwaltungsrates und Leiter des Studentenwerkes Gießen, der uns erneut diesen Raum zur Verfügung gestellt hat.

Auf die Tatsache, dass Deutschland arm an Bodenschätzen und sonstigen natürlichen Ressourcen ist und dass es seine Existenz als immer noch prosperierende Industrie- und Exportnation nicht nur der physischen Schaffenskraft, sondern insbesondere der geistigen Leistung seiner Bürger verdankt, wird bei zahlreichen Anlässen und Gelegenheiten durch Politiker aller Couleur immer wieder hingewiesen. Dabei muss allerdings bedacht werden, dass die dieser geistigen bzw. schöpferischen Leistung zugrunde liegende genetische Konstellation wahrscheinlich weltweit weitgehend gleich ist und sich die feststellbaren Unterschiede wohl vor allem aufgrund äußerer Einflüsse ergeben, Einflüsse, die insbesondere aus dem Bildungswesen einer Gesellschaft resultieren.

Marksteine im Bildungswesen einer Gesellschaft sind die Hochschulen und Universitäten. Eine durch Berufungsverfahren hochselektierte Population an Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern soll aufgrund ihrer akademischen Ausbildung und des wissenschaftlichen Werdeganges ebenfalls selektierten Studierenden Exzellenz abfordern bzw. diese dazu bringen, durch eigenes Engagement, durch kritisches Hinterfragen und durch Aufgreifen aktueller wissenschaftlicher Fragestellungen neue Erkenntnisse zu erhalten und umzusetzen, das heißt, durch schöpferische Tätigkeit an der Weiterentwicklung unserer Gesellschaft mitzuarbeiten.

Wenn nun diese schöpferische Kreativität der große Reichtum einer Gesellschaft ist, dann ist es eigentlich wenig verständlich, dass die Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Expression dieser Kreativität als unzureichend bezeichnet werden müssen.

In einer Zeit, in der die Ebbe in den öffentlichen Haushalten auch auf die Finanzierung der Universitäten durchschlägt, ist es daher umso wichtiger, dass neben der staatlichen Förderung der Universitäten die Förderung von Forschung und Lehre durch Dritte unterstützt wird. Nicht nur im Hinblick auf die staatliche Förderung, sondern insbesondere im Hinblick auf den Zugang zu solchen Drittmitteln stehen die Universitäten untereinander in Konkurrenz. Die Vergabe solcher Drittmittel ist in der Regel an die Qualität, das heißt Exzellenz eines Antrages gebunden; Mittelmäßigkeit oder weniger werden nicht gefördert, es sei denn, aus vordergründigen und in der Regel kurzsichtigen politischen Gründen.

Die Universitäten müssen in diesem Konkurrenzkampf um ihre Ausgangspositionen besorgt sein. Die Optimierung der Rahmenbedingungen zur Durchführung von Forschung und Lehre ist ein kontinuierlicher Prozess, der nicht nur Managementstrategien erfordert, sondern auch die bereits mehrfach erwähnten finanziellen Ressourcen.
Seit 1918 wird dieser Prozess an der Justus-Liebig-Universität Gießen, der vormaligen Ludoviciana, durch die Gießener Hochschulgesellschaft, das heißt deren Mitglieder unterstützt. Das Ergebnis einer Befragung unserer Mitglieder für die dahinter stehenden Beweggründe liegt mir zwar nicht vor, ich bin mir jedoch sicher, dass es in der Regel Anhänglichkeit und Verbundenheit mit der Alma mater, d.h. der derzeitigen oder ehemaligen Wirkungsstätte sind, die zur Mitgliedschaft in unserer Gesellschaft motivieren.
Diesen Mitgliedern gilt unser besonderer Dank, und es erfüllt uns daher stets gleichermaßen mit Schmerz und Trauer, den Tod von Mitgliedern zur Kenntnis nehmen zu müssen, die unserer Gesellschaft zum Teil über viele Jahrzehnte in Treue und mit großem Engagement verbunden waren. Die Gießener Hochschulgesellschaft wird ihnen ein ehrendes Angedenken bewahren.

Es sind die persönlichen Mitglieder, die die Gießener Hochschulgesellschaft formen und ihren Charakter prägen. Um diesen Gestaltungsspielraum besser zu nutzen, würde ich mir daher wünschen, dass es uns gelänge, in Zukunft die über der Mitgliedschaft liegende Anonymität etwas aufzulösen, den Dialog unter den Mitgliedern zu fördern und dadurch etwas zu wecken oder zu verstärken, was im modernen Sprachgebrauch als „Alumny-Feeling" bezeichnet wird.
Dazu bedarf es der Einrichtung verbesserter Kommunikationsmöglichkeiten. Wir haben darüber in der heutigen Vorstandssitzung diskutiert und beschlossen, dass die Gießener Hochschulgesellschaft eine eigene Homepage, unabhängig von der der Universität, einrichtet, wobei durch entsprechende Verknüpfungen der Zugang zur Homepage der Universität bzw. von der Homepage der Universität zu der der Gießener Hochschulgesellschaft gesichert sein muss. Dies bedarf jedoch eines gewissen administrativen Aufwandes, der wahrscheinlich nicht umsonst zu haben sein wird.
Wir erhoffen uns dadurch auch einen Zuwachs an Mitgliedern. Für 2001 ergibt sich die Mitgliederbewegung wie folgt: Bei 5 verstorbenen Mitgliedern und 19 Austritten hatten wir 32 Zugänge zu verzeichnen. Dies ist ein Plus von 8 Mitgliedern, so dass die Mitgliederzahl derzeit bei insgesamt 650 liegt. Der bereits im letzten Jahr erkennbare Trend der Steigerung der Mitgliederzahlen hat sich damit stabilisiert. Dazu beigetragen hat sicherlich auch eine von Prof. Hormuth initiierte Veranstaltung mit Gasthörern unserer Universität, die von der Gießener Hochschulgesellschaft unterstützt wurde.
Um unsere Attraktivität zu erhöhen und um den Diskurs zwischen den Mitgliedern zu fördern, ist es nach wie vor mein Ziel, die jährliche Mitgliederversammlung oder Hauptversammlung zu beleben. Erstmals wurde dieses Jahr allen Mitgliedern mit dem letzten Heft der Gießener Universitätsblätter die Einladung zur Hauptversammlung zugeleitet, ebenso wie die Mitteilung über die Änderung des Beitrages sowie die Bescheinigung für die Entrichtung des Beitrages. In der Vorstandssitzung wurde auch angedacht, auf diesem Wege einen jährlich zu erneuernden Mitgliedsausweis zu versenden, der es unseren Mitgliedern ermöglichen sollte, bestimmte Einrichtungen unserer Universität, z.B. die Bibliotheken, frei nutzen zu können.
Wir wollen die Attraktivität unserer Mitgliederversammlung auch dadurch erhöhen, dass an deren Ende ein interessanter, auf das Allgemeinverständnis abgestimmter Vortrag steht, in dem über spezielle Forschungsthemen aus der Universität berichtet wird. Im letzten Jahr war es Prof. Bretzel, der aus dem Bereich der Medizin zum Thema „Diabetes mellitus und Inselzelltransplantation – neue Heilungschancen für eine Volkskrankheit" berichtete. Mit dem Thema „Die Akropolis von Perge, Ergebnisse der Gießener Archäologie" wird in diesem Jahr ein kulturhistorisch-kunsthistorisches Thema vorgestellt. Bereits jetzt danke ich Herrn Prof.

Martini ganz herzlich für seine Bereitschaft zu diesem Vortrag.
Neben der persönlichen Mitgliedschaft besteht auch die Möglichkeit der juristischen, nicht persönlichen Mitgliedschaft in der Gießener Hochschulgesellschaft. Mitglieder sind hier Unternehmen, aber auch Vereinigungen, wie z.B. studentische Korporationen. Während sich bei studentischen Verbindungen die Mitgliedschaft ebenfalls aus der Verbundenheit zu ihrer Alma mater ergeben dürfte, kann ich die Beweggründe bei den anderen juristischen Mitgliedern nur spekulativ vermuten. So könnte z. B. angenommen werden, dass unsere juristischen Mitglieder die Universität fördern wollen, weil sie u.a. deren herausragende wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt, den Landkreis und damit auch für Mittelhessen erkannt haben, und dass sich für sie Dank der Präsenz der Universität auch ein rascher Zugriff auf hervorragend ausgebildete junge Nachwuchskräfte ergibt. Dies ist, wie gesagt, eine Spekulation und wahrscheinlich – leider – eine nicht zutreffende. Diese Folgerung ergibt sich für mich aus der Beobachtung, dass die Zuwendungen dieser juristischen Mitglieder, gemessen an ihren wirtschaftlichen Fähigkeiten, vielfach im Almosenbereich liegen und damit wahrscheinlich eher eine Feigenblattfunktion haben. Ich appelliere an alle, insbesondere aber an die Mitglieder unseres Verwaltungsrates, hier im Hinblick auf die Ziele unserer Gesellschaft ein Umdenken im Sinne einer verstärkten Förderung zu bewirken.

Im vergangenen Jahr wurden mit gut 120 000,00 DM 43 Klein- und 11 Großprojekte unterstützt. Diese Summe ist bescheiden im Vergleich zu den insgesamt der Justus-Liebig-Universität Gießen für Forschung und Lehre zur Verfügung stehenden Mitteln. Aber, und ich wiederhole mich hier gerne, diese Mittel haben einen sehr hohen Wirkungsgrad. Sie können dort eingesetzt werden, wo andere Mittel aus buchungstechnischen oder sonstigen Gründen nicht zur Verfügung stehen. Durch unsere Förderung wurde erreicht, dass Projekte der unterschiedlichsten Art initiiert, fortgeführt oder zum Abschluss gebracht werden konnten, die ansonsten stecken geblieben oder gar nicht erst aus dem Status nascendi herausgekommen wären. Mit der Vergabe von Fördermitteln sollen weiterhin vorrangig Aktivitäten unterstützt werden, die direkt an der Justus-Liebig-Universität Gießen stattfinden; nur im Ausnahmefall werden daher durch die Gießener Hochschulgesellschaft Aktivitäten von Mitgliedern der Universität an anderer Stelle im In- oder Ausland gefördert. Um unsere Förderung auch nach außen besser kenntlich zu machen, wurden in der letzten Ausgabe der Gießener Universitätsblätter erstmals Berichte über geförderte Projekte aufgenommen.

Unsere Mittel wurden damit nicht nur wirksam, sondern auch öffentlichkeitswirksam eingesetzt, eine Tatsache, die Anreiz für ein zusätzliches Sponsoring sein sollte.
Die Kosten für die Selbstverwaltung der Gießener Hochschulgesellschaft lagen bei knapp 39 000,00 DM. Diese Summe muss, gemessen an dem tatsächlich entstandenen Zeit- und Arbeitsaufwand, und dazu gehören z. B. auch die redaktionelle Bearbeitung und Herausgabe der Gießener Universitätsblätter, als bescheiden angesehen werden. Ich hoffe, auch in Zukunft auf diesem Niveau operieren zu können, und bedanke mich schon jetzt bei den Kollegen im Vorstand für das notwendige weiterhin ungebrochene Engagement.
Soweit die Förderung bei mehr als 2000,00 DM lag, sind die Höhe der gegebenen Zuschüsse sowie die Art des Projektes im Rechnungsabschluss für das Jahr 2001 spezifiziert. Daraus ist zu entnehmen, dass u. a. sieben Dissertationsauszeichnungen gefördert worden sind, dass 5000,00 DM zur ergänzenden Ausstattung des Zentrums für Medien und Interaktivität bereitgestellt wurden, sowie dass eine Summe von 17 000,00 DM zur Neuherausgabe der Broschüre zur Geschichte der Universität zurückgestellt wurde.
Die Gießener Hochschulgesellschaft sieht sich auch verpflichtet, sich nicht nur bei den Feierlichkeiten anlässlich des 200. Geburtstages von Justus von Liebig im Jahre 2003 zu engagieren, sondern insbesondere einen Beitrag zum 400-jährigen Bestehen der Justus-Liebig-Universität Gießen im Jahre 2007 zu leisten.

Aus diesen Gründen werden bis auf weiteres anfallende Jahresüberschüsse im Verwaltungsvermögen angespart. Auch dazu sind die Einzelheiten dem Rechnungsabschluss 2001 zu entnehmen.

Rückblickend auf das 1. Halbjahr 2002 kann ich sagen, dass Antragseingang und der damit verbundene Mittelabfluss ungebrochen sind. Zu einem Förderschwerpunkt hat sich das Zentrum für Medien und Interaktivität entwickelt, dem nochmals 5000,00 € für Ergänzungsausstattungen zur Verfügung gestellt worden sind. Auch die Beziehungen zu unserer Partneruniversität in Łódź wurden nachhaltig unterstützt; hier kann ebenfalls von einer Art Schwerpunktsförderung gesprochen werden. Obwohl die zu erwartenden Effekte nicht sofort in Euro und Cent zu messen sind, halte ich diese Förderung im Hinblick auf unsere gemeinsame und noch aufzuarbeitende Geschichte und das kommende gemeinsame Europa für sehr wichtig. Die Pluralität wird zunehmen, auch die Gießener Hochschulgesellschaft wird sich dieser Pluralität stellen müssen.

Ich darf abschließend bemerken, dass die Zusammenarbeit zwischen dem Vorstand der Gesellschaft und dem Verwaltungsrat, vertreten durch Präsident Maaß, sowie mit der Universität, vertreten durch Präsident Hormuth, hervorragend war. Dazu hat nicht unwesentlich beigetragen, dass es dem Mitglied des Vorstandes, Herrn Behrens von der Karstadt AG, mehrmals gelungen ist, durch die ihn auszeichnende Gastlichkeit das ansonsten sehr trockene Ambiente einer Vorstandssitzung hervorragend zu verbessern. Auch wenn wir der Mitgliederversammlung in diesem Jahr wiederum ab TOP 13 den Status eines „klassischen" griechischen Symposiums geben können, wozu natürlich der Vortrag von Herrn Kollegen Martini ganz ausgezeichnet passt, verdanken wir die dabei übliche Darreichung von Speise und Trank Herrn Behrens. Ganz ganz herzlichen Dank, Herr Behrens, für diese Großzügigkeit.

Ich bedanke mich nochmals für Ihr Kommen, Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft.

Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann
Vorstandsvorsitzender
der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

Wolfram Martini

Akkulturationsgeschichtliche Forschungen auf der Akropolis von Perge

Ein Kooperationsprojekt der Klassischen Archäologie* der Universitäten Istanbul und Gießen

Haluk Abbasoğlu zum 60. Geburtstag

Perge war eine der bedeutendsten antiken Städte von Pamphylien an der südwestlichen Küste der heutigen Türkei am Golf von Antalya (Abb. 1). Daher zog es bereits im frühen 19. Jh. das Interesse archäologischer Reisender auf sich[1]; Ausgrabungen setzten unter A. M. Mansel 1946 ein und werden seit 1988 durch H. Abbasoğlu erfolgreich weitergeführt[2]. Sie haben eindrucksvolle Reste einer einst blühenden römischen Stadt hervorgebracht, die schon in der frühen Kaiserzeit über die späthellenistische Stadtmauer hinauswuchs. Zahlreiche Großbauten wie das Theater, das Stadion, die großen Thermenanlagen oder der ausgedehnte Delikatessenmarkt und reiche Skulpturenfunde spiegeln ebenso wie monumentale Grabbauten in den Nekropolen den Reichtum dieser Stadt in römischer Zeit; mehrere Basiliken unterstreichen die große Bedeutung von Perge in byzantinischer Zeit als zeitweiliger Bischofssitz[3].

Archäologisch ganz unbekannt war jedoch die aufgrund historischer Überlieferung und sprachwissenschaftlicher Überlegungen zu vermutende frühe Geschichte von Perge[4]. Am späthellenistischen Stadttor wurde seit hadrianischer Zeit die Gründung von Perge durch

* Dieser Vortrag wurde auf der ordentlichen Mitgliederversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft am 24. 6. 2002 gehalten.



Abb. 1: Karte der Landschaft Pamphylien



Abb. 2: Die Akropolis von Süden

Kalchas, Mopsos und andere Helden des Troianischen Krieges durch Bronzestatuen gefeiert, deren Statuenbasen teilweise erhalten sind[5]. Derartige Gründungslegenden haben mehr mit dem städtischen Selbstverständnis als der Geschichte zu tun, doch immerhin erwähnt bereits Herodot im 5. Jh. v. Chr. die griechische Besitznahme Pamphyliens durch Kalchas und Amphilochos[6]. Ein weiteres Indiz für die frühe Existenz von Perge am Ende der Bronzezeit bietet die von H. Otten[7] publizierte hethitische Bronzetafel des 13. Jhs. v. Chr. aus Bogazköy. Das darauf erwähnte *Parha* am *Kastaraja* hat Otten aufgrund der lautlichen Ähnlichkeit und aufgrund der Topographie plausibel mit Perge am Kestros gleichgesetzt. Doch das bisher älteste archäologische Zeugnis war eine Inschrift des frühen 4. Jhs. v. Chr. mit einer Weihinschrift in gräko-pamphylischem Dialekt an Wanassa Preiia[8], die große Herrin von Preiia, offenbar die indigene Namensform von Perge, wie sie auch von hellenistischen Münzen bekannt ist[9].

Schon 1890 hat Lanckorónski die Auffassung vertreten, dass auf dem nördlich der Stadt gelegenen, ca. 90 m hohen Tafelberg der berühmte Tempel der Artemis gelegen habe, dessen reiche Schätze der römische Statthalter Verres im 1. Jh. v. Chr. raubte und u. a. deswegen von Cicero angeklagt wurde[10], und dass dort die Akropolis gelegen habe. Zugleich stellte Lanckorónski lapidar fest, dass auf dem Tafelberg keine antiken Reste mehr zu finden seien. Auch kleinere Grabungen 1946 und 1967 auf der vermeintlichen Akropolis führten zu keiner Korrektur dieser Auffassung[11].

1992 lud mich der Leiter der Ausgrabungen von Perge, Prof. Dr. Haluk Abbasoğlu, Ordinarius für Klassische Archäologie an der Universität Istanbul, aufgrund langjähriger wissenschaftlicher Verbundenheit zu einer Kooperation in Perge ein. 1993 wurden vor Ort die Möglichkeiten und Aussichten eines gemeinsamen Projekts erörtert. Ausgangspunkt der Überlegungen waren weniger die historische Überlieferung als die naturräumlichen Gegebenheiten (Abb. 1). Am Westrand einer großen Schwemmebene, die max. 25 x 80 km groß ist, die im Osten, Norden und Westen von dem bis zu 2700 m hoch aufsteigenden Taurus und im Süden vom Mittelmeer begrenzt wird und drei wasserreichen Flüssen, Kestros, Eurymedon und Melas, ihre außerordentliche Fruchtbarkeit verdankt, liegt nördlich des späthellenistisch-römischen Perge ein nur 60 m höherer Tafelberg mit steilen Flanken (Abb. 2); sie haben seit der Antike aufgrund wiederholter Abstürze allerdings ihre Steilheit und damit ihren Festungscharakter weitgehend eingebüßt. Östlich passierte den Tafelberg der in der Antike schiffbare Kestros[12] und bot dadurch einen gegen Stürme und Feinde geschützten Flusshafen und zugleich eine ideale Handelsanbindung an das auch in der Antike nur 10–12 km entfernte Meer.

Dieser Verkehrsweg, die strategische Position und die Fruchtbarkeit der Umgebung boten ideale Voraussetzungen für eine Besiedlung.

Ergänzt wurden diese Überlegungen durch die urbanistische Struktur der römischen Stadt. Die als einzigartige Säulenstraßen mit ihrer fast endlosen Reihe von Wasserbecken gestalteten Hauptachsen gliedern die Stadt in sehr ungleiche Viertel (Abb. 3). Erst wenn man den Tafelberg in den Stadtplan mit einbezieht, ergibt sich ein angemessenes Verhältnis der vier „Stadtviertel". Außerdem endet die Hauptstraße nur scheinbar am Fuß des Tafelbergs, denn das monumentale, zweigeschossige Nymphäum aus hadrianischer Zeit mit der Statue des gelagerten Flussgottes Kestros, das die Beckenreihe der Säulenstraße speiste, weist in den Achsen der beiden gepflasterten Straßenhälften breite Bogendurchgänge auf, die über flache Rampen in den befestigten Hang des Tafelbergs führten. Dadurch wird der Tafelberg geradezu zum Zielpunkt der Hauptstraße von Perge. Auf der Grundlage dieser Überlegungen wurde das gemeinsame türkisch-deutsche Projekt konzipiert, den Tafelberg erneut zu untersuchen und insbesondere der Frage nach frühen, vorrömischen Siedlungsphasen nachzugehen[13].

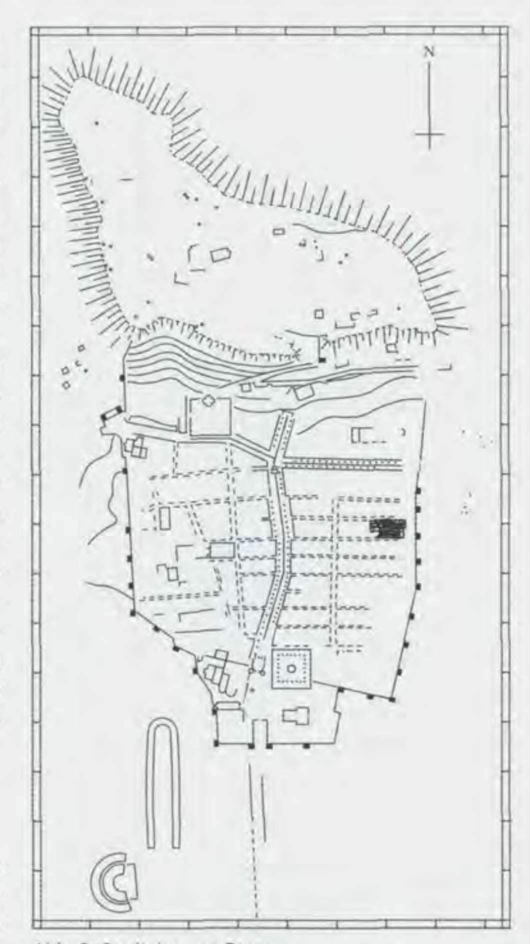


Abb. 3: Stadtplan von Perge

Die Methode

Angesichts einer ca. 200 000 m² großen Fläche des Plateaus und weiterer 200 000 m² Hangfläche mit teilweise bis zu 4–5 m hohem Bambusbewuchs und starker Verschüttung, auch durch gewaltige Felsbrocken, wurde der intensive Survey als prinzipielle Prospektionsmethode gewählt. Quadratmeter für Quadratmeter wurden die Flächen begangen, alle Mauerreste eingemessen, alle Artefakte gesichtet, teilweise eingesammelt, gezeichnet, photographiert, bestimmt und genaue topographische Notizen und Beobachtungen festgehalten, um gezielte Sondagen durchführen zu können. Parallel zum Flächensurvey wurden von 1994 bis 1997 121 Sondagen in einer Durchschnittsgröße von 2 x 2 m in der Regel bis auf den Felsgrund in 20 cm bis 3,75 m Tiefe durchgeführt, um in Ergänzung zum Flächensurvey Erkenntnisse zur Abfolge von Siedlungsphasen zu gewinnen. 1997 wurde eine neue topographische Aufnahme des Tafelbergs mit allen obertägigen und sondierten Bauresten durch den Geodäten M. Waldhauser vorgenommen (Abb. 4). Nachdem dadurch gewisse grundsätzliche Erkenntnisse zur urbanistischen Struktur und Siedlungsgeschichte gewonnen worden waren, wurde in drei ausgewählten Arealen eine geomagnetische Prospektion durch H. Stümpel[14] mit dem Ziel durchgeführt, die begrenzten obertägigen Beobachtungen und die Ergebnisse der Sondagen zu vertiefen und konkrete Hinweise für Grabungsmaßnahmen zu erhalten.

Auf der Kuppe des Westhügels konnte so eine sehr dichte Bebauung mit überwiegend großformatigen Bauten bestätigt werden. Die Interpretation der Geomagnetik stellte sich nach

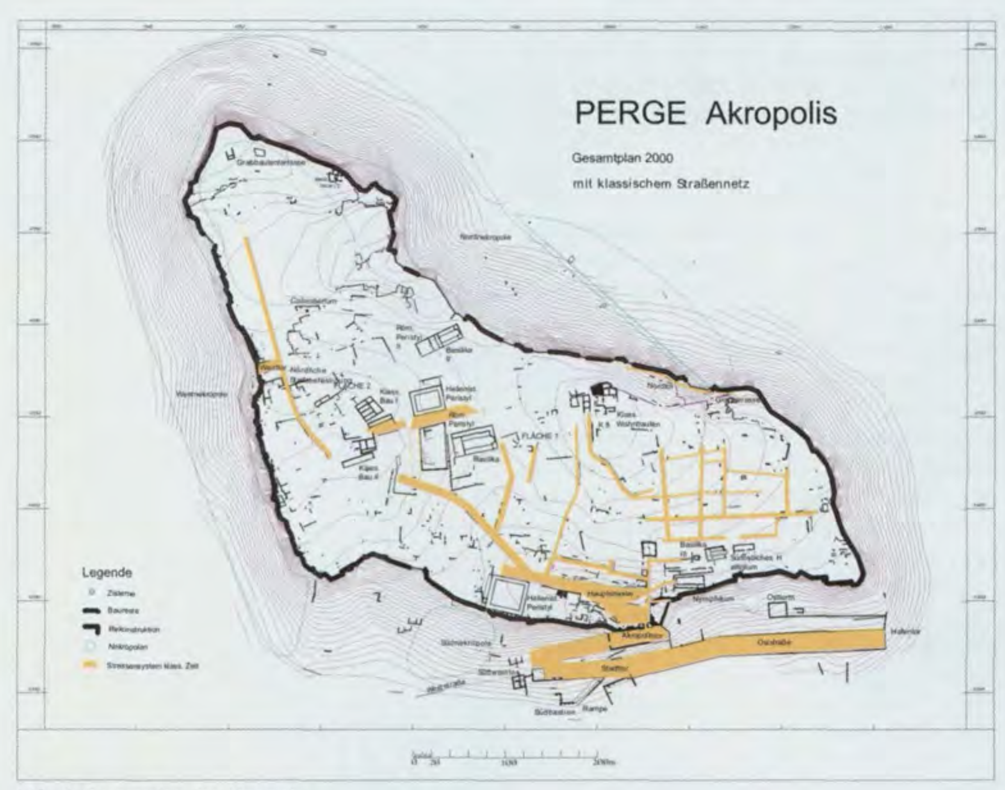


Abb. 4: Gesamtplan der Akropolis

einigen Probesondagen jedoch als sehr schwierig heraus. Zwar gibt das geomagnetische Bild zahlreiche Mauerzüge wieder, die tatsächlich angetroffen wurden und sehr präzise Grabungsmaßnahmen ermöglichen, aber nicht jede tatsächlich vorhandene Mauer ist geomagnetisch erfasst, und umgekehrt werden Mauern angezeigt, wo keine sind. Hinzu kommt das Problem, dass die Geomagnetik natürlich keine Trennung der Bauphasen zulässt, die gerade auf der Akropolis mit ihrer 1500 Jahre währenden Bebauung in sehr großer Dichte vorhanden sind.

Erste Ergebnisse

Der Gesamtplan (Abb. 4) dokumentiert eine städtische Bebauung des Tafelbergs von archaischer bis in mittelbyzantinische Zeit. Die Verteilung der Baureste lässt zudem in groben Zügen die urbanistische Struktur erkennen. Die Hänge des westlichen Teils der Südseite, der gesamten Westseite und fast der gesamten Nordseite waren von Nekropolen belegt, die sich offenbar allmählich von oben nach unten ausdehnten. Die älteste gesicherte Nekropole, die aber bis in byzantinische Zeit genutzt wurde, befand sich – durch eine Stadtmauer mit Tor vom übrigen Plateau abgetrennt – im nördlichen Teil des Tafelbergs, der mit 91 m Höhe die höchste Erhebung aufweist; an seiner Südseite blickten die im 4. Jh. v. Chr. erbauten Grabbauten auf hohen Terrassen mit ihren Fronten zur Stadt. Die mutmaßlich älteste Nekropole befand sich dagegen auf einer kleinen Felsterrasse von 13 x 50 m im nord-östlichen Bereich knapp 20 m unterhalb des Plateaus der Akropolis. Die in den weichen Sinterkalk eingetieften, fassförmigen Gruben sind jedoch ausgeraubt und lassen nur aufgrund ihrer Form auf frühe Entstehung schließen.



Abb. 5: Frühe Besiedlungsphasen

Der bewohnte Bereich nimmt die restlichen ca. 12 Hektar ein und wird durch einen westlichen und östlichen Hügel mit breiter Mulde dazwischen gegliedert. Während die Mulde zumindest seit hellenistischer Zeit weitgehend für öffentliche Großbauten genutzt wurde, nahm die Kuppe des Westhügels ein seit dem späten 6. Jh. v. Chr. nachweisbares ausgedehntes Heiligtum ein. Auf der Kuppe des Osthügels lassen Reste großformatiger Wohnbauten bis zu 1200 m² umbauter Fläche die Wohnsitze einer lokalen Elite vermuten, während der übrige flache Osthügel überwiegend kleinteiligere Wohnbebauung trug. Lediglich in seinem südlichen Bereich befand sich ein großes Heiligtum, das in früh- und mittelbyzantinischer Zeit als christliche Kultstätte weiterlebte. Nennenswerte spätere Zeugnisse menschlicher Besiedlung des Tafelbergs existieren nicht; dagegen bezeugen Funde von Klingen und anderen Werkzeugen aus Silex und Obsidian sowie Keramik spätneolithischer oder chalkolithischer Zeit (spätes 5. Jt. v. Chr.) und der Frühen Bronzezeit (3. Jt. v. Chr.) frühe Besiedlungsphasen (Abb. 5), an die sich seit dem 13. Jh. v. Chr. eine kontinuierliche Besiedlung bis in mittelbyzantinische Zeit (11./12. Jh. n. Chr.) anschloss[15]. Den Zugang zur Akropolis bot eine vermutlich im 5. Jh. v. Chr. angelegte, anfangs 22 m, oben 17 m breite gepflasterte Straße, deren Ausrichtung nach Osten dort den Hafen am Kestros vermuten lässt. Der Aufwand für die Trassierung dieser Straße von über 500 m Länge war immens, da im oberen Bereich ca. 17 m tief in den Hang eingeschnitten werden musste und der Höhenunterschied von 19 m zu dem darunter liegenden Straßenabschnitt eine gewaltige Stützmauer erforderte. Angesichts dieses Aufwands und der ungewöhnlichen Straßenbreite muss es sich um eine Prozessionsstraße



Abb. 6: Rekonstruktion der Oberstadt (K. Wolter)

handeln, die in der Folgezeit aufwändig befestigt und seit hellenistischer Zeit durch ein kompliziertes Befestigungswerk verstärkt wurde. Noch in der befriedeten römischen Kaiserzeit hütete eine Wachmannschaft das obere Akropolistor[16], da es offenbar etwas sehr Wichtiges auf der Akropolis zu schützen galt, vermutlich das Heiligtum der Artemis von Perge, worauf auch die fast einzigartige monumentale Prozessionsstraße hinweist.

Die Rekonstruktion der Ansicht der Oberstadt von Perge (Abb. 6) in der römischen Kaiserzeit zeigt, dass der Besucher nach dem Aufstieg zwischen den hohen Mauern aus weißlichgelblichem Kalkstein und nach Durchschreiten des Akropolistors zuerst in einen unbebauten Bereich gelangte, der durch natürliches Felsgelände und wasserführende Grotten bestimmt war. Über diesen teils natürlichen, teils künstlichen Höhlen dokumentieren Nischen und flache Terrassen sowie vereinzelte Funde die einstige Existenz einer Fülle figürlicher und architektonischer Weihgeschenke, die den heiligen Charakter dieses Bereichs als Auftakt für das vermutlich östlich angrenzende Heiligtum der Artemis, der Göttin der Quellen und der damit verknüpften Fruchtbarkeit, betonten. Erst nach Durchschreiten dieser Kultlandschaft nach Norden oder Westen gelangte der Besucher in die eigentliche Stadt. Für ihre Ausgrabung reicht kein Forscherleben; daher wurde auf der Grundlage der Ergebnisse der Sondagen 1998 ein neues Projekt konzipiert: Die Genese der pamphylischen Kultur vom 12. zum 4. Jh. v. Chr. am Beispiel von Perge unter besonderer Berücksichtigung der damit verbundenen Akkulturationsprozesse.

Zwei Bereiche wurden ausgewählt und geomagnetisch prospektiert, um möglichst präzise Grabungsmaßnahmen vornehmen zu können (Abb. 4): 1. das mutmaßliche Heiligtum auf dem Westhügel (*Fläche 2*) und 2. ein aufgrund

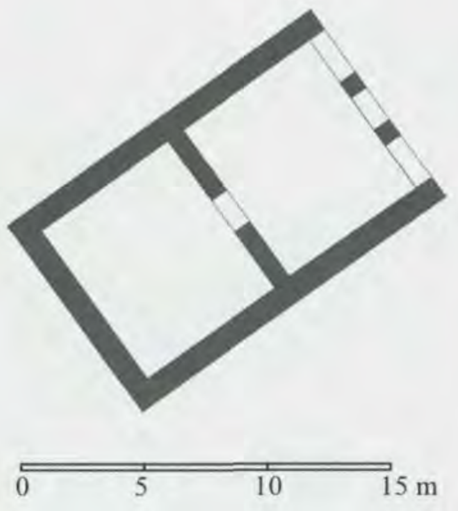


Abb. 7: Späthellenistischer Antentempel, Bau III

relativ mächtiger Schichten der Frühen Eisenzeit interessantes Areal am westlichen Fuß des Osthügels (*Fläche 1*).

Fläche 2

Angesichts der großen Ausdehnung der verschiedenen, mutmaßlichen Sakralbauten auf dem Westhügel in einer Fläche von 50 x 75 m kam eine Flächengrabung nicht in Frage. Mit Hilfe der geomagnetisch ermittelten Mauerzüge, der obertägigen und anhand von Sondagen gewonnenen Beobachtungen wurden weitere 40 Sondagen à 2 x 2 m nach und nach ausgeführt. Für die frühbyzantinische Zeit lässt sich demnach eine große Wohnanlage mit ca. 2250 m^2 Grundfläche mit Fußböden aus Marmor (Opus sectile) und marmorstuckierten Wänden erschließen. Südlich grenzt ein kleinerer Bau mit ca. 910 m^2 Grundfläche an, der aus verputztem Mauerwerk aufgeführt ist und mit polychromen Fußbodenmosaiken ausgestattet war. Da die große frühbyzantinische Basilika von 46 m Länge nur knapp 70 m östlich davon in der Mulde liegt, erscheint es denkbar, dass diese Wohnanlage Sitz des Bischofs war. Von den Bauresten des 6./5. Jhs. v. Chr. unter den Bauten des 5./6. Jhs. n. Chr. konnten überall Spuren beobachtet, aber aufgrund der massiven Überbauung nur unter dem vermutlichen dreiteiligen Speisetrakt der großen Wohnanlage detaillierter untersucht werden. Die sondierten Mauerreste gehören zu drei Vorgängerbauten, deren jüngster, ein Antentempel von 9,60 x 15,50 m (Abb. 7) aufgrund des stratigraphischen Befunds im 1. Jh. v. Chr. errichtet worden ist. Sein fast identischer, aber kürzerer Vorgängerbau (Länge: 13,50 m) stammt aus der Zeit um 300 v. Chr. und entspricht in Gestalt, Größenordnung und Proportionierung gleichzeitigen Antentempeln in Priene[17] und Kos[18]. Dieser nordöstlich orientierte, frühhellenistische Antentempel und sein späthellenistischer Nachfolger bestätigen die Annahme eines Heiligtums auf der Kuppe des Westhügels, das allerdings trotz einiger Votive, die sich auf Dionysos bzw. Aphrodite beziehen, nicht benannt werden kann.

Interessanter ist jedoch der darunter liegende, deutlich größere Bau mit ganz ungewöhnlichem Grundriss, für den die griechische Architektur keine Parallelen bietet. Es sind bis zu 1,20 m hohe Mauerabschnitte aus Quadern oder Orthostaten an der Außenseite und kleinteiligem Hausteinmauerwerk an der Innenseite erhalten. Die Quader mit unregelmäßiger Bosse ruhen unmittelbar auf dem dafür abgearbeiteten Felsgrund und entsprechen mit 53 x 130 cm dem für das frühe 5. Jh. v. Chr. auf der Akropolis beobachteten Normmaß. Dieses Mauerwerk bzw. entsprechende Abarbeitungen im Felsgrund konnten in neun gezielt platzierten Sondagen beobachtet werden und gestatten die Rekonstruktion des Grundrisses (Abb. 8). Vier langrechteckigen Räumen von licht ca. 4,50 x 12, 50 m, von denen mindestens zwei miteinander verbunden waren, war ein mit Kalksteinplatten ausgelegter, schiefwinkliger Hof von 6,30 bzw. 7,30 x 21,60 m vorgelegt, in dessen nördlicher Hälfte sich eine Zisterne (oder ein Grundwasserbrunnen) befindet. Sie wurde bei der Verkleinerung des Hofes verändert, blieb aber funktionsfähig und stand demnach im Zusammenhang mit dem Bau. Die Verfüllung mit späthellenistisch-frühkaiserzeitlicher Keramik[19] lässt ihre Aufgabe erst bei Errichtung des jüngeren Antentempels (Bau III) annehmen, so dass wegen der Lage im mutmaßlichen Altarbereich des älteren

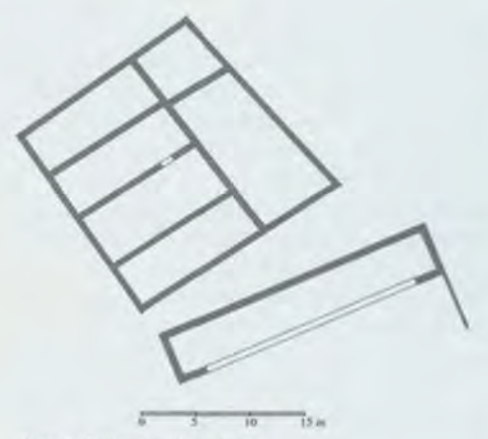


Abb. 8: Früher Kultbau, Bau I

Antentempels (Bau II) eine kultische Funktion anzunehmen ist. Der stratigraphische Befund datiert den eigenartigen Bau I in die 2. Hälfte des 6. Jhs. v. Chr. Vermutliche Weihgaben wie das Fragment eines Buckelrinds, qualitätvolle attisch rotfigurige Scherben und ein männliches Köpfchen des 4. Jhs. v. Chr. legen auch angesichts der nachfolgenden kultischen Kontinuität nahe, dass Bau I ebenfalls ein Kultbau gewesen ist, dessen kulturelle Provenienz im östlichen, phönizischen Raum zu suchen ist.

Im 5. Jh. v. Chr. wurde südlich von Bau I eine 26 m lange Säulenhalle griechischer Prägung errichtet, deren Säulenfront sich nach Süden öffnete und einen zur Stadt hin mit einer Schwelle abgegrenzten Eingangsbereich zum Heiligtum bildete. Eine weitere Säulenhalle von mindestens 40 m Länge wurde im 4. Jh. v. Chr. etwa 25 m weiter südwestlich hinzugefügt und grenzte das Heiligtum auf dem Westhügel von der Straße ab, die vom Akropolistor kommend, an dem hellenistischen „Markt" (Hellenist. Peristyl I) vorbeiführte und auf dem Westhügel nach Norden umbiegend zum Nordtor der Stadt und weiter zur Nekropole auf dem Nordhügel verlief. Die beiden Säulenhallen scheinen bis in frühbyzantinische Zeit unverändert bestanden zu haben; dasselbe gilt für den dazwischen liegenden Bau der Zeit um 500 v. Chr., dessen Grundriss nur durch eine Flächengrabung ermittelt werden könnte.

Das bisher erkannte Architekturensemble lässt eine eigenartige Mischung von Grundrissformen erkennen (Abb. 4). Während die beiden Säulenhallen schon im 5. Jh. v. Chr. griechischem Vorbild folgen, verharrt der erste mutmaßliche Kultbau (Bau I) in lokaler, wohl östlich inspirierter Baugestalt, obwohl die Votive – und das gilt für die gesamte Akropolis – seit dem 6. Jh. v. Chr. griechisch geprägt sind. Trotz dieses offenkundig starken griechischen Einflusses in Perge im Kult wird der Kultbau erst um 300 v. Chr. durch einen Bau griechischer Grundrissgestalt ersetzt. Dieses Nebeneinander unterschiedlicher kultureller Einflüsse findet eine gewisse Parallele in der lang bekannten Weihinschrift an *Wanassa Preiia*, die in gräkopamphylischem Dialekt die typisch griechische Weiheformel enthält. Ähnliche Beobachtungen gewährt auch der Befund in *Fläche 1*.

Fläche 1

Kernbereich der Grabungsmaßnahmen ist *Fläche 1*, in der seit 1998 inzwischen in einem Areal von 19 x 22 m bis auf den Akropolisfelsen bei durchschnittlich 3 m Tiefe gegraben wird, da sich die Befunde hier am geeignetsten erwiesen haben, Aussagen zur frühen Ge-schichte von Perge und auch zur Genese der pamphylischen Kultur und der mutmaßlich zugrunde liegenden Akkulturationsprozesse treffen zu können. Die hier vorgefundenen Artefakte, vor allem Keramik und Werkzeuge aus Silex und Obsidian, umfassen verschiedene frühe Zeiträume, über deren Zusammenhang noch keine Erkenntnisse gewonnen werden konnten. Ob zwischen der spätneolithisch-chalkolithischen und der frühbronzezeitlichen Phase die Besiedlung unterbrochen war, ist mangels eines aussagekräftigen stratigraphischen Befunds ebenso unklar wie die Frage, ob die Späte Bronzezeit unmittelbar an die Frühe Bronzezeit anschließt.

Die Späte Bronzezeit ist immerhin durch bescheidene Schichtbefunde mit mykenischer Keramik der Stufe IIIc vertreten, die auf die Existenz einer Siedlung hinweisen und der Identifizierung des Parha des 13. Jhs. v. Chr. mit Perge einen archäologischen Befund zur Seite stellen und Herodots Zeugnis der Ankunft griechischer Siedler in Pamphylien nach dem Troianischen Krieg stützen. Bis auf wenige, doch eindeutige Scherben fehlt es



Abb. 9: Fläche 1: Vorläufiger Phasenplan

aber noch an Befunden für den Zeitraum der Frühen Eisenzeit (11.–9. Jh. v. Chr.). Bebauungsreste setzen nach bisheriger Kenntnis erst im späten 9. oder 8. Jh. v. Chr. ein, lassen sich aber ab dem 7. Jh. v. Chr. ohne größere Zäsuren bis in die frühbyzantinische Zeit nachweisen.

Der aktuelle Grabungsbefund ist durch eine Vielzahl unzusammenhängender Mauerreste gekennzeichnet, da vor allem zwischen dem 9. und 5. Jh. v. Chr. offenbar häufig einzelne Bauten oder Teile davon erneuert worden sind. Da Baumaterial mühsam aus der Ebene heraufgeschafft werden musste, hat man vorzugsweise die alten Mauern abgetragen, um die Steine wieder zu verwenden. So lassen sich einerseits bis zu 3 oder 4 Bauphasen an einer Mauer feststellen, die entweder alle der archaischen Epoche angehören oder sich auf den gesamten Zeitraum vom 7. Jh. v. Chr. bis zum 5. Jh. n. Chr. bei grundsätzlich gleicher Bautechnik verteilen, andererseits sind teilweise nur die Fundamentgräben oder überhaupt keine Spuren mehr erhalten. Dennoch kann ein vereinfachter vorläufiger Phasenplan (Abb. 9) vorgelegt werden, der einen Eindruck



Abb. 10: Frauenköpfchen

von der Bebauung vermittelt. Sieht man von den ältesten Mauerresten der Frühesten Eisenzeit oder Späten Bronzezeit und dem 9./8. Jh. v. Chr. ab, so fügen sich viele Mauern zu interpretierbaren Strukturen zusammen. Im Norden zeichnen sich die Grundrisse von drei Einraumhäusern des 7. und 6. Jhs. v. Chr. (olivgrün) ab, deren Zugänge alle nach Süden auf einen Rechteckbau in verschiedenen Bau-phasen (dunkelgrün, oliv, rot) ausgerichtet sind.

Diese Häuser mit gemeinsamer Trennwand bestehen aus 60 cm starkem Lehmziegelmauerwerk auf einem Sockel, der aus sorgfältig behauenen Steinen trocken geschichtet ist. Neben der Schwelle dokumentiert ein separater Stein zur Aufnahme der Türangel, dass die Häuser verschließbar waren. Die Wände waren offenbar getüncht, denn einzelne erhaltene Wandbrocken sind rot bemalt. In den einfachen Lehmestrich war der runde Herd aus gebranntem Ton eingelassen; mehrfache Erneuerungen und der Befund mindestens zwei weiterer, aber andersartiger Herdphasen in Haus F 1/27/30 weisen auf intensive und lange Nutzung hin. Standplatten für hölzerne Pfosten in den Ecken bzw. entlang den Wänden (Haus F 1/28) legen die Vermutung nahe, dass die Häuser ein zweites Geschoss besaßen. Eine gleichartige Eingangsschwelle mit Angelstein im Fundament eines römischen Hauses an der Westseite von Fläche 1 und parallel verlaufende Mauerzüge deuten an, dass dort ähnliche Häuser mit der Eingangsöffnung nach Osten, also im rechten Winkel zu der nördlichen Häuserzeile angeordnet waren.

Es scheint, als ob die Häuser auf einen rechteckigen Platz ausgerichtet waren, in dessen Zentrum ein kleiner Lehmbau stand, der aufgrund der Keramik Kypro-Geometrisch III zwischen 850 und 750 v. Chr. datiert werden kann. Die Vergesellschaftung der Keramik mit Tierknochen und Asche lässt auf einen Zubereitungsplatz für Mahlzeiten mit geröstetem Fleisch kleiner und großer Haustiere unmittelbar nördlich dieses Baus schließen[20]. In diese Zeit gehört auch die 80 cm breite, nabelförmige Basis aus weißem Kalkstein, die einst eine wohl anikonische Stele, ein Kultmal aus gelbbraunem Kalksandstein trug. Vermutlich im 7. Jh. v. Chr., als der Lehmbau durch einen Bau mit Steinsockel ersetzt wurde, erhielt das Kultmal eine bauliche Fassung durch einen nach Osten offenen Schrein. In diese Zeit gehört nach der Keramik auch der große Aschenaltar südlich des Baus mit Steinsockel. Er misst bis zu 3 m im Durchmesser und besteht aus einem Gemisch von Asche und Erde, wobei fingerstarke verbrannte Erdschichten zeigen, dass gelegentlich das Feuer durch eine Erdschicht abgedeckt wurde, wie es aus der antiken Literatur bekannt ist. Wann dieser Opferplatz aufgegeben wurde, entzieht sich der archäologischen Beobachtung, da in 60 cm Höhe eine Störung späterer Zeit den Befund vernichtet hat. Da sich jedoch 4 m nördlich des Aschenaltars ein quadratischer Raum aus sorgfältigem Quadermauerwerk des 5. Jhs. v. Chr. befindet, dessen asymmetrischer Eingang auf den Altar führt und der aufgrund seiner Raumform den griechischen Hestiatoria, den Bankettträumen in Heiligtümern, entspricht, ist ein Zusammenhang wahrscheinlich.

Hinzu kommt, dass im 4. Jh. v. Chr. unmittelbar westlich des Aschenaltars eine 2,20 m tiefe Grube von 2,40 m Durchmesser am Boden in den Felsen eingetieft und wohl nach und nach mit Keramik und Tierknochen verfüllt wurde. Neben feinen Trinkgefäßen gibt es auch viele Vorrats- und Kochgefäße, des Weiteren Amphorenstempel und einzelne figürliche Weihgaben, darunter ein Frauenköpfchen (Abb. 10) und eine Protome eines geschmückten Opferstiers. Insgesamt 18 m^3 Erde und dicht gepackte Keramik bieten einen außerordentlich seltenen geschlossenen Fundkomplex hellenistischer Keramik in Kleinasien mit einem großen Formenspektrum. Ergänzt wird das Geschirr durch eine große Menge an Tierknochen (10–20 000), deren stichprobenartige Analyse einen interessanten Einblick in die Speisegewohnheiten der Pergäer vom 4. zum 2. Jh. v. Chr. gewährt. Bezüglich der Fleischanteile ergeben sich folgende Prozentsätze: Rind 50,7%, Schaf und Ziege: 25,17%, Damhirsch: 7,2%, Schwein: 6,8%, Hausequide 6,2%. An pflanzlichen Resten wurden bisher Wein- und Feigenkerne erkannt[21]. Auffällig ist der ungewöhnlich hohe Anteil des verzehrten Rindfleischs[22], der in Zusammenhang mit dem Bankettbau und der Kultbasis vermuten lässt, dass es sich nicht um die Abfallgrube der Siedlung, sondern einen Bothros zur Deponierung der Reste von Kultmahlzeiten handelt.

Aus diesen zeitlich verstreuten Befunden darf geschlossen werden, dass sich hier seit dem 9. oder 8. Jh. v. Chr. ein kleines Heiligtum befand, das sich aus dem anikonischen Kultmal, dem großen Aschenaltar und einem Speisesaal für einen kleinen Teilnehmerkreis zusammensetzte und das Zentrum der nördlich und westlich aufgefundenen Häuser darstellte. Bis in die Spätantike wurde dieses Areal einschließlich der nördlichen Häuserzeile respektiert. Während sonst die römischen Bauten alle älteren Bauwerke zerstört oder überbaut haben, blieb dieses kleine Heiligtum bis in die Späte Kaiserzeit erhalten, da deren Bebauung am westlichen Rand endet. Erst dann muss es zerstört und verschüttet worden sein, denn in frühbyzantinischer Zeit werden zwei große Zisternen ohne Rücksicht auf das Heiligtum angelegt und neue Bauten im Norden und Süden errichtet.

Störungen des Heiligtums gab es allerdings schon früher; ein deutlicher Zerstörungshorizont konnte im gesamten Areal beobachtet werden. Unter den eingestürzten Wänden und zerschlagenen Vorratsgefäßen fanden sich Fragmente einer attischen Trinkschale für Wein, die in die Zeit um 480–470 v. Chr. zu datieren ist, und mehrere Pfeilspitzen aus Bronze. Sie legen nahe, dass in dieser Zeit eine kriegerische Zerstörung von Perge stattgefunden hat, die mit einem überlieferten Ereignis verknüpft werden kann. 469/8 v. Chr. hat der athenische Staatsmann Kimon Heer und Flotte nach Pamphylien geführt, um die Perser weiter in den Osten zurückzudrängen. 25 km östlich von Perge bei Aspendos am Eurymedon hat Kimon in diesen Jahren die Perser zu Land und See vernichtend besiegt. Um den Rücken frei zu haben, muss er die westlichen pamphylischen Städte, die in persischer Hand waren, zuerst erobert haben; Perge dürfte eine dieser Eroberungen gewesen sein. Jedenfalls wird Perge 10–20 Jahre später überwiegend mit Wohnhäusern aus großen Quadern mit ge-pflasterten Straßen neu aufgebaut; in großem Umfang wird Keramik aus Athen importiert. Es scheint, dass Athen Kleruchen nach Perge gesandt hat, athenische Bürger, die die Macht Athens über Perge (und Pamphylien) sichern sollten und zugleich dadurch die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg erhielten.

Auch der neue Speisesaal in dem kleinen Heiligtum (Abb. 9, rot) stammt aus dieser Zeit. Die Einbeziehung des Kultmals durch diesen Bau dokumentiert, dass der Kultbetrieb und die Sitte der gemeinsamen Kultmahlzeit unverändert wieder aufgenommen und bis an das Ende der Kaiserzeit beibehalten wurden. Es wird also mit dem indigenen Kult an eine unbekannte Gottheit oder göttliche Erscheinung die Bau gestalt des typisch griechischen „Hestiatorions" verbunden. Eine weitere bauliche Gräzisierung oder Romanisierung hat dieses Heiligtum nie erfahren. Hier war die indigene Tradition offenbar stärker als im Heiligtum auf dem Westhügel.



Abb. 11: Mykenisches Gefäßfragment

Historische Schlussfolgerungen

Die bisherigen Erkenntnisse erlauben es, die kulturellen Einflüsse in Perge als Grundlage seiner Geschichte zwischen dem 13. und 5. Jh. v. Chr. zu skizzieren. Neben einer unspezifischen handgemachten Keramik tritt im 13. Jh. v. Chr. Keramik der Stufe Mykenisch IIIc (Abb. 11) auf, deren nächste Parallelen Handelsbeziehungen zu Kilikien oder Zypern nahe legen. In der Frühesten Eisenzeit, dem 11. und 10. Jh. v. Chr., findet sich außer lokaler bemalter Keramik zyprische Keramik der Phasen Kypro-Geometrisch I–III (1050–750 v. Chr.), die in Phase 3 auch quantitativ dominiert, während zentralanatolisch geprägte Keramik mit Parallelen zu Alishar IV (8. Jh. v. Chr.) nur in geringem Umfang gefunden werden konnte. Seit dem 8. Jh. v. Chr., vor allem in der Stufe Kypro-Archaisch I, wird die importierte zyprische Keramik in großem Umfang nachgeahmt und beherrscht das Spektrum der verschiedenen keramischen Waren. Diese überraschende enge kulturelle Bindung an Zypern, die auch bei den Terrakotten sichtbar ist, erklärt sich aus der naturräumlichen Situation von Perge in dem pamphylischen Landschaftsraum, dessen Öffnung zum Meer den Seehandel zu dem 100 km entfernten Zypern begünstigte.

Im frühen 7. Jh. v. Chr. setzt im Rahmen der großen griechischen Kolonisation im Mittelmeer der Import von Keramik aus dem westlichen Kleinasien und aus dem ägäischen Raum ein. Vogelschalen, Knickrandschalen und Reliefamphoren haben direkte Parallelen auf Rhodos, während anderes Material z. B. aus Milet und Sardis stammt und die intensive Einbettung von Perge in den mittelmeerischen Handel dokumentiert. Im 6. Jh. v. Chr. wird das Spektrum der Keramik nur geringfügig durch attische Keramik bereichert; signifikanter ist der Wechsel von bisher östlich oder zyprisch geprägten Terrakotten zu Votiven in griechischer Formensprache. Daneben existieren Mischformen, die die lokale Verschmelzung unterschiedlicher kultureller Einflüsse aufzeigen. So ist ein Fragment einer Reliefamphora (Abb. 12) des rhodischen Typus mit einer geflügelten männlichen Gestalt mit Greifenkopf geschmückt, dessen nächste Parallelen in den vogelköpfigen Genien der späthethitischen und neuassyrischen Bildwelt zu finden sind[23]. Im Gegensatz zu seinen östlichen Vorbildern ist der Genius in Perge aber nackt dargestellt; da die männliche Nacktheit im Orient verpönt war, jedoch für die griechische Welt geradezu typisch ist, dürfte sie auf der Reliefamphora den Einfluss griechischer Vorstellungen anzeigen.



Abb. 12: Fragment einer Reliefamphora

Enger in Kontakt mit der griechischen Welt tritt Perge jedoch erst im 5. Jh. v. Chr., als attische Keramik zur dominierenden Importkeramik wird, die Votivterrakotten ausschließlich griechischen Charakter aufweisen, die repräsentativen Bauten griechische Formen und Quadertechnik



Abb. 13: Gefäßboden mit Graffito

übernehmen und – wie Herodot berichtet – die Pamphylier mit griechischen Waffen ausgerüstet sind. Dennoch überwiegen Mischformen aus traditionellem indigenen und innovativem griechischen Formen- und Gedankengut, die auch den ab dem 4. Jh. v. Chr. überlieferten gräko-pamphylischen Dialekt kennzeichnen, während nach Ausweis eines Graffito (Abb. 13) vorher vielleicht ein indigenes Pamphylisch gesprochen und geschrieben wurde[24]. Erst seit dem späten 4. Jh. v. Chr., nachdem Alexander der Große auch Pamphylien in den griechischen Herrschafts- und Kulturbereich integriert hatte, werden die Inschriften in Griechisch verfasst und der Tempel auf dem Westhügel wie die übrigen materiellen Hinterlassenschaften nach griechischem Vorbild gestaltet. Perge ist Teil der hellenistischen Welt geworden.

Anmerkungen

[1] K. Graf Lanckorónski, Die Städte Pamphyliens und Pisidiens, Bd. I, Prag–Wien–Leipzig 1890, 36ff.
[2] H. Abbasoğlu, The Perge Excavations, in: O. Belli, (Hrsg.), Istanbul University's Contributions to Archaeology in Turkey (1932–2000), Istanbul 2001.
[3] Der Neue Pauly, Bd. 9, 2000, 562ff. s. v. Perge (W. Martini).
[4] A. Pekman, History of Perge, Ankara 1989, 60ff.; M. E. Özgür, Perge, Istanbul 1988.
[5] S. Şahin, Die Inschriften von Perge. Bd. I, Bonn 1999, Nr. 101ff., 134ff.; P. Weiss, Lebendiger Mythos, Würzburger Jahrb. 10, 1984, 179ff.
[6] Herodot VII 91.
[7] H. Otten, Die Bronzetafel aus Bogazköy. Ein Staatsvertrag Tuthalijas IV., Wiesbaden 1988, 13. 37f.
[8] C. Brixhe, Le dialecte grecque du Pamphylie, Paris 1976, 160f.; Şahin a. O., Nr. 1, S. 2f.
[9] J. Nollé, Sylloge Nummorum Graecorum Deutschland, Pfälzer Privatsammlungen, 4,1: Pamphylien, München 1993, Nr. 238 und 257.
[10] Cicero, Verr. II 1, 54; 3, 54; 4, 71; 5, 185.
[11] H. Abbasoğlu, Ausgrabungen auf der Akropolis von Perge, in H. Abbasoğlu – W. Martini, Die Akropolis von Perge I, Mainz 2003, 1ff.
[12] Strabon 14, 667.
[13] Zu Dank bin ich der DFG verpflichtet, die trotz der vagen Indizien das Projekt in das Schwerpunktprogramm „Grundlagenforschung im antiken Kleinasien" aufnahm und seit 1999 unter anderer Fragestellung im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Formen und Wege der Akkulturation im östlichen Mittelmeergebiet und im Schwarzmeergebiet" fördert. Zu danken habe ich auch meinen Mitarbeitern, N. Eschbach, M. Recke, U. Theisen, F. Weimer und H. Öztürk (Istanbul), deren besonderes Engagement wesentlichen Anteil an den vorgelegten Ergebnissen hat.
[14] H. Stümpel (Geophysik Kiel) und seinen Mitarbeitern danke ich für ihren engagierten Einsatz im schwierigen Gelände.
[15] Diese Ergebnisse der ersten vier Kampagnen (1994–1997) werden demnächst in H. Abbasoğlu – W. Martini, Die Akropolis von Perge I, Mainz 2003, vorgelegt.
[16] Şahin a.O., 271f. Nr. 234/5.
[17] Tempel des Asklepios oder Zeus (?), ca. 7 x 11,80 m (Th. Wiegand – H. Schrader, Priene. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1895–1898, Berlin 1904, 139ff.).
[18] Asklepiostempel, 8,78 x 15,07 m mit quadratischem Pronaos und Cella (G. Gruben, Die Tempel der Griechen, München² 1976, 402ff.).
[19] Die Keramik kam aus den unteren 5 m der Zisterne durch Bohrungen zutage, die von H. Brückner und D. Kelterbaum (Univ. Marburg) durchgeführt wurden.
[20] Die Analyse der Tierknochen wird M. Fabis, Univ. Nitra, verdankt.
[21] Die Analyse wird H. Kroll (Kiel) verdankt.
[22] J. Peters – A. v. d. Driesch, Siedlungsabfall versus Opferreste: Eßgewohnheiten im Archaischen Milet, IstMitt 42, 1992, 117ff.
[23] z.B. W. Orthmann, Propyläen Kunstgeschichte, 18. Der alte Orient, Berlin 1985, Abb. 200. 259. 361. 365.
[24] G. Neumann, Eine epichorische Inschrift, in H. Abbasoğlu – W. Martini, Die Akropolis von Perge I, Mainz 2003, 165ff.


Justus v. Liebig
1803 - 1903
Liebig's Fleisch-Extract
hat sich seit nahezu einem halben
Jahrhundert bewährt.

Günther Klaus Judel

Justus Liebig, Georg Giebert und der Fleischextrakt

Aus Anlass des 200. Geburtstages Justus Liebigs

Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind verschiedene Fleischextrakte zur ärztlichen und zur allgemeinen Verwendung entwickelt worden, doch keiner unter ihnen hat so viel Erfolg gehabt wie der Fleischextrakt von Justus Liebig. Die relativ schonende Extraktion und Konzentrierung des Produktes, seine Reinheit von Fremdstoffen und seine gleichmäßig hohe Qualität haben seine Einführung seinerzeit sehr beschleunigt. Der Name Liebigs, der in der Werbung benutzt werden durfte, tat ein Übriges, um seinen Fleischextrakt zu einem vollen Erfolg werden zu lassen.
Welchen Ursprung hat dieser Extrakt? Wer hat ihn erfunden? Wie hat sich die Fabrik entwickelt, in der der Fleischextrakt erzeugt wurde und die das kleine und ursprünglich sehr arme Dorf Independencia und das nahe gelegene Hafenviertel Fray Bentos zu einer der blühendsten, modernsten und aktivsten Städte der Republik Uruguay werden ließ? Welche Produkte wurden neben dem Fleischextrakt in der Fabrik noch hergestellt?

Justus Liebig

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir uns zunächst in das Deutschland des 19. Jahrhunderts versetzen. Am 12. Mai 1803 wurde Justus Liebig in Darmstadt im damaligen Großherzogtum Hessen-Darmstadt geboren. Er hat sich von seiner Kindheit an für chemische Vorgänge interessiert, welche er in der Werkstatt seines Vaters und auf Jahrmärkten kennen lernte und außerdem in Büchern, die er sich aus der herzoglichen Bibliothek auslieh. Für ihn war von Anfang an klar, dass er Chemiker werden wollte und begann daher mit 15 Jahren eine Apothekerlehre in Heppenheim. Dort entdeckte er aber bald den beträchtlichen Unterschied zwischen der Pharmazie und der praktischen Chemie. Deshalb beendete er seine Lehre vorzeitig und begann 1820 in Bonn das Studium der Chemie, das er ein Jahr später an der Universität Erlangen fortsetzte. Auch das Studium in Deutschland missfiel ihm, weil die Vorlesungen viel theoretischen Stoff und wenig praktische Übungen enthielten. Sein innigster Wunsch war es, Chemie in Paris bei den damals fortschrittlichsten Professoren studieren zu können. Diesem Wunsch kam er näher, als der großherzoglich-hessische Staatssekretär Schleiermacher, zu dem er gute Beziehungen hatte, auf seine Bitten hin dem Großherzog Ludwig I. ein Stipendium für Justus Liebig nahe legte. Nach kurzer Überlegung genehmigte der Großherzog die benötigte Summe, und Liebig reiste umgehend nach Paris.
Hier fand er alle die Möglichkeiten des Chemiestudiums, die er sich erträumt hatte, und stürzte sich mit Feuereifer in die Arbeit bei den Professoren Thénard, Gaultier und Dulong, später auch bei Gay-Lussac, Petit, Laplace und Cuvier. Er hörte nicht nur täglich die vorgeschriebenen Vorlesungen, sondern durfte bald auch in den Laboratorien mitarbeiten. Mit einer Arbeit über Knallquecksilber fiel er dem zufällig anwesenden Alexander von Humboldt auf, der ihn daraufhin bei seinem Landesfürsten als zukünftigen Chemieprofessor empfahl. Großherzog Ludwig I., der nun überzeugt war, dass sein Stipendium gute Früchte trug, gab umgehend die Anweisung, für Justus Liebig an der Universität Gießen eine Professur einzurichten. Der Anfang in Gießen war für Liebig recht schwer, weil er einen großen Teil der Professorenschaft gegen sich hatte. Denn er war nicht von der Universität in einem normalen Verfahren berufen, sondern ihnen vom Großherzog aufoktroyiert worden. Liebig ließ sich aber nicht beirren, zumal die Studenten ihn bald zu schätzen lernten und immer mehr

Studenten allein Liebigs wegen nach Gießen kamen. Durch seine Epoche machenden Arbeiten, die Entwicklung neuer Verfahren und Geräte und durch seine moderne Lehrmethode wurde er zunächst in Deutschland und dann auch überall in Europa bekannt und schließlich berühmt.

Fleischextrakt

Liebig beschäftigte sich viel mit analytischen Fragen. Unter anderem untersuchte er Getreide und Brot, pflanzliches und tierisches Fett und schließlich ab 1843 zusammen mit seinen Studenten auch das Fleisch verschiedener Tierarten auf seine Zusammensetzung und Inhaltsstoffe. Er extrahierte dabei das Fleisch mit kaltem und mit heißem Wasser und fand in der Brühe u. a. das Kreatin und die Zersetzungsprodukte Kreatinin, Sarkosin und Inosinsäure und viele andere Substanzen, deren Konstitution er zunächst nicht aufklären konnte. (Deren Kenntnisse waren auch 60 Jahre später noch nicht wesentlich fortgeschritten (8, 18, 21)).
Die Vielzahl der im Extrakt gelösten Stoffe brachte Liebig auf den Gedanken, dass der Extrakt dem Fleisch möglicherweise weitgehend gleichwertig sei und das Fleisch ersetzen könne. Er bemühte sich, die Fleischbrühe einzudampfen und erhielt einen braunen Sirup, in dem sich Kreatinkristalle bildeten. In weiteren Versuchen gelang es ihm, die Brühe in ein trockenes Pulver zu verwandeln.
Liebig machte seine Herstellungsmethode durch eine Broschüre (9) und durch seine Artikelserie *Chemische Briefe* (10) bekannt, die regelmäßig in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* erschienen. Er wies u.a. darauf hin, dass in Ländern mit großen Weideflächen, wie in Südamerika, in Mexiko, Australien und Teilen der USA das Fleisch von Rindern und Schafen extrem billig sei und dass es sinnvoll sei, dort Fleischextrakt-Fabriken zu errichten. Eine Zufuhr dieses Extraktes könne für die überwiegend Kartoffeln essende Bevölkerung Europas vielleicht von ganz besonderer Bedeutung sein (24).
Der Fleischextrakt hätte nach Liebigs Meinung als ein solcher Ersatz dienen können, doch war für die Verbreitung als Nahrungs- und Genussmittel eine wirtschaftliche Grundlage nicht gegeben, da die Fleischpreise in Deutschland viel zu hoch lagen. Immerhin ließ der Leibarzt des bayerischen Königs, Prof. von Breslau, der Liebigs Abhandlung gelesen hatte, ein Extractum Carnis nach Liebigs Vorschrift in der königlichen Hofapotheke des Franz Xaver Pettenkofer zubereiten. Er verordnete seinen Kranken den Extrakt in geeigneten Fällen und fand die in dieses diätetische Mittel gesetzten Erwartungen so vollkommen gerechtfertigt, dass auf seine Empfehlung hin die Verfasser der neuen bayerischen Pharmakopöe 1847 beschlossen, dasselbe unter die officinellen Präparate aufzunehmen (7). Daraufhin entschloss sich Franz Xaver Pettenkofer, nun selbst Extrakte herzustellen, von Liebig prüfen zu lassen und dann in seiner Apotheke zu verkaufen. Später war Liebig stolz, dass die Hofapotheke fast 2500 kg Rindfleisch jährlich zu Fleischextrakt verarbeitete.
Nach dem Tode des Franz Xaver Pettenkofer übernahm sein Neffe, Prof. Max von Pettenkofer, im Mai 1850 die königliche Hofapotheke (7). Als Liebig 1852 durch dessen Vermittlung nach München übersiedelte, bat dieser ihn um Erlaubnis den Extrakt *Liebigs Fleischextrakt* zu nennen. Liebig willigte gerne ein. Der Extrakt wurde von Münchener Ärzten mehr und mehr als gutes Kräftigungsmittel empfohlen, doch nur wenige konnten den hohen Preis bezahlen. Denn der Extrakt wurde vom Hofapotheker und alsbald auch von anderen Münchener Apothekern nur in kleinen Mengen produziert. Man brauchte 32 kg frisches, mageres Fleisch, um daraus 1 kg Fleischextrakt zu gewinnen.

Bewährungsprobe

Die Kenntnis der Inhaltsstoffe des Fleischextraktes kam Liebig zugute, als er in München 1853 in eine prekäre Situation geriet: Emma Muspratt, die Tochter seines englischen Freundes James Muspratt, die bei ihm zu Besuch weilte, erkrankte an schwerem Typhus (24). Sie wurde täglich schwächer, überwand aber die Krise. Trotzdem war Liebigs Hausarzt, Dr. Pfeuf-

fer, überzeugt, dass sie die nächsten Tage nicht überleben könne, da sie nicht in der Lage war, Nahrung aufzunehmen.
Liebig wusste, dass es bei dieser Krankheit kaum eine geeignete Kost gab, weil der Patient das Essen im Darm nicht verarbeiten konnte. In dieser Situation kam ihm der Gedanke, es müsse doch möglich sein, die Kranke mit einer Flüssigkeit zu ernähren, die ohne weitere Verdauung direkt vom Darm aufgenommen werden könne. Vielleicht, so meinte er, könne er Emma mit einer Fleischbrühe stärken, wie er sie vor Jahren bei der Untersuchung des Fleisches hergestellt und beschrieben hatte. So nahm er frisches Hühnerfleisch, hackte es klein und legte es 8–12 Stunden in stark verdünnte Salzsäure. Dann filtrierte er das Fleisch ab, neutralisierte die Flüssigkeit und flößte diese der Kranken langsam ein (Infusum). Sein Bemühen hatte vollen Erfolg. Emma wurde von Tag zu Tag kräftiger und nach zwei Wochen wieder gesund (14). Liebig war hoch beglückt und glaubte, der Gehalt des Infusums an Fleischproteinen habe die Gesundung bewirkt. Er war nun überzeugt, dass auch der Fleischextrakt, der dem Infusum in seiner Zusammensetzung sehr nahe kommt, nicht nur ein Stärkungsmittel sei, sondern das Fleisch auch weitgehend ersetzen könne, also ein Nahrungsmittel für ärmere Bevölkerungskreise sei, wenn es zu einem moderaten Preis angeboten würde. Dazu muss man bedenken: Die wirtschaftliche Situation Europas in der Mitte des 19. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch eine schnell zunehmende Industrialisierung. Im Gefolge wuchsen die Städte; immer mehr Menschen zogen vom Land in die Stadt, weil sie hier bessere Verdienstmöglichkeiten erwarteten. Der bessere Verdienst änderte nun die Ernährungsgewohnheiten: Es wurde mehr Fleisch gegessen. Dadurch wurde bald das Vieh knapp und teuer, so dass die ärmeren Bevölkerungsschichten nach einem billigeren Ersatz suchten.

Der Streit

Liebigs Feststellung in seinen Veröffentlichungen, beim Fleischextrakt handle es sich um ein Nahrungsmittel, das der ärmeren Bevölkerung weitgehend als Fleischersatz dienen könne, hatte ein Nachspiel. Denn die beiden Professoren Pettenkofer und Voit waren aufgrund ihrer Untersuchungen zu dem Schluss gekommen, dass es kein Nahrungsmittel sei, sondern ein Genussmittel (17, 23). Sie erkannten den hohen diätetischen Wert des Extraktes zwar voll an, doch konnte er ihrer Meinung nach in Verbindung mit pflanzlicher Nahrung die Fleischkost in keiner Weise ersetzen oder auch nur den Bedarf an Fleisch herabsetzen. Liebig war empört. Pettenkofer suchte zu vermitteln und Liebig zu besänftigen, indem er ihm erklärte, dass der Fleischextrakt in seiner Bedeutung nicht herabgesetzt werde, wenn man ihm die Eigenschaft eines Nährmittels abspreche und es als Genussmittel deklariere. Liebig war zwar nicht seiner Ansicht, aber er beruhigte sich wieder, und die Freundschaft mit Pettenkofer blieb erhalten. Voit hingegen beharrte auf seiner einseitigen Stellungnahme und löste dadurch einen jahrelangen Zwist mit Liebig aus. Erst kurz vor dem Tode Liebigs kam es zu einer Aussöhnung, doch blieb jeder der Kontrahenten bei seiner vorgefassten Meinung. Abschließend sei erwähnt, dass die heutige Wissenschaft den Professoren Pettenkofer und Voit Recht gibt. Heute gilt der Fleischextrakt als leichtes Stärkungsmittel, vor allem aber als eine den Appetit und die Verdauung anregende Würze für vielerlei Gerichte.

Fray Bentos

Zur gleichen Zeit, in der in München um die Bedeutung des Fleischextraktes als Nähr- oder Genussmittel gestritten wurde, bereiste August Hoffmann, ein deutscher Einwanderer, der seit 1854 in Montevideo lebte, sein neues Heimatland Uruguay. Dabei stellte er fest, dass das Gebiet am linken Ufer des Rio Uruguay sehr gut geeignet war, um hier eine Siedlung zu errichten. Dies nicht nur wegen des dort vorhandenen fruchtbaren Bodens, sondern weil der Rio Uruguay auch für größere Schiffe befahrbar war. Bisher hatte hier seit 1850 nur eine mäßige Holznutzung durch die Arbeiter des Don Francisco Martinez de Haedo stattgefunden, dem das ganze Gelände bis zum Rio Negro

gehörte (20). Das geschlagene Holz diente den in einem natürlichen Hafen am Rio Uruguay ankernden Schiffen zum Befeuern ihrer Dampfmaschinen. In der Überzeugung, dass der natürliche Hafen und seine Umgebung ein zukunftsträchtiger Ort sei, bildete Hoffmann 1858 mit seinen Freunden James Lowry, G. Hodgskin, den Brüdern Errascin und Ricardo Hughes eine Genossenschaft, um hier ein Gelände von 130 qkm für 72 000 Patacones zu kaufen. Sie teilten die Fläche unter sich auf und beschlossen, die Gegend zu erschließen. Die geplante Ortschaft sollte „Independencia" heißen und der nahe gelegene natürliche Tiefwasserhafen den Namen „Fray Bentos" erhalten. (Diesen Namen verdankt der Hafen einem dort jahrelang lebenden frommen Einsiedler namens „Bruder Bentos" (3)).
Die erste industrielle Ansiedlung am Hafen war noch im gleichen Jahre eine Salzfleischfabrik mit einem Kai am Rio Uruguay, die von Ricardo Hughes und William Haycroff betrieben wurde, und die die vorbeifahrenden Schiffe mit frischem Fleisch versorgte. Allerdings war vier Jahre früher (im Jahre 1853) bereits der Franzose José Hargain mit seiner Familie ins Land gekommen und hatte an der Mündung des Arroyo Laureles in den Rio Uruguay eine kleine Farm errichtet. Er war somit der erste Siedler (Nach ihm ist heute ein Platz in Fray Bentos benannt). Zunächst hauste er in einer Strohhütte zusammen mit seiner Frau und einer Milchkuh. Bald aber errichtete er sich ein festes Haus, das er ausbaute und „Hotel" nannte (1). Er lebte vor allem vom Handel, den er mit den Besatzungen der ankernden Schiffe und mit den Passagieren betrieb, die nach Mercedes oder Gualeguaychú reisen wollten oder die Zimmer in seinem „Hotel" den engen und heißen Kabinen auf den Schiffen vorzogen. Der Strom der Auswanderer aus Europa brachte sehr bald auch nach Independencia viele neue Siedler und Arbeiter. Daraufhin wurde dort 1860 eine Poststation eingerichtet und José Hargain vom Präsidenten Pereira als Postamtsverwalter und Guillermo Hammet als Ortsvorsteher eingesetzt. Außerdem wurden nun die ersten Polizisten im Ort stationiert, denn zu diesem Zeitpunkt gab es bereits rund 500 Einwohner.

Gieberts Plan

Im Jahre 1861 besuchte der deutsche Ingenieur Georg Christian Giebert, der im benachbarten Brasilien Straßen baute und mit August Hoffmann befreundet war, das Dorf Independencia. Dabei sah er die riesigen Viehherden, die dort weideten und die letztlich nur wegen ihres Felles, der obersten Fettschicht, der Knochen und des Horns geschlachtet wurden. Das Fleisch war wegen der hohen Temperatur (und da es damals noch keine Kühlmaschinen gab) nicht transportfähig und wurde einfach den Geiern und anderen wilden Tieren überlassen. Georg Giebert hatte die Chemischen Briefe (10) gelesen und daher von Liebig's Fleischextrakt gehört, kannte ihn aber nicht. Als er im Frühling 1862 in Deutschland auf Heimaturlaub war, reiste er nach München und kaufte sich Muster des Fleischextraktes, um ihn zu probieren. Der Geschmack und die Qualität des Extraktes überzeugten ihn. Als nächsten Schritt besuchte er Justus Liebig und machte ihn auf die besonderen Verhältnisse in Südamerika aufmerksam. Insbesondere wies er darauf hin, dass dort das Vieh sehr reichlich vorhanden und deshalb sehr billig sei. Er schlug vor, in Uruguay eine Fleischextrakt-Fabrik zu errichten und das Fertigprodukt nach Europa zu exportieren, wo es zu etwa einem Drittel des gegenwärtigen Preises verkauft werden könne. Er bot ihm eine Direktorenstelle der chemischen Abteilung zur Kontrolle des Fleischextraktes an, eine jährliche Einnahme von 1000 Pfund Sterling und für seine bisherigen Verdienste (Entwicklung des Fleischextraktes) eine Einmalzahlung von 5000 Pfund Sterling (20).
Liebig hörte interessiert zu, hatte aber Bedenken, weil das Herstellungsverfahren bisher nur im kleinen Maßstab praktiziert worden war. Er erklärte sich aber bereit, Giebert in allen chemisch-technischen Fragen zu beraten und auch seinen Namen für das Endprodukt zur Verfügung zu stellen. Er machte dabei zur Bedingung, dass ihm und Pettenkofer die fortwährende Kontrolle der Qualität des in Fray Bentos erzeugten Fleischextraktes zugestanden werden müsse (7). Insbesondere dürfe das Fertigprodukt keine Spur von Fett oder Leim-

substanz aufweisen, weil dadurch Lagerfähigkeit und Geschmack beeinträchtigt würden. Und er gab die Anregung, beim Schlachten der Tiere die für die Extraktherstellung unbrauchbaren Teile nicht zu entsorgen, sondern nach Möglichkeit einer sinnvollen Verwendung zuzuführen. Abschließend riet er ihm, sich in der Hofapotheke bei Herrn von Pettenkofer die praktische Methode der Fleischextrakt-Herstellung erklären und vorführen zu lassen (24). Giebert akzeptierte die von Liebig genannten Bedingungen und Vorschläge bereitwillig. Bei einem Besuch Pettenkofers einigte er sich mit ihm dahingehend, dass dieser ihm die Methode erklärte und ihn bis ins Detail mit der Herstellung des Extraktes vertraut machte. Dies geschah in den folgenden Wochen solange, bis Giebert glaubte, die Methode genügend zu kennen und zu beherrschen.

Mit Liebigs Zusage im Rücken war er nun entschlossen, in Fray Bentos eine Fleischextrakt-Fabrik zu installieren. Bevor er nach Uruguay zurückkehrte, besuchte er die mit ihm befreundeten Kaufleute Joseph Bennet und Otto Günther in Antwerpen. Er stellte ihnen seine Pläne detailliert vor und konnte sie für sich gewinnen. Otto Günther gelang es in wenigen Tagen, seinen Bruder Charles und mehrere wohlhabende Kaufleute in Antwerpen vom Sinn des Unternehmens zu überzeugen und mit ihrer Hilfe das benötigte Kapital bereitzustellen. Als nächstes reiste Giebert nach Deptford in England. Dort ließ er zunächst eine kleine Pilotanlage planen und bauen und führte dann Extraktionsversuche im halbtechnischen Maßstabe durch. Anschließend schiffte er sich nach Uruguay ein, wo er in Fray Bentos von Ricardo Hughes ein kleines Gebäude in der Nähe des Kais der Salzfleischfabrik mietete. Im Januar 1863 trafen am Kai auch die Maschinen und Geräte aus Deptford ein. Sofort ging er mit seinen frisch angeheuerten Arbeitern daran, die Maschinen zu installieren und eine kleine Fabrikation vorzubereiten. Nach mehreren missglückten Versuchen und einigen Verbesserungen des Verfahrens konnte er am 25. August 1863 endlich die regelmäßige Produktion aufnehmen, indem er 10 Tiere täglich schlachtete. Im November 1863 war es so weit: Giebert konnte einige Proben seines Fleischextraktes an Liebig schicken. Liebig schrieb später: Schwerlich habe ich vorher eine größere Genugtuung empfunden als die, die ich gefühlt habe, als ich den Brief Gieberts empfing, in dem er mir sagte, er habe schon die ersten Resultate der Fleischextrakt-Produktion nach Europa geschickt. Die ersten Muster waren schon einige Tage zuvor in München angekommen, hergestellt aus 80 Pfund Ochsenfleisch und 30 Pfund Hammelfleisch. Und ich kann zufrieden sagen, dass die Qualität viel besser ist, als ich erwartet hatte, eben weil das Fleisch aus fast wilden Tieren herkommt. Herr Giebert wünscht, dass der Fleischextrakt meinen Namen trage: „Extractum Carnis Liebig". Da er nach meiner Methode gemacht worden war, sagte ich „Ja" (24).

Gieberts Firma

Nachdem Giebert die endgültige Zusage Liebigs erhalten hatte, gründete er im April 1863 die „Fray Bentos Giebert & Co.". Am 9. November 1863 kaufte diese Gesellschaft das von ihr benötigte Gelände und begann mit dem Bau der Fleischextrakt-Fabrik. Sie sollte nicht nur der Extraktion von Fleisch dienen, sondern es sollten auch die Abfallstoffe wie Felle, Schafwolle, Talg und Knochen zu verkaufsfähigen Produkten verarbeitet werden. Gleichzeitig wurde in der Nähe die Estancia „La Pileta" für eine eigene Rindviehzucht erworben. Schließlich war Giebert daran gelegen, die am Ufer liegende Salzfleischfabrik von Ricardo Hughes zu kaufen. Durch die Vermittlung von August Hoffmann konnte er sie am 10. März 1865 erwerben und hatte damit einen eigenen Verladekai am Fluss und ein zusätzliches Fabrikgebäude. Weitere Aktivitäten entfaltete Giebert beim Bau von Unterkünften. Zwar bestand das Dorf mittlerweile aus rund 80 Häusern, aber in ihnen wohnten mehr als 700 Personen, und so reichten die vorhandenen Häuser bei weitem nicht aus, um die neuen Arbeiter zu beherbergen, die die Fabrik bauen und sie später betreiben sollten. So baute er zeitgleich an der Fabrik und einer Arbeitersiedlung. Zur Siedlung gehörte später auch eine Kirche, die von José Beyres und José

Salaberry entworfen und gebaut wurde. Um die Verkehrslage zu verbessern, wurde schon 1866 eine Brücke über den an das Dorf grenzenden Arroyo Laureles gebaut, ein paar Jahre darauf entstand eine weitere Brücke über den Rio Uruguay, um im benachbarten Argentinien Rinder kaufen und zur Fabrik treiben zu können (1).

Die LEMCO

Die Gesellschaft, die ihr Stammhaus in Antwerpen hatte, produzierte 1864 insgesamt 23 000 und im folgenden Jahre 28 000 kg Extrakt. Der Verkauf verlief problemlos und äußerst erfolgreich. Um genügend Kapital für eine Erweiterung der Fabrik zu bekommen, musste die Gesellschaft jedoch vergrößert werden. So wurde im Dezember 1865 mit zusätzlichen Gesellschaftern die „Liebig's Extract of Meat Company Limited" (LEMCO) gegründet. Ihr Stammhaus lag nunmehr in London, das Depot für Europa in Antwerpen. Das Anfangskapital war mit 500 000 englischen Pfund Sterling ausreichend, um die „Fray Bentos Giebert & Co." zu kaufen und die Gebäude und Maschinen derart zu erweitern, dass täglich 500 bis 600 kg Extrakt erzeugt werden konnten. Der Besitz der LEMCO umfasste 1865 bereits: die Fabrik für die Produktion des Fleischextraktes und die Verarbeitung der Nebenprodukte; die Salzfleischfabrik mit deren Gebäuden, Maschinen, Gleisen und Kaianlagen; dazu die Estancia „La Pileta" mit 5000 Rindern, 21 000 Schafen und 250 Pferden; außerdem die Estancia-Gebäude, Anlagen, Viehställe usw., insgesamt ein Gelände von rund 11 000 ha am Rio Uruguay. Hinzu kamen die Rechte von Herrn Giebert an Patenten in Rio de la Plata und in Brasilien. – In den Folgejahren wurde zusätzlich eine Fleischextrakt-Fabrik in Rio Grande do Sul und eine andere in der Nähe von Colon (Provinz Entre Rios, Argentinien) errichtet, die den Namen „Pueblo Liebig" erhielt (2). Das erste Direktorium der neuen Gesellschaft bildeten E. Batcher, Otto und Charles Günther, der Baron Maná und Felix Grisar. Justus Liebig wurde zum Leiter der wissenschaftlichen Abteilung zur Kontrolle und Analyse der Fertigprodukte (mit Sitz in München) ernannt. (Als er starb, gingen seine Aufgaben auf die Professoren Voit und Rubner über (17)). August Hoffmann wurde 1867 zum Direktor der Fabrik ernannt, und erst jetzt die Fray Bentos Giebert & Co. abgerechnet. Bis zu seinem Tode 1874 übernahm Georg Giebert die Geschäftsführung in Montevideo (20). Die maßgeblichen Herren der Geschäftsführung in Fray Bentos waren: E. Fribolin, 2. Geschäftsführer; E. H. Lanigan, Oberingenieur; F. Marx, Architekt; M. Seekamp, Chemiker; F. Coppenrath, Buchhalter und P. Denis, Hauptschlächter und Aufseher im Schlachthof.

Die LEMCO war die erste Aktiengesellschaft ausländischer Herkunft, die in Uruguay Fleisch industriell verarbeitete, und auch die erste ihrer Art in der Welt. Die Fabrikanlagen in Fray Bentos dehnten sich umso mehr aus, je besser sich Nachfrage und Absatz in Europa entwickelten. Die Leitung der Gesellschaft konnte auf die Qualität ihrer Produkte und die Werbewirksamkeit des Namens Liebig vertrauen, wollte aber keine Abenteuer eingehen und baute auf einem soliden finanziellen Fundament. Die jährlichen Ergebnisse ihrer Tätigkeit waren so günstig, dass die Fabrikanlagen ständig ausgebaut werden mussten.

Als Giebert 1866 von einer Reise nach Glasgow zwei neue selbst konstruierte und von der Firma McClelland & Millwall gebaute größere Maschinen mitbrachte, erhöhte die Fabrik ihren Ausstoß an Fleischextrakt sprunghaft [25]):

1864	23 t	1868	298 t
1865	28 t	1869	360 t
1866	34 t	1870	478 t
1867	146 t	1871	421 t

(Der Produktionsrückgang im Jahre 1871 wurde bedingt durch die geringere Nachfrage in Europa infolge des Deutsch/Französischen Krieges 1870/71.)

Mit der steigenden Produktion mussten auch mehr Arbeiter eingestellt werden. Die Belegschaft wuchs mit der Fabrik. Neue Häuser mussten gebaut werden, der Wohlstand in der Region gedieh und der Bürgermeister von Independencia, Guillermo Hammer, plante neue breite Straßen und Plätze und einen neuen Kai. Die Schlacht-Saison dauerte von Anfang Dezember bis Ende Mai, d.h. während des ganzen Sommerhalbjahres in Uruguay (12). Im

Jahre 1865 wurden 3194 Tiere geschlachtet, die für 24 650 Peso gekauft wurden und Löhne von 13 922 Peso erbrachten. 1867 waren es 47 548 Tiere, die 407 800 Peso kosteten und Löhne von 101 329 Peso brachten. Im Jahre 1868 waren es schon 90 225 Tiere. Die Zahl der geschlachteten Tiere nahm von Jahr zu Jahr weiter zu, bis sie im Jahre 1908 ihren Höchststand mit 224 406 Tieren erreichte. Die Aktienbesitzer der Gesellschaft erzielten dadurch alljährlich ausgesprochen hohe Dividenden. Der Kurs der 20-Pfund-Aktie stieg bis auf 90 Pfund Sterling.
Der große Bedarf an jungen Rindern veranlasste die LEMCO nach 1870, zu der vorhandenen Estancia „La Pileta" weitere Betriebe anzukaufen. So wurden in den folgenden Jahren die Estanzias „Bopincua", „Bellaco", „Bichadero", „Tres Arboles" und „Villa Blanca" für die eigene Rinderzucht erworben. Die Estancias „Maedo", „Ombu" und „Ricon de Pérez" wurden für den gleichen Zweck für viele Jahre gepachtet. Der Bodenbesitz und der Rinderbestand auf den eigenen Estancias stieg dadurch erheblich an (15):

Jahr	Boden in ha	Rindvieh in Stück
1868	11 398	12 000
1878	15 184	19 036
1888	50 794	36 685
1898	101 653	66 435
1908	520 955	224 406

Alle diese Estancias lieferten in späteren Jahren 50–60% der Tiere, die jährlich in der Fabrik geschlachtet wurden. Die verbleibenden 40% (zeitweilig wesentlich mehr) mussten auf den Viehmärkten der Provinzen Soriano und Rio Negro/Uruguay und Entre Rios/Argentinien zugekauft werden. Da es sich hierbei um eine beträchtliche Anzahl handelte, stiegen die Rinderpreise allmählich an. Erst recht geschah dies, als später Kühlaggregate in Schiffen eingebaut wurden und damit der direkte Export von Fleisch nach Europa möglich wurde. Der Vorteil des billigen Einkaufs von Rindern und Schafen, der zunächst die Grundlage der Fleischextrakt-Produktion in Fray Bentos gewesen war, schwand mehr und mehr dahin. Auch die Preise des Fleischextrakts mussten nach und nach erhöht werden.

Werbung

Unter diesen Umständen war Werbung für das Qualitätsprodukt Fleischextrakt erforderlich, um seine Vorzüge herauszustellen und neue Käuferschichten zu erschließen. Seit 1870 wurden in viele europäische Zeitungen großflächige Inserate gesetzt, die einen Topf Fleischextrakt zeigten, der u.a. die Aufschrift „Extractum carne Liebig" trug und in blauer Farbe den Schriftzug von Liebigs Namen. Hiermit sollte die Originalität und Qualität des Extraktes hervorgehoben werden. In den folgenden Jahren wurden diese Anzeigen ergänzt durch solche, die auch für Fleischpepton, eine Extraktpaste, und OXO, eine flüssige Fleischbouillon, warben, die später „Liebig flüssig" genannt wurde und heute „Liebox Bouillon" heißt. Die Liebig's Extract of Meat Company, die sich abgekürzt auch „Liebig's Company" nannte, verbreiterte also ihre Angebotspalette, um alle Bedürfnisse der Hausfrauen in Bezug auf Speisewürzen abdecken zu können (22). Im Jahre 1870 gab Henriette Davidis, die führende deutsche Kochbuchautorin jener Zeit, ein Kochbuch heraus, das die Vorzüge und Einsatzmöglichkeiten des Fleischextraktes für die bürgerliche Küche herausstellte (6). Dies Buch mag der LEMCO den Anstoß gegeben haben, nun auch in eigener Regie kleine Koch- und Jahrbücher mit buntem Einband an Hausfrauen kostenlos abzugeben nach dem Motto: Kleine Geschenke erhalten die Kundschaft! Natürlich wurde in jedem Rezept eine Prise Fleischextrakt empfohlen (13). Die Kochbücher erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit, vor allem bei jungen Ehefrauen, die besonders bestrebt waren, ein schmackhaftes Essen auf den Tisch zu bringen. – In den Jahren 1929–1939 gab die LEMCO sogar eine eigene Zeitschrift heraus.
Erstmals 1872 begann die Gesellschaft bunte Sammelbilder zu drucken, die dem Fleischextrakt beim Verkauf beigegeben wurden. Die ersten dieser so genannten „Liebigbilder", auf deren Vorderseite der zu großer Volkstümlichkeit gekommene Extrakttopf und auf deren Rückseite Werbesprüche zu sehen waren, wurden anfangs einzeln abgegeben. Auf den Bildern wurden die Themen Folklore, Technik,



Militär, Biologie und Kunst in vielerlei Variationen dargestellt. Politische und soziale Fragen blieben ausgeklammert. Bald erkannte man die große Werbewirkung der Liebigbilder vor allem für Kinder, deren Sammelleidenschaft geweckt wurde. Für viele Mütter waren dann die Bilder u. U. wichtiger als der Extrakt. Deshalb führte man ein Gutschein- und Banderolensystem ein, gegen deren Einlösung man ganze Serien erhielt. In der Zeit von 1872 bis 1939 gab es insgesamt rund 2000 Serien und diese in deutscher, französischer und italienischer Sprache (11). Die Bilder wurden im Farblithographie-Verfahren mit 12 Farben zuzüglich Gold und Silber gedruckt. Sie waren bald so beliebt, dass viele andere Firmen ebenfalls dazu übergingen, Bilder für ihre Produkte herauszugeben. Dazu konnte man Alben erwerben, um die Bilder geordnet aufzubewahren. Heutzutage gibt es Kataloge, in denen alle Liebigbilder in Serien zusammengestellt und beschrieben sind. Ein Sammler kann daher leicht feststellen, welche Serien ihm noch fehlen.

Herstellung des Extraktes

Der Extrakt wurde in der Fabrik aus den besten nicht mehr als 4 Jahre alten Tieren gewonnen. Die Rinder kamen durch den Torweg in die Anlage, wurden weiter in den Schlachthof getrieben und dort mit einem starken Federbolzen sekundenschnell getötet. Auf Gleisen wurden sie dann mit niedrigen Loren zu den Verarbeitungsstätten gefahren, wo sie enthäutet und zerlegt wurden. Anschließend wurde das knochenfreie Fleisch von speziellen Schneidemaschinen in kleine Stücke zerlegt und diese in großen Brühbecken extrahiert. Die Erwärmung der Becken nach dem Einbringen des Fleisches auf 70°–75°Celsius erfolgte durch dampfgeheizte Röhren, die die Becken in Spiralen durchzogen. Nach der Extraktion lief die Flüssigkeit, die nunmehr die extrahierten Bestandteile und das Fett des Fleisches enthielt, über mehrere Fettabscheider und Filter. Zurück blieb eine bräunlich-schwarze Brühe, der abschließend in vier großen Vakuumapparaten bei

niedriger Temperatur das Wasser entzogen wurde. Das Endprodukt war eine schokoladenfarbige, grob-körnige Substanz, die weder Fett noch Gelatine enthielt. In 24 Stunden konnten auf diese Weise etwa 1000 Jungstiere verarbeitet werden (12).
Die Aufbereitung wurde von erfahrenen Technikern geleitet, die der Geschäftsleitung gegenüber für eine hohe Qualität des Endproduktes verantwortlich waren. Trotzdem wurde jede Charge im Fabriklabor untersucht, bevor sie in Zinnbüchsen (zu je 45–50 kg) verpackt und per Schiff nach Europa geschickt wurde. Wenn eine Ladung in Antwerpen ankam, wurde sie dort noch einmal von einem Chemiker geprüft, ehe Proben zur letzten und endgültigen Kontrolle zu Liebig bzw. an die Professoren Voit und Rubner gesandt wurden. Erst wenn diese die hohe Qualität bestätigten, wurde der Extrakt in kleine Steinguttöpfe (später in Porzellan-Töpfe) abgefüllt und in dieser Form in den Handel gebracht. Der Fleischextrakt war anfangs so preiswert, dass – wie Liebig es gewollt hatte – auch die ärmere Bevölkerung in seinen Genuss kommen konnte.
Auch die Schlachtabfälle wurden zunehmend genutzt. Während die Salzfleischfabrik unter Ricardo Hughes arbeitete, hatte sie im Laufe der Jahre 20 000 Tonnen Knochen angehäuft. Diese wurden nun zusammen mit den neu anfallenden Knochen der Extraktfabrik in einer gesonderten Abteilung zu Düngemitteln verarbeitet. Selbstverständlich wurden auch die Felle pfleglich behandelt. Sie wurden vorübergehend in Salzlake gelegt und danach an Lederfabriken verkauft. Das Fett wurde in einer eigenen Fettfabrik verarbeitet, die Rinderzungen gekocht und in Dosen verpackt (20). Die Herstellung von Salzfleisch wurde nur noch in geringem Umfange weitergeführt. Dafür wurde die Erzeugung von Corned Beef neu aufgenommen und ständig ausgebaut. 1870 stellte Giebert dem Parlament des Staates Uruguay die großen Vorteile vor Augen, die die einzelnen Landesteile dadurch gewannen, dass sie nunmehr das ganze Jahr über ihre Viehherden an die Fabrik in Fray Bentos verkaufen konnten. Außerdem konnte er darauf verweisen, dass der Wohlstand in den westlichen Landesteilen



durch das Wirken der Fleischextrakt-Fabrik erheblich gehoben worden sei. So stellte er den Antrag, die LEMCO von den Importsteuern für Steinkohle, Blech, Säcke für Düngemittel, Maschinen und Geräte zu befreien, soweit sie für die Produktion von Fleischextrakt und seine Nebenerzeugnisse verwendet werden sollten. – Die Finanzkommission der Abgeordnetenkammer empfahl, diesem Antrag zuzustimmen. Das Parlament schloss sich dieser Empfehlung an und genehmigte die Steuerbefreiung am 13. Juli 1870 mit dem Gesetz Nr. 1133.

Steigende Produktion

In einer normalen Kampagne wurden viele Tausende von Jungstieren und Schafen geschlachtet. Daraus wurden z. B. im Jahre 1875 gewonnen: 160 000 Salzfelle, 495 000 kg Fleischextrakt, 345 000 kg Corned Beef, 157 000 Dosen Zungen (die berühmten „Tongues to keep" made in Fray Bentos), 290 000 kg Reinfett, 10 Tonnen Salzfleisch und 86 000 Säcke Düngemittel (20). Die Abkürzung LEMCO, eine

der ältesten Aktiengesellschaften in Uruguay, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der ganzen Welt bekannt. Der Fleischextrakt wurde auf vielen Ausstellungen vorgeführt und verkauft. Auch auf den Weltausstellungen in Antwerpen 1885 und in Paris 1899 hatte die LEMCO einen eigenen Stand, der viel Aufsehen erregte. Der Arktisforscher Nansen nahm sich den Extrakt zum Nordpol mit, Stanley brachte ihn nach Afrika. In jeder Ausstellung wurde die Gesellschaft für ihre Produkte mit Preisen ausgezeichnet. Da sie eine neue Industrieart darstellte, wurde sie oft „außer Wettbewerb" prämiiert. Natürlich gab es auch Unternehmen, die versuchten, einen Ersatz für den Fleischextrakt zu finden oder etwas sehr Ähnliches herzustellen. Erfolg hatten nur wenige von ihnen, wie beispielsweise die Firmen Knorr und Maggi in Deutschland. Immerhin entschloss sich die LEMCO, unter dem Druck der Konkurrenz ihre Angebotspalette zu erweitern. Waren zunächst Fleischextrakt, Corned Beef und Salzfleisch ihre Hauptprodukte, so traten in den 80er-jahren die Extraktvarianten Fleischpepton, OXO, Fleischbrühmasse und Fleischbrühwürfel hinzu. Beim Fleischpepton handelte es sich um chemisch behandelte tierische Eiweißsubstanzen, die bei der Fleischverarbeitung koaguliert waren, abgeschieden und in Form einer Paste als peptonisiertes Eiweiß bzw. als „Liebig's Fleischpepton" in den Handel gebracht wurden. Es galt insbesondere als diätetisches Nähr- und Kräftigungsmittel in der Krankenkost. OXO, später in „Liebig flüssig" umbenannt, war ein Fleischextrakt, der nicht bis zur Trockne eingedampft worden und daher flüssig war. „Liebig flüssig" konnte in gleicher Weise verwendet werden wie der Fleischextrakt. Es enthielt zusätzlich das Aroma feiner Suppenkräuter. Die Fleischbrühmasse und die Fleischbrühwürfel waren in der Substanz identisch, unterschieden sich nur in der Verpackungsform (Dose bzw. Würfel). Beide enthielten die Extraktstoffe des Fleisches, etwas Fett und pflanzliche Würzstoffe. Wurde etwa eine Bouillon gewünscht, so genügte das Auflösen eines Liebig-Fleischbrühwürfels in kochendem Wasser (22).
Am Ende des 19. Jahrhunderts besaß die LEMCO in Fray Bentos 45 ha bebautes Gelände: Sie hatte die Fleischextraktfabrik, dazu 2 Schlachtplätze, auf denen täglich bis zu 2500 Tiere geschlachtet werden konnten; 10 Salzbrühebecken, 2 Salzfelldepots, eine Fett- und eine Düngemittelfabrik und alle sonstigen Installationen, die zum Betrieb der Fabrik erforderlich waren. Die Anlagen wurden bis 1907 ständig ausgebaut und modernisiert, so dass allmählich riesige Produktionsstätten entstanden. Überall in Europa wurden Vertriebsniederlassungen und Zulieferfabriken eingerichtet, z.B. zur Herstellung von Extrakttöpfen aus Steingut, von Verpackungsmaterial u. dergl. Allmählich wuchs auf diese Weise ein großes Firmenimperium heran. Die Hauptverteilerstelle war und blieb in Antwerpen; die deutsche Generalvertretung lag bei der Firma Schlüter & Maak in Hamburg, die 1866 die Vertriebsrechte für Deutschland für den Zeitraum von 50 Jahren erworben hatte (19).

Gesellschaft und Stadt

Das Hafenareal Fray Bentos wuchs im Laufe der Jahre so schnell, dass es schließlich mit dem Dorf Independencia eine Einheit bildete, die den Namen Fray Bentos übernahm. Im Jahre 1900 wurden dem bisherigen Dorf Fray Bentos auf Antrag des Senators Setembrio Pereda die Stadtrechte verliehen. Der Ort entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einer Kleinstadt und zählt heute 22 000 Einwohner (1).
Auch die Liebig's Extract of Meat Company wuchs ständig weiter. 1900 wurde ihr Kapital auf 1 000 000 Pfund Sterling angehoben, 1907 waren es 1 100 000 Pfund und 1921 sogar 2 500 000 Pfund Sterling. Dementsprechend hatte auch die Zahl der Mitarbeiter in der Fabrik beträchtlich zugenommen. Im Jahre 1913 beschäftigte sie rund 4000 Angestellte und Arbeiter, und in Fray Bentos gab es einen überwiegend von Engländern und einen überwiegend von Deutschen bewohnten Stadtteil. Bei dieser Größe und Wirtschaftskraft ist es nicht verwunderlich, dass die Gesellschaft in Fray Bentos einen großen Einfluss besaß, denn es hatten sich im Laufe der Jahre im Ort viele Zulieferbetriebe angesiedelt, die direkt oder indirekt von der LEMCO abhin-



Abb. 3: Fray Bentos (Uruguay): Gesamtansicht der Firma

gen. Diese Betriebe fertigten oder verarbeiteten Textilien, Leder, Öl, Kisten, Fässer, Seife, Glycerin, verschiedene Konserven und vieles mehr. Auch auf sozio-kulturellem Gebiet betätigte sich die Gesellschaft. So errichtete sie z. B. – ein Krankenhaus für ihre Arbeiter mit kostenlosem Dienst für sie und ihre Familien

- ein Physik- und ein Chemielaboratorium
- eine meteorologische Station
- eine Bibliothek mit ca. 3000 Büchern in mehreren Sprachen
- einen Hilfe- und Pensionsfonds
- eine Schule
- den Liebig-Sportverein (ab 1907).

Außerdem hat die LEMCO in Fray Bentos auf der Plaza Constitución einen achteckigen Musikpavillon errichten lassen. Die gusseisernen Träger wurden in England gegossen und mit der norwegischen Barke „Coronet" angeliefert. Heute ist er ein bekanntes und beliebtes Symbol der Stadt. Neben dem Pavillon steht seit vielen Jahren ein Liebig-Denkmal (20). Die Gesellschaft war auch auf dem Gebiet der Technik sehr fortschrittlich: Bereits am 23. August 1883 wurde in der Fabrik elektrisches Licht installiert. Es war die erste elektrische Anlage in ganz Uruguay. In der Hauptstadt Montevideo erfolgten die ersten elektrischen Installationen erst drei Jahre später.

Der Umbruch

Im Verlaufe des Ersten Weltkrieges war der Absatz an Fleischextrakt in Europa infolge der gefährdeten Transportwege sehr stark zurückgegangen. Er erholte sich in den Nachkriegsjahren nur langsam und erreichte nie wieder den hohen Stand von 1908–1913. Im Jahre 1924 bestand das Direktorium der LEMCO aus Charles Günther, Kenneth C. M. Carlisle, Follet Holt, Percy Clark und Alfredo Grisar. Das örtliche Direktorium, das von Montevideo nach Buenos Aires verlegt worden war, bildeten die Herren P. Lumb jr., J. Russelton Moss, Pedro Newkirk, A. Grisar und Herbert Gibson. Es waren dies die letzten Direktoren der Liebig's Extract of Meat Co. Ltd. (LEMCO), denen die Fabrikanlagen in Fray Bentos zur Verfügung standen, denn die Beziehung endete in diesem Jahr. Die Fabrikanlagen und die zugehörigen Estancias am Rio Uruguay wurden von der „Frigorifico Anglo del Uruguay S. A." aufgekauft und unter diesem Namen weitergeführt (2). Die Frigorifico Anglo, wie sie meist genannt wurde, produzierte allerdings in erster Linie Corned Beef, Steak- und Leber-Pasteten, daneben auch Gewürze und Suppenkonzentrate. Sie hat ihre Tätigkeit 1980 eingestellt. Das Fabrikgelände ist seither weitgehend verwaist, die Werkhallen stehen leer, die Maschinen unge-

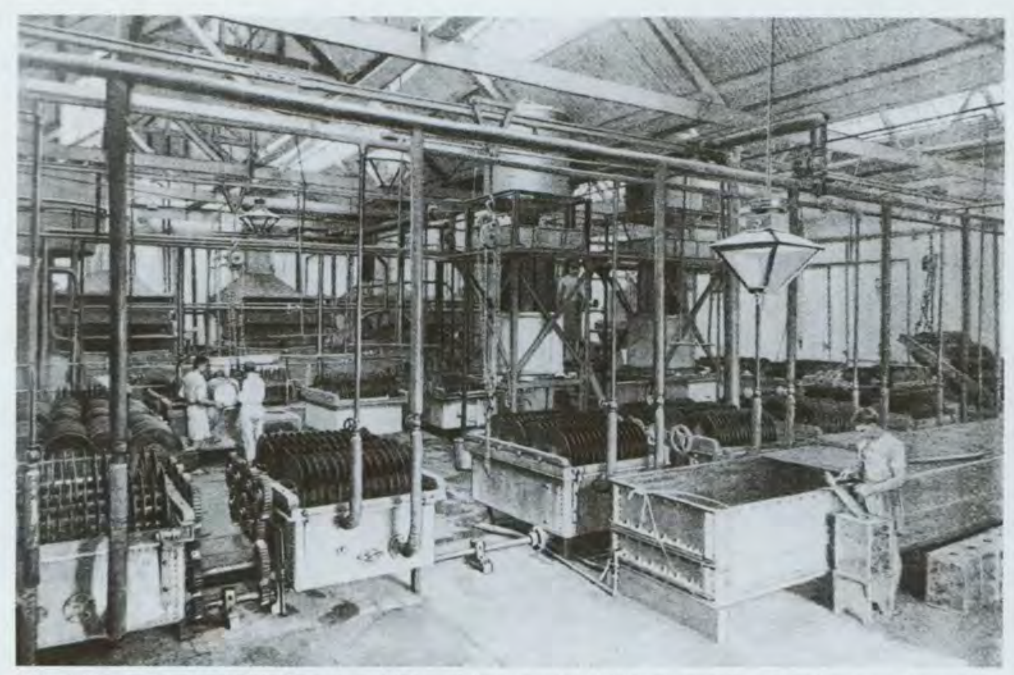


Abb. 4: Die Bereitung des Fleischextraktes: Abdampf-Apparate der Liebig-Kompagnie zu Fray Bentos in Uruguay

nutzt. Neuerdings hat sich in einer der Werkhallen ein Museum etabliert, das der Geschichte der Fleischextrakt-Fabrik gewidmet ist und insbesondere die industrielle Revolution in Uruguay darstellt, die von Fray Bentos ausging. Die LEMCO konzentrierte sich nach 1924 ganz auf Europa und führte ihr Geschäftsziel, die Herstellung von Liebigs Fleischextrakt, unter den veränderten Bedingungen des 20. Jahrhunderts fort. Der Zweite Weltkrieg brachte ihre Produktion aber vorübergehend völlig zum Erliegen. In der Nachkriegszeit konnte sie die unterbrochenen Handelsbeziehungen wieder aufnehmen und setzte die Belieferung ihrer Kunden auf relativ niedrigem Niveau bis 1968 fort. Dann geriet sie – wie viele andere Unternehmen – in die große Fusions- und Übernahmewelle, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur sogenannten Globalisierung der Industrie führte. Zunächst fusionierte die „Liebig's Extract of Meat Company" 1968 mit der Firma „Brooke Bond Ltd." (einer Firma, die bisher mit Tee und Kaffee handelte) zur Firma „Brooke Bond Oxo Ltd." mit Sitz in London. Die neue Firma fasste ihre Aktivitäten, die den Fleischextrakt betrafen, in der „Brooke Bond Liebig Benelux NV" in Antwerpen zusammen und vertrieb von hier aus neben dem Fleischextrakt auch Küchengewürze. Im Jahre 1984 wurden die „Brooke Bond Oxo Ltd." und damit auch ihre Tochtergesellschaften von der welt-weit agierenden Firma Unilever Plc. aufgekauft (4). Im Zuge der Neuorientierung wurde die Produktionsstätte für Fleischextrakt, die anfangs in Antwerpen lag, nach Schooten/Belgien verlegt. Später wurde die Produktion an die PAB Vesten in Beveren-Waas/Belgien übertragen, die ihr nach wie vor wohlschmeckendes und sehr bekömmliches Produkt in alle Welt schickt. Der Alleinvertrieb für Deutschland lag bis 2001 in den Händen des Importhauses K. H. Wilms GmbH in Taunusstein und ging 2002 an die Firma Raoul Rousso GmbH in Greven/Westfalen über.

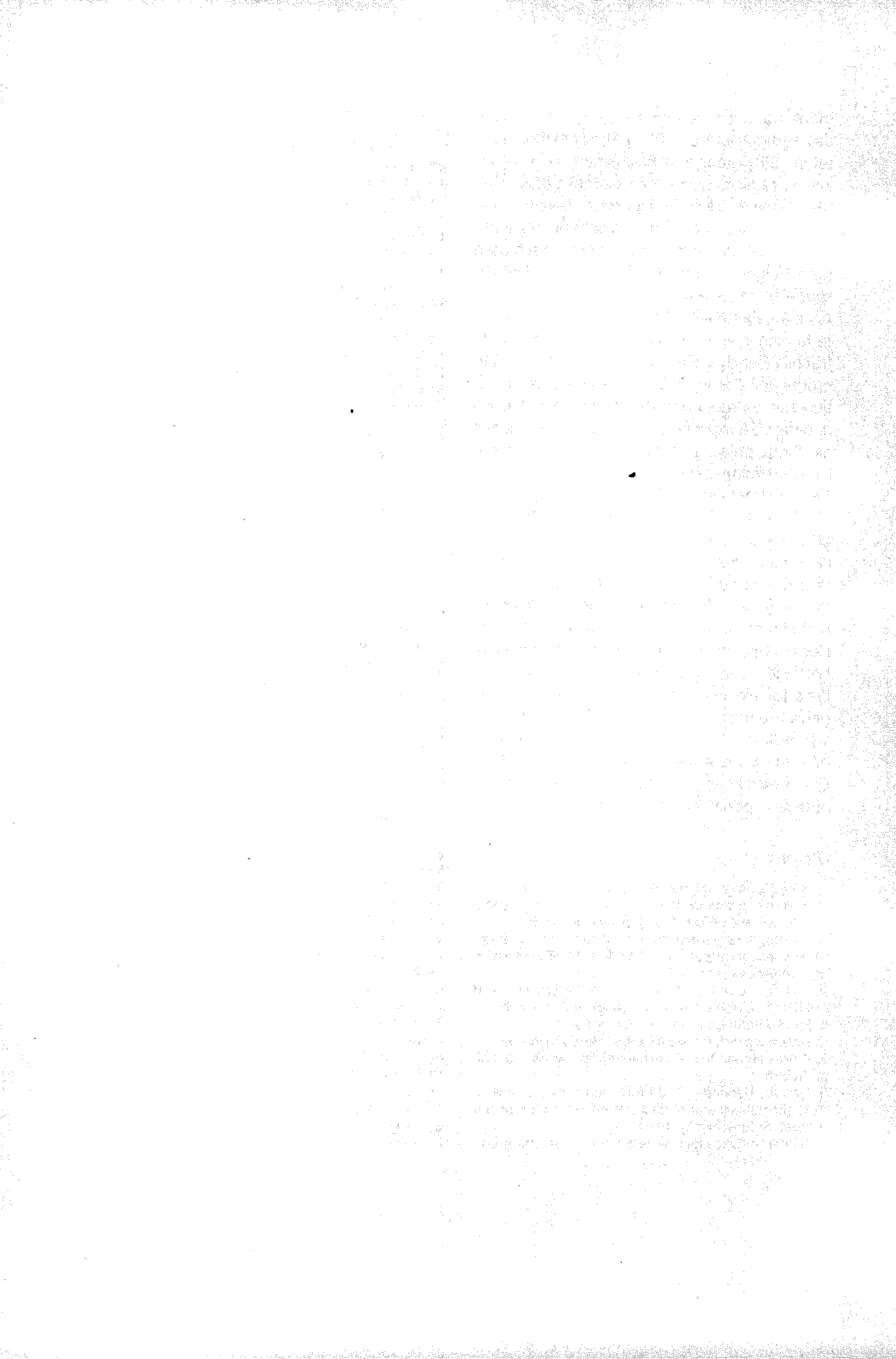
Liebigs Fleischextrakt hat heute nicht mehr die gleiche Bedeutung wie vor 100 Jahren, denn die Grundlage ihres überragenden Erfolges war der damals sehr niedrige Preis für Rinder und die niedrigen Lohnkosten in Uruguay und Argentinien. Der günstige Preis des Rohstoffs er-

möglichte auch niedrige Preise bei der Abgabe des Fertigprodukts: 100 g Fleischextrakt kosteten 1895 knapp eine Reichsmark. Dieser Preis war erträglich, wenn man bedenkt, dass eine Messerspitze des Konzentrats bereits ausreichte, um eine Tasse wohlschmeckender Bouillon zuzubereiten und einem fleischlosen Kartoffelgericht den Geschmack einer Fleischspeise zu verleihen.

Als man aber nach 1900 begann, in viele Schiffe Kühlanlagen einzubauen, wurde es möglich, frisches Fleisch weltweit zu transportieren. Der größte Teil des in Südamerika erzeugten Rindfleisches wurde nunmehr direkt nach Europa und die USA exportiert, und in der Folge stiegen die Rinderpreise und damit auch der Preis des Fleischextraktes schnell an: Der Preis für 100 g Fleischextrakt lag um 1895 bei 1 Mark; er stieg 1903 auf 1,80 Mark, 1919 auf 2,35 Mark und blieb auf dieser Höhe bis 1939. Außerdem hatte die Konkurrenz – in Deutschland vor allem durch die Firmen Knorr und Maggi – kräftig aufgeholt. Infolgedessen ging der Absatz im 20. Jahrhundert immer mehr zurück. Aber auch heute kann Liebig's Fleischextrakt in wohl assortierten Feinkostläden erworben werden, wenngleich der Preis für ein Porzellantöpfchen inzwischen erheblich angestiegen ist. Qualität und der Geschmack des Extraktes sind aber gleich geblieben. Auch heute noch ist es ein Genuss, Liebig's Fleischextrakt als Zutat zu Suppen, Gemüse und anderen Speisen zu verwenden.

Literatur

1. Boretto, René: El barrio anglo de Fray Bentos. Un ejemplo de „Company town" en el Uruguay. Homepage http://www.soc.unicen.edu.ar/giaii/elbarrio.pdf
2. Boretto, René: La expansión de la Liebig en Sudamerica. Homepage http://www.cep.edu.uy/RedDeEnlace/Uruguayni/Anglo/Expande.htm
3. Boretto, René: Fray Bentos is a City / A Story of Work / Liebig's Co. Homepage http://www.anglo.8m.com
4. Brooke Bond Collectables: Homepage: http://www.teacards.com/colctbls/introduction.htm
5. Brooke Bond Oxo: Homepage: http://www.oxoid.dk/profil.htm
6. Davidis, Henriette: Kraftbrühe von Liebigs Fleischextrakt für höhere und mittlere Verhältnisse erprobt und verfasst. Braunschweig, 1870
7. Fischer, Alfons: Über weitere bisher unveröffentlichte Briefe Pettenkofers besonders über seinen Briefwechsel mit Liebig betreffend den hygienischen Wert des Fleischextraktes. Münchener Medizinische Wochenschrift, 80. Jahrg., 1933, S. 1665–1670
8. Kutscher, Friedrich: Über Liebig's Fleischextrakt. Ztschr. f. Untersuchung der Nahrungs- u. Genußmittel, Bd. 10, H. 9, 1905, 528–537
9. Liebig, Justus: Chemische Zusammensetzung des Fleisches und seine Zubereitung als Nahrungsmittel. Heidelberg, 1847
10. Liebig, Justus: Chemische Briefe. 3. Aufl., S. 545–628, Heidelberg, 1851, hier: 28. Brief
11. Lorenz, Detlef: Liebigbilder, große Welt im Kleinformat. Beiheft zur Liebigbilder-Ausstellung des Museums für Deutsche Volkskunde, Berlin, 1980
12. N. N.: Geschichte und gegenwärtiger Betrieb der Fabrikation des Liebig'schen Fleischextraktes zu Fray Bentos in Uruguay. Buchners Neues Repertorium für Pharmacie, Bd. 18, 1868, S. 1–22
13. N. N.: Fleischextrakt in der bürgerlichen Küche. Ihrer Kundschaft gewidmet von der „Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie", 1896
14. N. N.: Justus von Liebig und Emma Muspratt. Münchener Neueste Nachrichten, Jahrg. 56, Nr. 220, 12. Mai 1903
15. N. N.: The Lancet Special Commission on the Origin, Manufacture, and Uses of Extract of Mead. in: Lancet, Bd. 2, 1908, S. 123 ff., zitiert nach Teuteberg (21).
16. N. N.: Liebig's Fleisch-Extract in der bürgerlichen Küche. Den Hausfrauen gewidmet von der Liebig-Gesellschaft, 1912
17. Pettenkofer, Max von: Über Nahrungsmittel im Allgemeinen und über den Wert des Fleischextraktes als Bestandteil der menschlichen Nahrung insbesondere. Briefliche Mitteilung an Herrn Josef Bennert in Antwerpen, Generalagent der Liebig's Extract of Meat Company für Europa. Braunschweig, 1873
18. Sasaki, Kumoji: Experimentelle Untersuchungen über die Bedeutung der Extraktivstoffe des Fleisches für die Magenverdauung. Deutsche Medizinische Wochenschrift 1905, Nr. 19, 6 Seiten
19. Schlüter & Maak: Homepage www.schlueter-maak.com/history
20. Sgarbi, Fabio Descalzi: Liebig und Fray Bentos, zwei Namen, die sich in der Geschichte verbinden. Preisarbeit, Montevideo/Uruguay 1986
21. Siegfried, M.: Über Methoden zur Begutachtung des Fleischextraktes. Hoppe-Seylers Zeitschrift für Physiologische Chemie, Bd. 29, H. 2, 126–132, 1903
22. Teuteberg, Hans-Jürgen: Die Rolle des Fleischextraktes für die Ernährungswissenschaften und den Aufstieg der Suppenindustrie. Zeitschrift für Unternehmensgeschichte. Beiheft 70, Stuttgart, 1990
23. Voit, Carl: Über den Unterschied zwischen der animalischen und vegetabilischen Nahrung. Sitzungsbericht der Königl. Akademie der Wissenschaften in München, Jahrg. 1869, Bd. 2, S. 516
24. Volhard, Jacob: Justus von Liebig. 2. Band, S. 186–213. Leipzig, 1909
25. Wagner, Curt: Konserven und Konservenindustrie in Deutschland, Jena 1907, S. 97. zitiert nach Teuteberg (22)



F. Kuhlmann

Perspectives of European Agriculture

Abstract. Farming conditions in Europe are changing substantially. The liberalisation of agricultural commodity markets is accompanied by an increasing societal demand for environmental services to be provided by the farming sector. Significant changes are necessary to enable the farming sector to cope with these challenges. The paper describes some general developments of the past and outlines perspectives for the future. Explicit consideration is given to the future of single ownership family farms on one hand, and the perspectives and structural requirements of large scale farming in crop and livestock production on the other hand. The analysis shows that the future competitiveness of the European farming sector largely depends on political decisions. Given the romantic views of the majority of the population as well as many politicians it is everything but certain that the agricultural policy will provide the basis for an economically efficient and therefore globally competitive farming sector in Europe.

Introduction

Things are changing dramatically in European agriculture. Small size family operations are not in line anymore with state of the art farming technology and economic conditions of a liberalized world market for agricultural commodities. From an economic point of view structural changes in the farming sector, leading to larger, specialized agribusiness organisations, seem to be overdue.

However, politicians in most European countries are looking elsewhere. They dream of a world of small and self-sufficient farm household units producing some surplus for the cityman. Moreover, they want the surplus to be consisting mainly of scenic landscapes for the urban weekend romantics rather than of quality food products at affordable prices. The perception gap between the 3 to 5% of the population comprising the farming community and the other 95% of city dwellers is widening. There is almost no common language anymore.

Obviously, this process is further encouraged by the tourism and leisure industries, as well as by environmentalists and single cause interest groups. They all seem to like the rural world of the past, of course, without the tough life of those times.

On the other hand, everybody loves good food, and they love it cheap. To put it bluntly: Urban consumers like the production costs and the retail prices of a million chickens – computer controlled – in a single confinement and – at the same time – the good feeling and pure conscience provided by a flock of half a dozen hens and a rooster roaming freely in the barn yard and elsewhere.

How can this gap be bridged, how will consensus eventually be reached? At present, only one thing seems to be sure: Somehow we have got to solve the problem, otherwise farming in Europe may become a business of the past, extinct like many other crafts.

Basic developments in the farming sector

How did it come to this situation, what are the reasons? – For the last 50 years or so farmers tried to raise or at least to maintain their income levels by increasing the production volumes per labour unit. Given a certain surplus per product unit, this process should lead to income growth for the farming families. In order to augment the production volume per labour unit, basically two strategies were pursued, namely (i) increase of the yields per land and/or per animal

unit and (ii) increase of the acreage and/or the herd size to be managed per labour unit.
Since almost 90% of human labour needed to cultivate a land unit or to tend a livestock unit are independent of the yield levels, strategy (i) leads to higher production volumes per man hour. By harvesting e.g. 10 tons of wheat per hectare instead of only five, the amount of labour per product unit is almost cut in half, providing for substantial cost reductions or income improvements respectively.
However, this strategy has one major disadvantage. Increasing yield levels sooner or later evoke overproduction and, as a consequence, falling product prices, meaning less profit per product unit. Farmers are caught in a treadmill: More production yields less profit. Less profit is compensated by ever more production, etc.
Strategy (ii) – increased acreage and/or herd size per labour unit – does not have this undesired consequence, but on the other hand, requires capital investments for land base and/or herd size expansion as well as for the acquisition of labour saving technology. While technical progress is the necessary condition for strategy (ii), the sufficient condition is the availability of additional capital.
Labour saving technology accompanied by high seasonal capacity per machinery unit needs more acreage to become economically viable. The fixed costs have to be spread across a larger production volume in order to really generate more income for the operator.
In big multiperson farms strategy (ii) was relatively simple to accomplish. On their large land bases farmers substituted human labour by modern technology, thus continuously decreasing the farm's labour force. Only relatively small amounts of additional capital were necessary to support this process.

The future of the conventional family farms

But European farmers are mainly family farmers. In a family farm without hired labour, however, things are not that easy. Saving labour in this case would sooner or later result in part-time farming or abandoning farming entirely. So, for a family farm to continue, only two options are left, either (i) by ignoring technological progress, i. e. by further employing less than state of the art technology, or (ii) by increasing the farm size continuously such that modern technology may be used at full capacity.
In the long run persuing option (i) leads to growing gaps between the income level generated by farming and other non-farming occupations. Sooner or later – sometimes in the next generation – the family will give up and look for work elsewhere.
Option (ii), on the other hand, requires a growing farm size. And farm firm growth calls for a continuous process of raising capital for net investments. Since at least part of the capital has to be provided through saved income, this process means less disposable income for the farm family, i. e. less consumption. Only few farm families are willing to bear this permanent burden.
So, at least in the long run, both options seem to lead nowhere. Traditional family farming is obviously stuck in a no win situation. In general, the technological frontier is expanding much faster than the ability of most farming families to make full use of it. Sooner or later the capacity of large scale machinery units surpasses the land base of any single family farm. In order to operate under least cost conditions and to fully capitalize on inherent economies of scale, technological units have to be employed by more than just one farm. This, however, will result in very basic changes of the organisational setups in the farming sector: the traditional single-ownership family farm will increasingly be replaced by a large variety of organisational forms ranging from relatively simple partnerships to complex corporations (KÖHNE, 2000).

Large scale farming technology and structural requirements in crop production

Under West European climatic conditions the maximum seasonal capacity is for ploughs about 800 ha, for rotary tillers combined with drilling machines about 1000 ha, for tractor pulled fertilizer and pesticide sprayers about

2000 ha, for field choppers (forage harvesters) about 1500 ha, for combine harvesters about 800 ha, for sugar beet harvesters about 700 ha and for big balers about 500 ha. Even in Germany, e.g. with its large farms in its Eastern part, there are hardly structural conditions for using these machines on a single farm base. Of the total of about 430,000 farms only 1600, i.e. less than 0.3%, cultivate more than 1000 ha, the total area of those farms comprising about 3 Mio. ha or 1/6 of the German agricultural area. Assuming for a multi-enterprise farm a minimum land base of 3000 ha necessary to employ modern technology at full capacity, at present only about 5% of the German agricultural area would be suitable for single farm mechanization.

In other words: In Europe in the near future land will not be tilled anymore by machinery, owned by the single land-user. Instead it will more or less completely be cultivated by specialized service organisations – private contractors, machinery cooperations, etc. – because of obvious cost advantages.

But for large scale technology to become economically viable, the precondition is not only enough land per machinery unit. In addition, the land should be less fragmented as it is now. In order to decrease the idle time for transporting the units from parcel to parcel, as well as for turning the machinery around on the plots, large rectangular pieces of land would be most desirable. In many parts of Western Europe, however, the average size of parcels is about 1 ha. In other parts of the world this would be considered as gardening. Large scale machinery can only be operated at least costs on parcels of 50 to 100 ha each. Calculations for cereals growing e.g. show, that differences between labour and machinery costs for a presently typical mechanization on 1 ha parcels and large scale machinery on 60 ha parcels are about 250 € per ha or 40 € per ton. This is actually 1/3 of the current wheat price (WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT, 2000).

Moreover, there is another severe constraint: Because in many parts of Europe farms are concentrated in villages, farmers have only access to their fields via public roads. On public roads, however, the maximum width for vehicles is only 2.5 to 3 meters. Large scale farm machinery, however, is often broader. Thus, many farmers are looking for a complete separation of farm roads from public roads.

Up to now the pressure for large land parcels was not too high, the major reason being that on large parcels the variance of non-controllable plant growth factors like plant usable water and contents of basic nutrients tends to be higher than on small plots. Historically, one reason for small plots has of course been that farmers wanted homogenous plots which enabled them to better adjust their tillage and fertilizing activities to the particular soil conditions.

Modern technology of precision farming, using global positioning and geographical information systems, however, has relaxed these constraints. One could even say that while large parcels are the necessary condition for operating at least costs, the availability of precision farming techniques are the sufficient condition for large scale technology to become economically superior. It assures that waste of fertilizers, pesticides and other plant growing materials is put to a minimum, which besides obvious economic advantages has the additional positive effect of reducing the probability for environmental damages (HARSH, 1999; AUERNHAMMER, 2001; KUHLMANN, BRODERSEN, 2001).

On top of that, IT-based farming technology has another major advantage. In combination with appropriate communication technology (cellular phones, wireless sets, etc.) it enables the new land tilling organisations to efficiently control their expensive units with respect to time and space, thereby ensuring high employment rates and least costs. Generally speaking: It reduces coordination and transaction costs as a major precondition for these organisations to become economically superior to conventional family farms.

In summary, it may be safely stated that modern large scale farming technology in combination with large land parcels and separated farm road systems, and controlled by state of the art information and communication technology has the potential for substantial reductions of the production costs for agricultural commodities.

This would result in more competitiveness for European agriculture in a liberalized world market and would therefore be certainly adopted by the agricultural entrepreneurs.
On the other hand, from the point of view of the single family farmer, the implementation of these technologies and their organisational setups would mean that more and more value added will not be generated anymore by the original land user. Instead it will be earned by other entities. Production of agricultural commodities will become a multi unit operation, i.e. a network of several specialists of which the original landuser is only one. His income might eventually be reduced to the land rent – if he remains the landowner – and some premium for bearing the price and production risk. Most of the activities, including managerial and advisory tasks, necessary to produce agricultural products, will be performed by specialized organisational entities, and for that matter, by other income generating business units. In the long run, the majority of the conventional land users may become part-time farmers or even only land providers (BERG, 1999).

Current developments and the historic perspective for structural changes in the agricultural sector

Actually though, the above outlined structural changes of the agricultural production system are only one phase in a long lasting transformation process. If we look at the farms of the 19th century, being almost closed production and consumption units, then the continuous transformation process is revealed more clearly. Technological progress allowed for increasing degrees of labour division in the food producing chain. As transaction costs due to technological innovations for transportation of goods and information sank, the land users took advantage of these innovations by buying and selling more and more goods from other specialized enterprises and to other specialized enterprises, respectively. But sooner or later it became obvious that the single farms were overcharged with these tasks. In order to capitalize on economies of scale and the advantages of enhanced market power, the farmers established market cooperatives which by now are in fact highly independent and large scale business entities. So, activities which were first conducted by the farmers themselves, for good economic reasons, went to other organisations thereby taking some of the value added with them.
At present, we are witnessing basically this very process again. But now it is not the physical distribution and the marketing activities. This time it is the production processes at their cores, which are continuously given up by the original land users and taken over by specialized large scale service organisations. Only they are able to take advantage of the economies of scale and the reduced coordination costs. Another chunk or value added changes hands.
But this scenario with its cost reductions for food products and – as a desired consequence – its benefits for the consumers can only become full-scale reality, if the rural areas in many parts of Europe would be transformed such, that they consist of large, rectangular pieces of land and of farm road systems, not open to the general public.

Large scale technology and structural adjustments in livestock production

Making use of economies of scale by implementing large scale technology in combination with appropriate information and communication technology seems also economically beneficial for the livestock sector (HUIRNE, HARSH, 1999). Herds of 300 dairy cows, 600 other cattle, 300 sows and 3000 feeder pigs e. g. are of course technically feasible and economically viable. Besides, these herd sizes are already common in other parts of the developed world. As an example for most of Europe, in Germany the present average herd sizes are 30 dairy cows, 40 other cattle, 40 sows and 100 feeder pigs.
From an economic point of view this certainly is not state of art livestock farming. But on the other hand, it also means that there are still many small farmsteads contributing to a scenic and bucolic landscape. Germany has about 32.000 villages. On average, at present every

village houses 5 dairy herds, 8 other cattle herds, 2 sow herds and 5 feeder pig herds. Assuming the above sketched larger livestock herds would mean that in the near future there would be only one dairy and one other cattle herd in every second village, only one sow herd in every fourth village and only one feeder pig herd in every sixth village (WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT, 2000). Certainly, the villages would loose part of their typical character, considered to be so valuable by the urban populace and – as a consequence – by numerous politicians.

Societal and political demands

For many politicians the picture of an economically efficient but otherwise „ugly" agriculture obviously seems like a horror vision. In order to prevent this picture to become reality, the politicians maintain old regulations and try to implement new ones. Structural changes in the agricultural sector, driven by economic necessities, are considerably slowed down or even coming to a halt due to these regulations.

So, what will be the future of the farm as a competitive enterprise in Europe? At this point in time nobody can make any substantiated predictions. Economic considerations call for efficiently managed professional enterprises employing state of the art technology, and performing different specialized tasks in the agricultural sector. But farming in Europe is only a small industry. The vast majority of the population want their romantic weekend trips. Conducting agriculture under such conditions, however, would – among other things – certainly mean that our continent would have to become a self-sufficient and inward looking „fortress Europe". Only time will show if that is going to happen.

References

Auernhammer, H., 2001. Precision farming – the environmental challenge, Comput. Electron. Agric. 30 (2001) 31–43

Berg, E., 1999. Der landwirtschaftliche Betrieb: Noch ein Paradigma für die Zukunft (The farm: Still a paradigm for the future?), Paper, presented at the Agricultural Policy Symposium in honour of Winfried von Urff, Herrsching

Harsh, S. B., 1999. Farm-level information systems: historical perspective, current status and future challenges. In: Brodersen, C., Möller, D. (Hrsg.): Zukunftsorientierte Betriebswirtschaft und Informationstechnologien in der Agrarwirtschaft, Gießener Schriften zur Agrar- und Ernährungswirtschaft, H. 29: 7–21

Huirne, R. B. M., Harsh, S. B. 1999. The role of information in Dutch and U. S. dairy farm management. In: Berg, E., Henrichsmeyer, W., Schiefer, G. (Hrsg.): Agrarwirtschaft in der Informationsgesellschaft, Schriften der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues e.V., Bd. 35: 67–74

Köhne, M., 2000. Leitlinien für Betriebsentwicklungen (Guiding principles for farm developments), Agrarwirtschaft 49 (11): 365–366

Kuhlmann, F., Brodersen, C., 2001: Information technology and farm management: developments and perspectives, Comput. Electron. Agric. 30 (2001) 71–83

Wissenschaftlicher Beirat beim Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, 2000. Gesellschaftliche Anforderungen, technische Fortschritte und Agrarstruktur: Herausforderungen für die Politik (Societal demands, technical progress and agricultural structures: challenges for politics), Gutachten in Vorbereitung (forthcoming)



www.karstadt-giessen.de

Ulrike Enke

„Freundschaft giebt der Seele Kraft" – Der Freundeskreis um Robert Sommer und der „Wander-Bund"

> „Giessen ist ein holdes Nest,
> uns ja immer schon gewes't
> uns den Professoren.
> Wird zu dumpf es uns zu Haus,
> zieh'n zusammen wir hinaus
> wandern vor den Thoren.
>
> Frauen, Männer froh vereint,
> seht wie Euch die Sonne scheint
> Singt mit tönendem Munde:
> Hoch die edle Wissenschaft!
> Freundschaft giebt der Seele Kraft,
> Heil dem Wanderbunde!"[1]

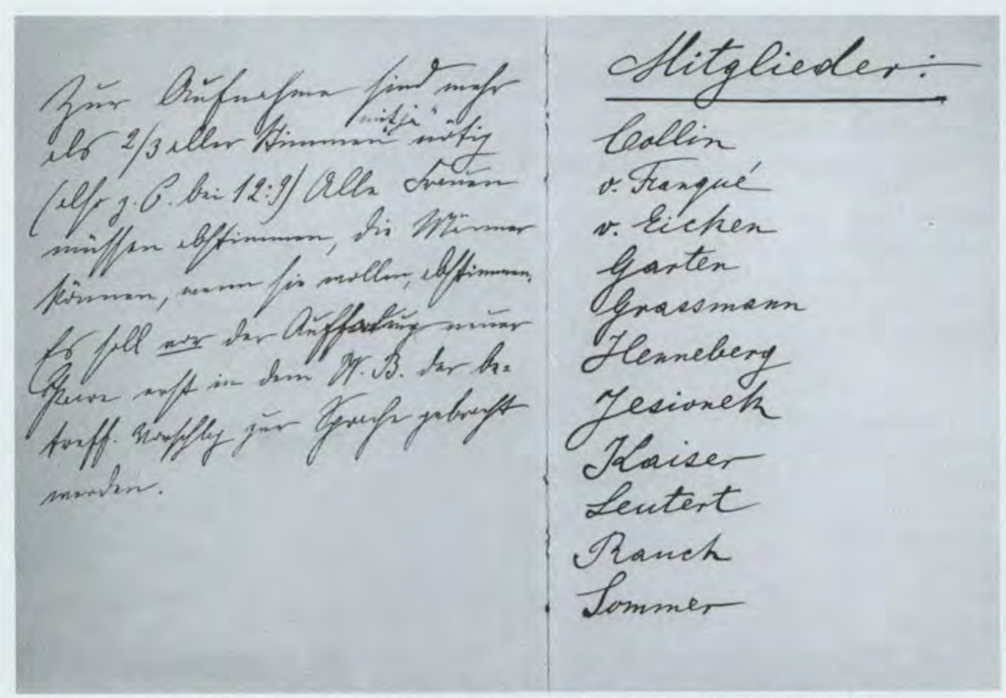
Zu den ungewöhnlichsten Persönlichkeiten der Gießener Professorenschaft gehört Geheimrat Robert Sommer (1864–1937), Professor der Psychiatrie und erster Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik. Der aus Grottkau in Schlesien stammende Sommer, nach dem die Robert-Sommer-Straße im Süden des Gießener Klinikviertels benannt ist, war nach seiner Berufung nach Gießen im März 1895 zunächst als Extraordinarius, von 1896 bis 1934 als Ordinarius für Psychiatrie Mitglied der Medizinischen Fakultät an der Ludwigs-Universität Gießen. Von 1911 bis 1922 Mitglied des Stadtparlaments, prägte er auch die Gießener Geschichte. Von seinen zahlreichen Aktivitäten seien hier nur das auf seine Initiative hin errichtete Liebig-Museum und – als Kuriosum – die Erfindung und Konstruktion von Wasserschuhen zum Gehen auf dem Wasser genannt.[2] Unter den Mitarbeitern und Schülern galt er als „herzensgut", geprägt von „kindlicher Einfalt", ein „väterlicher Freund" und „guter Kamerad".[3]
Bei Recherchen zu seiner Person im Rahmen der Vorbereitung zur 400-Jahr-Feier der Universität Gießen fand sich in Sommers Nachlass auch ein kleines, in gemusterten Stoff gebundenes Album mit dem handschriftlichen Titel „Wander-Bund", das in Erscheinungsbild und Inhalt in vielem an das Stammbuch oder *Album amicorum* des 18. Jahrhunderts – auch *Liber memoralis* genannt – erinnert und das uns Einblicke in die sozialen Kontakte und das Freizeitverhalten der Gießener Professorenschaft um 1910 gewährt.[4] Auch wenn es etwas überzeichnet wäre, die privaten Zusammenkünfte des Wander-Bundes als Ausdruck einer sich vor Ort entwickelnden *scientific community* zu bezeichnen, kann man vermuten, dass es sich um ein im Entstehen begriffenes, sich nicht nur auf das Private beschränkende „Netzwerk" Gießener Professoren handelt,[5] bei dessen Zustandekommen die Professorenfrauen als eine nicht zu unterschätzende Triebfeder anzusehen sind.[6]
Sommers Album, ein hochformatiges Buch in der Größe 12 x 16 cm, hat einundsiebzig, am rechten oberen Rand paginierte Doppelseiten, die fast vollständig mit Gedichten und Liedern, mit Teilnehmerlisten und Ausflugszielen, mit handbeschriebenen Zetteln, Postkarten und Fotos, die die Wanderer in der Umgebung Gießens zeigen, beschrieben oder bestückt sind. In Spalten angeordnet sind Wanderdatum und Aufbruch- oder Abfahrtszeit, die Wegstrecke, die Stationen und das Ziel sowie die Teilnehmer aufgelistet. Es fällt auf, dass sämtliche männliche Mitglieder Angehörige des Lehrkörpers der Ludwigs-Universität waren: Neben Sommer sind die Otologen Ernst Leutert (1862–1928) und Carl von Eicken (1873– 1937), der damalige Prosektor und spätere Ordinarius für Anatomie Bruno Henneberg (1867–1941), der Physiologe Siegfried Garten (1871–1923), der Gynäkologe Otto von Franqué (1867–1937) und der Dermatologe Albert Jesionek (1870–1935) Mitglieder der Medizinischen Fakultät. Doch auch der Direktor des Mathematischen Kollegs Hermann Grassmann (*1854), der Literaturwissenschaftler Josef Collin (1864–1942), der Privatdozent für Organische Chemie und spätere Schriftsteller Hans von Liebig (1874–1931), der Kunsthistoriker Christian

Rauch (*1877), die Sprachwissenschaftler Alois Walde (*1869) und Friedrich Schwally (*1863) – ersterer ordentlicher Honorarprofessor für indogermanische Sprachwissenschaft und Direktor des sprachwissenschaftlichen Seminars, letzterer ordentlicher Professor für semitische Sprachen in Gießen –, Gustav Roloff (*1866), ordentlicher Professor für Geschichte und einer der drei Direktoren des Historischen Seminars sowie Mitglied der Historischen Kommission für das Großherzogtum Hessen, sowie der renommierte Geologe und Direktor des Mineralogischen Instituts Erich Kaiser (1871–1934) traten dem Wander-Bund bei und blieben ihm zum Teil auch nach dem Wegzug in eine andere Stadt treu.

Auf den zweiten Blick erschließt sich, dass die gesellige Verbindung offensichtlich nicht durch die Männer, die beruflich-kollegial und zum Teil auch örtlich verbunden waren – die Institute von Kaiser und Grassmann befanden sich beide im Kollegienhaus der Universität –, sondern durch die Ehefrauen zustande gekommen ist. Schon auf der ersten Seite, auf der die Statuten des Wander-Bundes vermerkt sind, kommt dies zum Ausdruck:

> „Zur Aufnahme sind mehr als ⅔ aller Stimmen mit „ja" nötig (also z.B. bei 12:9). Alle Frauen müssen abstimmen, die Männer können, wenn sie wollen, abstimmen. Es soll **vor** der Aufforderung neuer Herrn erst in dem W. B. [= Wander-Bund] der betreff[ende] Vorschlag zur Sprache gebracht werden."

Die gegenüberliegende Seite listet, alphabetisch geordnet, unter der unterstrichenen Überschrift „Mitglieder", die Gründungsmitglieder mit ihrem Nachnamen auf. Es sind Mathilde Collin, geb. Koch, geboren am 27. Juli 1869 in Londorf, Kreis Gießen, Erna von Franqué (*8. 4. 1883), Elsa von Eicken (geboren am 19. Mai 1881 in Hamburg), Clara Margarethe Helene Garten (geboren am 7. Dezember 1881 in Dresden), die aus Stettin stammende Margarethe Grassmann (*22. 9. 1875), Helene Henneberg aus Magdeburg (25. 1. 1875–9. 5. 1933), die Münchnerin Irmgard, genannt Irma, Jesionek, geborene Bollinger (1884–1944), Tochter des Pathologen Otto von Bollinger,



Zur Aufnahme sind mehr als 2/3 aller Stimmen „ja" nötig (also z. B. bei 12:9) Alle Frauen müssen abstimmen, die Männer können, wenn sie wollen, abstimmen. Es soll vor der Aufforderung neuer Herrn erst in dem W. B. der betreff. Vorschlag zur Sprache gebracht werden.

Mitglieder:
Collin
v. Franqué
v. Eicken
Garten
Grassmann
Henneberg
Jesionek
Kaiser
Leutert
Rauch
Sommer

Abb. 1: Doppelseite aus dem Buch des Wander-Bundes. (Handschriftenabteilung der Universität Gießen)

Maria Kaiser, Tochter des Geologen Hermann Rauff aus Bonn (geboren am 11. Dezember 1880), Elsbeth Leutert (1869–1956), Helena Fanny Rauch, geborene Biedermann (*24. 2. 1881) und Emmy Sommer, genannt Puttchen oder Muttchen[!], geborene Schäfer (17. 2. 1867–28. 7. 1935).[7]
Auch bei den Wanderungen selbst waren die Frauen in der Regel in der Überzahl. Sie übernahmen die Planung oder Führung der Ausflüge, sie waren auch diejenigen, die mit Abwesenden in Kontakt blieben oder zu gemeinsamen Unternehmungen einluden.
Aus welchem Grund schlossen sich die Familien zusammen, um etliche Sonn- und Feiertage miteinander zu verbringen? Gab es berufliche Berührungspunkte? Welchen Part übernahmen Robert und Emmy Sommer? – Die exemplarische, chronologisch vorgehende Präsentation einzelner Eintragungen mag darüber Aufschluss geben.

Der erste sogenannte „Spaziergang" findet am 20. November 1909 statt und führt, beginnend in Großen-Linden, über Leihgestern zur „Lindener Mark". Hier, nahe bei Grüningen, erwarben Robert und Emmy Sommer knapp ein Jahr später, am 20. Oktober 1910, vom Fürsten von Braunfels ein Stück des Limes und errichteten dort 1912 einen Gedenkstein. Sieben der zehn Teilnehmer sind Frauen (Frau Henneberg, Grassmann, Schwally, Walde, Franqué, Kaiser, Sommer), dazu kommen Henneberg, Grassmann und Roloff.
Die nächste Wanderung führt bei ähnlicher Zusammensetzung – Robert Sommer ist nun auch Teilnehmer – zum Schiffenberg, im Dezember fährt man nach Lollar (11. 12.) bzw. nach Wetzlar (18. 12.), um den Dom und das Lottehaus zu besichtigen und im „Herzoglichen Hof" einzukehren. Auch hier lassen sich Bezüge zu Sommers Interessen nachweisen: 1908 hatte Sommer im Verlag von Johann Ambrosius Barth ein schmales Bändchen mit dem Titel *Goethes Wetzlarer Verwandtschaft* herausgegeben, in dem er nicht nur genaue Kenntnis der Wetzlarer Örtlichkeiten demonstrierte, sondern auch Außen- und Innenansicht des Lottehauses abbildete.[8]

Das kalte Wetter des 22. Januar 1910 hindert die Wanderer nicht daran, von Großen-Buseck über Alten-Buseck nach Daubringen und weiter nach Lollar zu laufen. Die $3^3/_4$-stündige Wanderung mündet in die übliche Einkehr und wird in einem Gedicht festgehalten, das auf eine Postkarte, adressiert an „Herrn Prof. Sommer, Eisenach, Hotel Rosenkranz" geschrieben wurde:

„Müdgegangen, müdgelaufen!
Liebe Kinder, jetzt heißt's saufen!
Ganze drei dreiviertel Stunden,
haben wir uns nun geschunden,
während **er** in dem Coupé
vom dem Scheitel bis zum Zeh
hingehaucht wie ein Gedicht
weder Arm noch Fuß rührt nicht.
Also, Kellner, Steinhäger!
So ruft **sie**, und so ruft er,
der nun dies Gedicht soll drechseln
statt mit Grassmann Witze zu wechseln.
Dann noch Tanz und auch Musik
– jetzt wird die Geschicht' zu dick.

Heil Mia Walde. Grassmann.
Elsbeth Leutert, der ist's kalte!
Henneberg, – pfui! – ausgekniffen.
Jetzt gehn wir artig heim ... [Unleserlich/überklebt].

Geschrieben am 22. Januarii im Philosophenwalde"

Am 29. Januar besteigen fünf Frauen und zwei Männer den Schiffenberg, wo zuerst ein „Schneeballwerfen" und dann eine Besichtigung der Kirche unter Führung des Kunsthistorikers Rauch stattfindet. Der Hund der Familie Sommer, „Caesar", begleitet die Damen Grassmann, Walde und Sommer bei der Wanderung zur Badenburg am 12. Februar 1911. Nach Ausflügen am 19. Februar und 5. März findet die nächste gemeinsame Unternehmung erst am 5. Mai anlässlich eines „Himmelfahrts-Gang[es] nach Kirchgöns" statt. Der Chronist notiert: „Marsch über Gambach nach Münzenberg. Mittagessen. Besichtigung der Ruine. Gang auf individuellen Wegen nach Arnsburg. Kaffee im Freien bei Sonnenschein und Regenschauer. Weiter nach Lich durch den Wald. Hier in die Eisenbahn. Station Schiffenberg ausgestiegen, zum Waldhüttchen. Maibowle gebraut. Abends 11 Uhr nach Giessen zurück." „Theilnehmer" sind die Ehepaare Grassmann, Leutert, Walde, von Liebig und Sommer. Das

erwähnte „Waldhüttchen" hat wiederum biographischen Bezug zu Sommer, der ein kleines Grundstück mit Häuschen, genannt „Lauszipfel" am Fuße des Gießener Hausbergs erworben hatte, wo sich Sommer auch bei anderen Gelegenheiten mit den Kollegen, beispielsweise Albert Jesionek, traf.

Es folgen Spaziergänge am 14. Mai, am 4., 11., 18. und 25. Juni (dieser führt mit der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, deren Mitglied Bruno Henneberg seit 1894 war, nach Wetzlar), am 9. Juli gibt es einen Ausflug zur Burg Greifenstein. Am 16. Juli trifft man sich abends um 7 Uhr „zum Faß Bier im Garten" bei Leuterts und am 23. Juli zur Wanderung nach Daubringen und Lollar. Die Fahrt nach Ehringshausen am 24. September findet ohne Robert und Emmy Sommer statt; die Teilnehmer schicken „Herrn und Frau Professor Sommer" eine Ansichtskarte nach „St. Raphael / Hotel des Bains Continental / Südfrankreich", die aber am 27. September – offensichtlich war das Ehepaar inzwischen abgereist – nach „Giessen / Allemagne" zurückgeleitet wird und so Eingang in das Buch des „Wander-Bundes" fand. Verewigt haben sich mit ausgelassenen, recht albernen Versen – die, geht man vom dialektgefärbten „scheen" aus, vermutlich die Berlinerin Helena Rauch verfasst hat – Mia und Alois Walde, die Stehgreifdichterin Helene Rauch „als Führerin" und ihr Mann Christian als „der Mann der Führerin" sowie Irma Jesionek „als Gast":

> „Nach Ehringshausen an der Lahn
> kommen mit der Bahn wir an
> Und durch Täler kreuz und quer
> Komm'n von Niederlemp wir her
> Alles ist ganz scheen gewese
> Essen nun in Asslar Käse.
> Dass Ihr fehltet, ist sehr schade
> Dies schreib ich auf Waldes Wade."

Nach Wanderungen nach Treis am 15. Oktober und Großen-Buseck mit Einkehr auf der „Liebigshöhe"[9] – einem damals sehr beliebten Ausflugslokal nahe der Grünberger Straße – folgt am 29. Oktober 1910 ein Spaziergang nach Großenlinden mit „Marsch nach Wetzlar", an dem die Ehepaare Collin, Garten und Grassmann sowie Mia Walde und Erna von Franqué teilnehmen. Auch das Ehepaar Hans und Bertha von Liebig, das sich zeitweise in seinem späteren Wohnort Bernried bei München aufhält, wird eingeladen. Bertha von Liebig (*5. 2. 1874) antwortet mit einem Gedicht:

> „Zum Wandern ruft G. C. in Gießen mich an
> Ans liebliche Ufer der graugrünen Lahn.
> Doch seht! Nach egyptischem Wüstensand,
> Nach steiniger Wildniß im heiligen Land,
> Nach griechischem Marmor, mit Eifer durchwühlt,
> Nach Adrias Wogen, die klar mich umspült,
> Nach Stahlroßgekletter auf Tauerngestein,
> Hüllt Deutschland, Dein Herbst voller Wunder mich ein.
> Mein Hügel, mein Wald, wie er hell mich umlacht,
> Herab auf mich schüttelt rotgoldbraune Pracht,
> Der Reh' fein Gespiel, brauner Rinder Geläut,
> Die Vöglein in Scharen, allein und zu zweit.
> Die Firnen der Alpen im schneeigen Glanz,
> Umsäumt von der Wolken lichtduftigem Kranz.
> Wie träumts sich da schön! Da hoch! rufts mich an.
> „G. C." mahnt ein „sommer"lich Grüßen der Lahn.
> Schön Dank Euch! wenn Garten und Haus ist bestellt
> Voll Freude zu wandern kommt mit Euch ins Feld
> Eure BvL
> Bernried, 19. Okt. 1910".

Aus dem Gedicht dieser offensichtlich sehr auslandserfahrenen, mit lyrischem Talent gesegneten Frau, deren Reisewege sie nach Ägypten, Palästina, Griechenland und Italien geführt haben, spricht Naturverbundenheit und eine heimatlich-freundschaftliche Beziehung zu Gießen, während die weinseligen Verse, die Alois Walde anlässlich einer Wanderung zum Schiffenberg am 1. April 1911 verfasst, unter sprachlich-formalen Gesichtspunkten als weniger gelungen angesehen werden müssen:

> „Blühend senk' auf Ihr [!] Haupt sich der Dichterlorbeer hernieder!
> Was an Klängen doch recht oft versteckt unter so einem Mieder!
> Puttchen kann singen, kann dichten, Robert die Verse dann richten,
> Walde nur dichtet beim Wein, schmeckt er besonders ihm fein:
> Dieses ist heute der Fall, ja, ja.
> Drum den Wanderbundleuten all ein „Hurrah!"

Carl von Eicken, seit 1910 außerordentlicher Professor für Hals-Nasen-Ohrenheilkunde in Gießen, schickt am 4. April des Jahres Grüße aus Meran:

„Des WB's froher Runde
Denke ich zu mancher Stunde
Denn oft allein zu sein
Kann wahrlich mich nicht freun.
Drum deucht es mich ein Glück
Dass bald ich muss zurück
Sonst käm ich auf den Hund
Hoch leb' der Wanderbund.
Meran 4. IV. 11. C. v. Eicken."

Am 7. Mai machen sich zweiundzwanzig Personen auf den Weg nach Friedberg, wo die Kirche und das Judenbad besichtigt und danach – wohl auf Anregung Sommers – die Saalburg und das römische „Wegesystem" bei Homburg erwandert werden. In den Eintragungen des Tages wird der „[e]rste Gesang des Wanderbundliedes" erwähnt, dessen Text auf der folgenden Seite des Buches eingeklebt ist. Das Gedicht ist dem Wander-Bund gewidmet und wird nach der Melodie „Keinen Tropfen im Becher mehr" gesungen. Die erste Strophe lautet: „Endlich kam die schöne Stund, / fröhlich will der Wanderbund / heut die Welt durchschreiten. / Sorgen bleibt nun weit zurück, / heute lockt uns heitres Glück / fort in sonnige Weiten." Die beiden folgenden Strophen, die den vorliegenden Beitrag eingeleitet haben, preisen das „holde Nest" Gießen, die „edle Wissenschaft" und die Freundschaft, die der Seele Kraft gebe. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist Robert Sommer Verfasser der Liedes. Michael Meyer zum Wischen, der eine umfangreiche, sämtliche nachgelassene Manuskripte berücksichtigende Dissertation über Sommer verfasst hat, charakterisiert diesen als „poetische[n] Psychiater", der zu vielen und höchst unterschiedlichen Anlässen Gedichte und Lieder schrieb, so zur Einweihung des Liebig-Museums im Jahr 1920 oder anlässlich der Eröffnung des Kongresses der *Gesellschaft für experimentelle Psychologie*, der im April 1904 in Gießen stattfand.[10] Doch die Neigung, Erlebnisse und Grüße in Verse zu fassen, lässt sich nicht nur für Sommer feststellen, sondern entspricht dem Geschmack der Zeit und ist, wie im *Wanderbuch* nachzulesen, weit verbreitet.

Der Spaziergang des folgenden Sonntags führt zum Leihgesterner Wald mit anschließender Einkehr bei Sommers „Waldhüttchen". Bei der Wanderung am 20. Mai, die zum Kirschenwäldchen bei Wetzlar führt, kommt Robert Sommer „mit [dem] Wagen nach." Der Himmelfahrtstag am 25. Mai wird mit einer großen Wanderung nach Marburg begangen, zur mittäglichen Rast am Waldrand werden „belegte Bröter" und „weiche Eier" gereicht, am Abend trinkt man bei Bopp in Weidenhausen „Kalte Ente" und kommt um „11 Uhr heim". Nach weiteren Spaziergängen im Juni und Juli des Jahres wird das Wintersemester 1911/12 mit einer Zugfahrt nach Asslar und anschließender Wanderung nach Altenstätten eröffnet, wo eine „Waldrast" mit „Broeter" und Äpfeln eingelegt wird. Der Abend klingt aus in der Konditorei „Hettler", einem renommierten Café an der Frankfurter Straße / Ecke Südanlage;11 die neun Teilnehmer, die Ehepaare Grassmann, Garten, Walde und von Eicken sowie Robert Sommer schicken „Reime an Puttchen", Robert Sommers Frau:

„Die Bäume in herbstlicher Farbenpracht,
Da haben wir Deiner in Liebe gedacht.
Es keucht der Mann mit der schweren Last
Wir aber stets vorwärts [,] wo haben wir Rast?
Am Kreuzweg auf grünem Waldesrain
Labt uns, was sogleich Du packtest ein.
Und Walde selbst hat den Schnaps nicht vermisst,
War reichlich beglückt, dass von Dir alles ist.
Dann gnug gestärkt, im raschen Lauf
Durch Wald zum Altenberg hinauf.
Hier Hohensolms! der Dünsberg dort:
Nur kurze Rast, dann wieder fort.
Nach Bieber geht's mit raschen Fuss:
Bei Hettler feiern wir den Schluss."

Nach zahlreichen Spaziergängen im Oktober und November 1911 wird am 16. Dezember unter großer Beteiligung das sogenannte Stiftungsfest im „Herzoglichen Haus" in Wetzlar begangen. Die Ehepaare Henneberg, von Liebig, Walde und Garten sowie Robert Sommer und Carl von Eicken wandern nach Wetzlar, Grassmanns, Collins, Frau Sommer und Herr Rauch fahren mit der Bahn. Elsa von Eicken, die wegen einer Erkältung nicht mitkommen kann, schickt ein Gedicht:

„Zum Schluss das Best / Das „Stiftungsfest"!
Und wie ich ahne, / mit Tort' und Sahne!
Mit welchem Bedauern / Muss ich nun trauern
Kann nicht mit Euch Andern / Ins Bett muss ich wandern
Da Husten mich quält / S'ist schlecht gewählt!
Vielleicht kommt der Mann / Wenn irgend er kann
Nun eil' ich zum Schluss, / Wünsch recht viel Genuss.
Elsa von Eicken."



Abb. 2: Einweihung des Grenzsteins am nördlichen Ende des römischen Limes am 14. Juli 1912. Im Vordergrund sitzend Robert Sommer, zweiter von rechts, ohne Hut, Ernst Leutert. (UAG, Nachlass Sommer)

Die Ausflüge des Sommersemesters 1912 führen die Ehepaare Grassmann, Collin und Sommer sowie Mia Walde und Elsbeth Leutert nach Ehringshausen und zur Dianaburg. Am 1. Juni 1912 fährt die sechzehnköpfige Gruppe um 8.17 Uhr mit dem Eilzug nach Dillenburg. Die ausgedehnte Wanderung endet im Bahnhotel Herborn; offensichtlich werden die Ehepaare Leutert, Collin, Walde, Garten, Jesionek, Sommer, Grassmann und Rauch vom Regen überrascht, denn Elsbeth und Ernst Leutert packen ihre „Forellen-Kostüme" aus. Der Chronist notiert: „Erheiterung der Sonntagsgäste am Bahnhof. Ank. in Giessen, durch Singen erwärmt aber total nass." Es ist einer der letzten Ausflüge, an denen Mia und Alois Walde teilnehmen. Walde hat im April des Jahres einen Ruf nach Innsbruck erhalten; die Familie zieht am 31. Juli 1912 um, nachdem im Anschluss an eine Wanderung nach Kirchgöns am 20. Juli „Fr. Waldes Abschiedsfeier" im „Hessischen Hof" begangen wurde.

Zuvor jedoch, am 14. Juli 1912, findet ein „Gang zum Denkstein am Grenzwall", dem römischen Limes, statt. Dieser ist offensichtlich nicht nur Sonntagsspaziergang, sondern hat auch offiziellen Charakter, da neben den Freunden Grassmann, Garten, Leutert, Eicken, Jesionek, Sommer, Walde, Liebig, Rauch und Henneberg auch andere Bekannte sowie Funktionsträger aus den umliegenden Ortschaften teilnehmen. Genannt sind Irmischs und Mercks; aus Watzenborn Leicht und Harnisch; aus Grüningen der Bürgermeister, ein Beigeordneter und zwei Gemeinderäte. Es gibt Kaffee, Kuchen und ein Fass Bier, das mit dem Wagen von der „Wilhelmshöhe", einem Watzenborner Lokal, nach oben gebracht wird. Der „Denkstein", den Robert und Emmy Sommer 1912 selbst errichteten, befindet sich noch heute am nördlichsten Punkt des römischen Limes nahe bei Grüningen und trägt auf den vier Seiten die Aufschrift: „MEMORIAE ROMANORUM BARBARUS ANNO MDCCCCXII / LIMES IMPERII ROMANI / ROBERTUS SOMMERUS CUM UXORE / CIVES GISSENSIS."[12]



Abb. 3: Besichtigung eines Steinbruchs bei der Burg Münzenberg unter sachkundiger Leitung des Geologen Erich Kaiser. Links im Bild Robert Sommer, stehend vermutlich Albert Jesionek.

Am 8. März 1913, der zehnten Wanderung des Jahres, führt der Weg der Gruppe wiederum zum römischen Grenzwall[13] nach Holzheim und durch die Wiesen nach Eberstadt. Notiert ist der „Fußweg mit Durchschneiden der alten röm. Grenzstraße zum Bahnhof Münzenburg". Man besichtigt einen Steinbruch „mit tertiärem Sandstein und Versteinerungen (Palmblätter, Schilf, Nüsse, Schildkröten)", trinkt Kaffee an der Burg und fährt mit der Bahn nach Hause. Die Gruppe setzt sich an diesem Tag zusammen aus den Ehepaaren Grassmann und Sommer – auf letztere geht sicherlich der Hinweis auf den Verlauf der römischen Grenzlinie zurück – Herrn Garten, Frau von Liebig, einem unbekannten Fräulein Raster und Erich Kaiser, der als Mineraloge die Wanderer sachkundig über die Gesteinsformationen belehren kann.

Am 12. April 1913 wird Carl und Elsa von Eickens zweiter Sohn, Herbert, das vierte ihrer insgesamt acht Kinder geboren. Der Wanderbund gratuliert, Carl von Eicken dankt mit einem Gedicht, das ebenfalls im Buch aufbewahrt ist:

> Giessen 12. IV. 13.
>
> Gestern Abend s' war schon spät
> Brachte man mir ein Paket
> Und dazu ein Kleidchen fein!
> Was mag im Paket wohl sein?
>
> Zehn geschlossene Couverts
> Waren drin - mir pocht das Herz!
> All' die lieben Wandersleut
> Gratulieren hocherfreut!
>
> Der in Prosa, der in Jamben
> Knittelvers war auch vorhanden
> Und nach italien'scher Weise
> Singt Frau Leutert zart und leise.
>
> Und der Inhalt der Gedichte
> Wünsche waren's lieb und schlichte
> Für klein Herbert dick und rund:
> Tausend Dank, Dir, Wanderbund!
> C. v. E.

Nach sechzehn gemeinsamen Spaziergängen während des Sommers und Herbstes begehen die Freunde im Anschluss an eine Wanderung zu Sommers „Waldhüttchen" am 29. November ihre Stiftungsfeier, bei der die „Strafgelder" des letzten Jahres – 6,60 Mark – aufgebraucht werden. Bis elf Uhr dauert das Fest, an dem die Ehepaare Jesionek, Collin, Garten, von Eicken, Robert Sommer sowie Elsbeth Leutert und Christian Rauch teilnehmen. Carl von Eicken hat in diesen Tagen besonderen Grund zur Freude: Nach jahrelangen Verhandlungen, die bereits sein Vorgänger Ernst Leutert führte, gibt es in Gießen nun endlich eine Universitätsklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenkranke, die am 23. November eröffnet worden ist.
Das Jahr klingt aus mit einer Einladung der Familie Garten für den 13. Dezember, vermutlicher Anlass ist Clara Gartens Geburtstag am 7. Dezember.

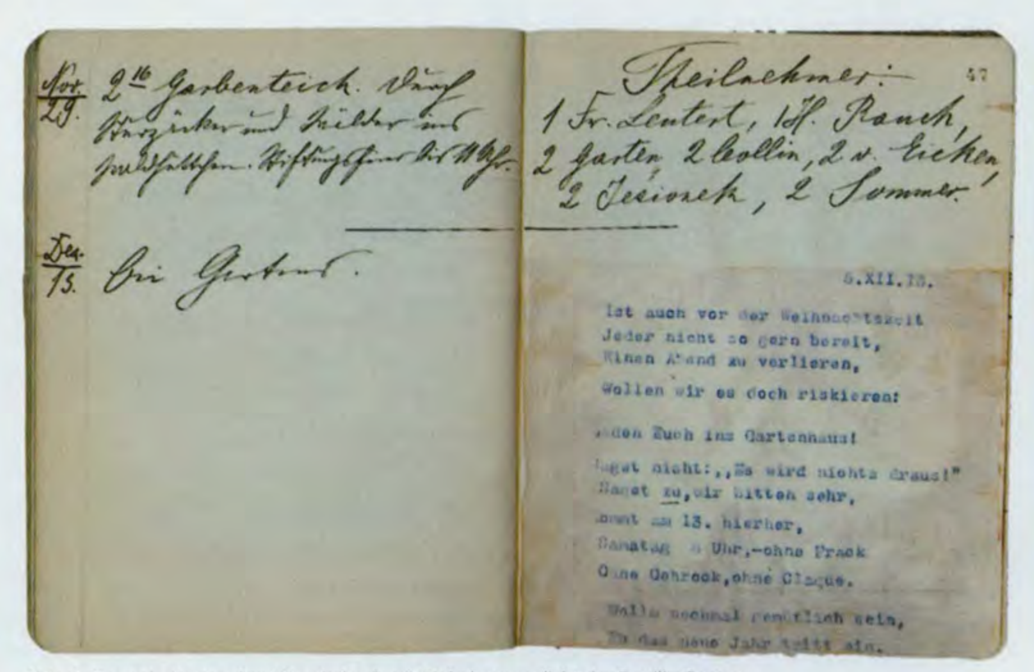
5. XII. 13.

Ist auch vor der Weihnachtszeit
Jeder nicht so gern bereit,
Einen Abend zu verlieren,
Wollen wir es doch riskieren:

Laden Euch ins Gartenhaus!
Saget nicht: „Es wird nichts draus!"
Saget zu, wir bitten sehr,
Kommt am 13. hierher,
Samstag 8 Uhr, – ohne Frack
Ohne Gehrock, ohne Claque.

Wolln nochmal gemütlich sein,
Eh das neue Jahr tritt ein.

Auch im Jahr 1914 trifft man sich regelmäßig zu gemeinsamen Unternehmungen. Nach einer Fahrt nach Butzbach sind die Freunde abends „bis 2 Uhr" bei Sommers. Ein rätselhafter Eintrag lautet: „Kindliche Spiele nach Eickenscher Wildsau", an deren vermutetem Verzehr achtzehn Personen beteiligt sind. Nach fünf traditionellen Sonntagswanderungen nach Grünberg (mit „Ski und Rodel"), Lich, Großen-Buseck, durchs Lumbdatal und nach Dutenhofen mit Kaffee und Madeleines im „Jagdschlösschen", feiert man den Rosenmontag 1914 in der Frankfurter Straße 97, also bei Sommers.


Teilnehmer:
1 Fr. Leutert, Chr. Rauch,
2 Garten 2 Collin, 2 v. Eicken
2 Jesionek, 2 Sommer!

Dez. 13. Bei Gartens.

5.XII.13.

Ist auch vor der Weihnachtszeit
Jeder nicht so gern bereit,
Einen Abend zu verlieren,
Wollen wir es doch riskieren:

Laden Euch ins Gartenhaus!
Saget nicht:„Es wird nichts draus!"
Saget zu,wir bitten sehr,
Kommt am 13. hierher,
Samstag 8 Uhr,-ohne Frack
Ohne Gehrock,ohne Claque.

Wolln nochmal gemütlich sein,
Eh das neue Jahr tritt ein.

Abb. 4: Doppelseite aus dem Wanderbuch mit Einladungsgedicht der Familie Garten.

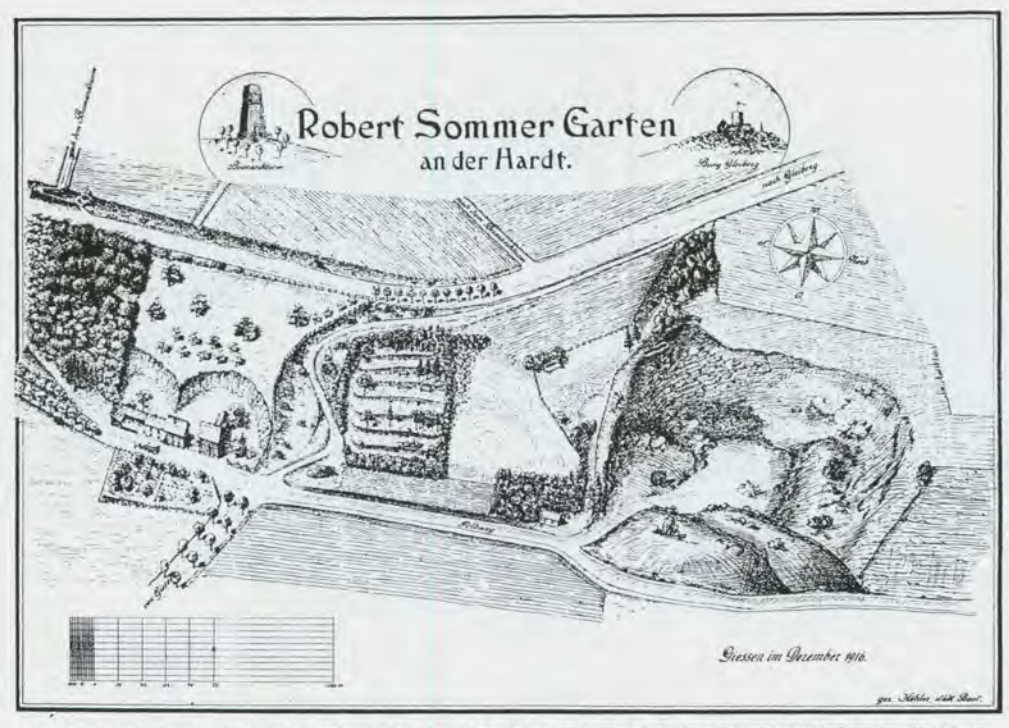


Abb. 5: Der Universitätsgarten. Aus: Robert Sommer: Die Gartenanlagen bei der Universität Gießen. In: Die Gartenwelt, Jg. 21, 1917.

In diesem Jahr, dem Ausbruch des I. Weltkriegs, werden aber nicht mehr nur Wanderziele notiert. Zwar gibt es noch die Spaziergänge nach Buseck, Treis, Rodheim, Kirchgöns und Mainzlar und den traditionellen großen Himmelfahrtsausflug – in diesem Jahr nach Frankenberg und Waldeck –, aber es wird auch, am 4. Juni 1914, nach einer Wanderung zum Schiffenberg und einem Besuch bei von Eickens, die Rektorwahl verzeichnet. Eine erste Besichtigung des von Robert und Emmy Sommer gestifteten Universitätsgartens am Gleiberger Weg an der Hardt südwestlich von Krofdorf erfolgt am 11. Juni 1914. Der Garten soll nach dem Willen der Stifter von der Universität zu geselligen Zwecken genutzt werden und nach Friedensschluss in den vollen Besitz der Universität übergehen. Hier trifft man sich auch am 18. Juli vor dem Sommerfest der Kliniker.

Am 26. Juli versammelt sich ein erweiterter Wander-Bund zum „Picknick i. Universitäts Garten". Trotz des verregneten Tages gestaltet sich die Feier auf der Hardt sehr munter. Erstmals werden die zahlreichen Kinder der Mitglieder erwähnt, die „als Blumen" verkleidet sind. Frau Garten und Frau von Liebig tragen Gedichte vor, man singt „patriotische Lieder"[14]. Der Eintrag endet mit den Worten „Der nahende Krieg".

Am 1. August 1914 bricht der I. Weltkrieg aus. Die Wanderungen werden eingestellt. Im Herbst 1914 wird eine sehr große Zahl von Schwerverwundeten nach Gießen gebracht, die im Militärlazarett und in der Chirurgischen Klinik wegen Überfüllung nicht mehr aufgenommen werden können. Die Universitätskliniken, allen voran Jesioneks erst im März 1914 in Betrieb genommene Hautklinik und auch seine Lupusheilstätte,[15] werden zu Lazaretten für die zurückkehrenden verwundeten Soldaten umfunktioniert. Da alle Assistenten zum Heeresdienst eingezogen sind, arbeitet Jesionek mit vollem Einsatz als Wundarzt und Chirurg, un-



Abb. 6: Idyllische Rast des Wander-Bundes im Frühsommer 1915. Fotographie aus dem Wanderbuch.

terstützt von seiner eigenen Frau und den Frauen seiner Freunde, die Dienste als Hilfsschwestern versehen.[16]

Erst am 12. Dezember treffen sich zwölf Mitglieder des Bundes wieder: „Nach langen Kriegswochen zum ersten Mal wieder hinaus trotz Regenwetter." Man besichtigt den Sportplatz beim Schützenhaus und wandert danach zum Schiffenberg. Sommer, seit Oktober 1914 Rektor der Universität und mit der Aufgabe konfrontiert, die akademischen Einrichtungen den Bedürfnissen des Krieges anzupassen, zurückkehrende verwundete Soldaten in den Kliniken unterzubringen, Lebensmittel-, Heizstoff- und vor allem Personalmangel zu verwalten, verlässt die Gruppe wegen einer Sitzung vorzeitig.

Das Jahr 1915 zeigt wieder eine gewisse Normalität. Von Januar bis April gibt es fünf gemeinsame Wanderungen, wenn auch bisweilen in sehr kleiner Zusammensetzung. Drei Ausflüge finden im Mai statt – darunter die Himmelfahrtspartie am 19. Mai mit den Ehepaaren Collin und Sommer, die in diesem Jahr nach Braunfels und Neukirchen führt –, ein weiterer am 19. Juni sowie am 17. Juli. Dieser führt nach Friedelhausen, auf dem Rückweg kehrt man im „Rittersaal" der Burg Gleiberg ein, wo Sommer ein Gleiberg-Lied dichtet.[17]

Am 24. Juli wandern Grassmanns, Collins, die Damen Leutert, Kaiser, von Eicken und Jesionek von Großen-Buseck zurück nach Gießen, vorbei am „Gefangenenlager"[18] mit abschließender Einkehr in der nahegelegenen „Liebigshöhe", wo Frau Sommer („Muttchen") zur Gruppe hinzustößt.

Die Doppelseite mit den Wanderungen vom 19. Mai, 19. Juni, 17. und 24. Juli enthält ein oval geschnittenes Foto, das die Gruppe bei einer idyllischen Rast im Freien zeigt: Die Männer, zum Teil in Hemdsärmeln, lagern malerisch am lichtüberfluteten Feldrain auf einer Wiese am Waldrand oberhalb der Lahn, die Damen sind geschmackvoll und sommerlich-leger gekleidet und tragen runde Strohhüte nach französischer Art. In seiner gesamten Atmosphäre erinnert das Arrangement an die gelöste Stimmung eines impressionistischen Bildes wie des

1880 gemalten *Frühstücks der Ruderer* von Auguste Renoir. Entspannt, heiter, scheinbar ungestört genießen die Gießener Professoren und ihre Ehefrauen fernab von Klinikalltag und kranken Patienten, von störenden Kleinkindern und familiären Verpflichtungen das warme Sommerlicht in der freien Natur. Nichts deutet darauf hin, dass seit knapp einem Jahr der I. Weltkrieg wütet, dass die deutschen Truppen im April des Jahres erstmals Giftgas eingesetzt haben und dass auch ein Angehöriger der Wandergruppe, der einundzwanzigjährige Hans Collin (1893–1914?), seit Oktober 1914 als vermisst gilt. Man vergisst, dass es seit dem 7. August 1914 eine „Kriegskommission" der Universität gibt,[19] dass etwa 900 der 1214 im Wintersemester 1914 immatrikulierten Studenten im Wehrdienst stehen und auch 19% der Ordinarien als kriegsdienstverwendbar gelten.[20] Zu ihnen gehört auch der 43jährige Erich Kaiser, der sich seit Ende Juni 1914 auf Forschungsreise in der Namibwüste Südwest-Afrikas aufhält und dort als Reserveoffizier „militärisch verwendet" wird.[21]

Die nächste Wanderung findet zu Beginn des Wintersemesters am 16. Oktober 1915 statt und führt nach Lich und zum Kloster Arnsburg. Lapidar wird das „Lazarett im Schloß" erwähnt. Am 30. Oktober läuft man von Kleinlinden über den Stoppelberg nach Wetzlar; es gibt drei Wanderungen im November 1915, am 27. 11. dann „Schnee, große Kälte, Sturm"; Collins sind mit Schiern dabei. Zweimal trifft man sich im Dezember, dreimal im Januar 1916 und danach regelmäßig jede Woche bis zum 9. April 1916. An diesem Tag wird der „letzte Ausflug mit Gartens nach Marburg" notiert, nachdem diese im Anschluss an eine Wanderung auf die Hohe Warte am 1. April 1916 ihren Abschied gefeiert haben. Zum Sommersemester 1916 hat Siegfried Garten einen Ruf nach Leipzig erhalten, wo er bereits als Schüler und Assistent des Physiologen Ewald Hering (1834–1918) arbeitete und sich dort auch habilitierte. 1916 übernimmt er als Herings Nachfolger dessen Lehrstuhl für Physiologie. Mitte April 1916 machen Sommers mit dem Ehepaar Garten und deren beiden ältesten Kindern Victor und Marianne noch eine größere Reise, die sie nach Osthessen und Thüringen führt. Am Dienstag, den 18. April, geht man über den Rennsteig zur Wartburg, wo man sich nach einem letzten gemeinsamen Mittagessen auf der Terrasse unter der Burg verabschiedet.

Mit den treuen Freunden Grassmann, Collin, Frau Leutert und Frau von Eicken gibt es Wanderungen im Mai, u.a. mit „Freiübungen"; am 9. Juli einen Ausflug nach Braunfels, zu dem Familie von Eicken einlädt und an dem außer Sommers auch Grassmanns und „3 Hennebergs" – diese möglicherweise mit ihrer zwanzigjährigen Tochter Charlotte (*14. 12. 1896) – teilnehmen. Die „Exkursion zur Chimpansin in Frankfurt", die Robert Sommer in der Woche darauf organisiert, findet ohne Teilnahme der „W[ander]-Bündler" statt. Wo sich diese Schimpansin befand und ob sie eine besondere Attraktion darstellte, konnte nicht herausgefunden werden. Einen Zoo gibt es in Frankfurt jedoch seit 1856, zur städtischen Einrichtung wurde er im Kriegsjahr 1916.[22]

Erwähnt werden soll noch eine Wanderung am 25. November dieses Jahres: Die Gruppe, bestehend aus Grassmanns, Frau Leutert, Frau Rauch, Herrn von Eicken und dem Ehepaar Sommer, fährt am Nachmittag nach Kirchgöns und wandert zum „Grenzwall im Wald rechts der Bahn, dann rechts bis zum Ende des Waldes, wo der Grenzwall aufhört. Suchen nach der Fortsetzung an der andern Seite der Straße nach Pohlgöns und Butzbach. Tatsächl. gefunden!" Da der Verlauf des Limes inzwischen rekonstruiert ist, kann festgehalten werden, dass sich die Gruppe nicht geirrt hat. Der römische Grenzwall verläuft auf hessischem Gebiet vom Kleinen Feldberg kommend hinunter zur Saalburg, berührt die Kapersburg mit den notdürftig ausgegrabenen römischen Badeanlagen, geht nach Norden über Butzbach, den Holzheimer Unterwald und Pohlheim, um dann nach Lich und Arnsburg östlich abzubiegen und wiederum nach Süden über Echzell, den Main überquerend, nach Seligenstadt und Stockstadt zu verlaufen.

Am Ende des Jahres 1916 – die Kliniken leiden unter Ärztemangel und stehen vor der Frage, ob sie schließen müssen, in der Philosophischen Fakultät sind einige Fächer nicht besetzt,

auswärtige Dozenten übernehmen Vertretungen, wegen Kohlemangel wird die Universitätsbibliothek mehrmals geschlossen, und die Universität beklagt 119 als Soldaten gefallene Studenten – gibt es nur zwei Spaziergänge, die zum Schiffenberg bzw. zum Grenzwall nach Butzbach führen, aber man feiert am Ende des Jahres, einen Tag nach Robert Sommers Geburtstag, gemeinsam in dessen Haus den Hochzeitstag von Albert und Irma Jesionek.[23]
Für 1917 ist nur eine Wanderung verzeichnet: „½3 Uhr ab Lahntor zur Schutzhütte im Robert-Sommergarten. Rodel [!] und Brot mitbringen! Für Thee ist gesorgt. – Der Herd brennt gut, die Bänke sind bequem, der Vorraum praktisch. Mitgenommen Holz, Brikets, Punsch." 1918 findet kein notierter Ausflug statt. Jesionek und von Eicken können sich am Ende des Jahres darüber freuen, dass sie zu Ordinarien befördert werden; die traurige Bilanz des Krieges sind 243 gefallene Studenten und 13 Dozenten.
Im Jahr 1919 sind fünf Wanderungen eingetragen, davon jeweils zwei im Mai und Juli und eine im Juni 1919. Teilnehmer sind die alten Freunde Grassmann, Henneberg, von Eicken, Collin, Sommer, Leutert, Rauch und Jesionek. Die letzte Wanderung, am 26. Juli, führt zum „Kalkbruch hinter Kleinlinden. Herr Grassmann mit mir in unserem Wägelchen, Einkehr in der ‚Waldschenke', nach geol. Vortrag." Neben den Ehepaaren Grassmann und Sommer sind auch Henneberg und Rauch dabei.

Resümee

Mehr als 170 Mal haben sich die Freunde in den zehn Jahren von Ende 1909 bis zum Sommer 1919 getroffen. Bei wechselnder Zusammensetzung der Gruppe gab es große Wanderungen, kleine Spaziergänge, Rosenmontags- und Abschiedsfeiern, Exkursionen und mehrtägige Ausflüge bis hin zum Rennsteig und zur Wartburg. Bei erster Sichtung des Büchleins lag die Vermutung nahe, den Zusammenschluss der Professoren zur gemeinsamen Freizeitgestaltung als eine örtliche Sektion der Wandervogelbewegung zu verstehen. Doch das fortgeschrittene Alter – das älteste Mitglied, Hermann Grassmann, ist im Gründungsjahr fünfundfünfzig Jahre alt, das jüngste, Christian Rauch, immerhin auch schon zweiunddreißig, das Durchschnittsalter der Männer beträgt 43 Jahre – sowie der reichliche Genuss von Alkohol (in den Einträgen werden „Steinhäger", Wein, Schnaps, Punsch, Kalte Ente, Bier und Maibowle genannt), die gutbürgerliche Kleidung der Frauen, die Anzüge und Hüte der Männer, die Benutzung der Bahn oder des „Coupés" als Fortbewegungsmittel sowie die Wahl der Ausflugsziele, die oftmals mit kulturellen Aktivitäten wie Besichtigungen, Führungen oder Vorträgen verbunden sind, sprechen dagegen.
Dennoch gibt es gewisse weltanschauliche Übereinstimmungen mit den Zielen der Wandervogelbewegung: Die Ausflüge und die Bewegung in freier Natur (erwähnt werden Schneeballwerfen, Rodeln, Freiübungen, Skiwanderungen) ergaben sich nicht zufällig, sondern entsprachen medizinischen Konzepten, wie sie sowohl der Dermatologe Albert Jesionek als auch der Psychiater Robert Sommer vertraten. Jesionek, in Lindau am Bodensee geboren und mit Liebe zu Bergen und Natur aufgewachsen, beschrieb in seinem Hauptwerk, der 1910 erschienenen *Lichttherapie*, die Heilkraft der Sonne, deren ultraviolette Strahlen auch noch an einem geographischen Punkt wie Gießen wirkungsvoll bei der Behandlung tuberkulöser und lupöser Menschen seien. In späteren Werken sprach er die heilkräftige Wirkung der Bewegung in der frischen Luft nicht mehr nur dem Sonnen-, sondern dem Luftbad und der Gesamtheit aller klimatischen Reizwirkungen auf den Organismus zu.
Auch Robert Sommer, der sich anlässlich des Hygienekongresses in Dresden (1911) einen Namen als Vertreter einer neuen psychotherapeutischen Richtung, der Psychohygiene, gemacht hatte, forderte in verschiedenen Abhandlungen nicht nur Ruhehallen an allen öffentlichen Plätzen der großen Städte, sondern plädierte wie der Kollege Jesionek für Bewegung an der frischen Luft, die besonders den zu Anfang des Jahrhunderts überhand nehmenden „nervösen" Krankheiten entgegenwirken sollte:

„Nach meiner Beobachtung entstehen viele Fälle von nervöser Übermüdung dadurch, dass im Berufsleben eine Menge von unangenehmen Gefühlen ausgelöst wird, die sich zu einem Gefühl der Abspannung und Widerwillen verdichten, während im Hintergrund eine viel weniger geschwächte Leistungsfähigkeit steckt. In all diesen zahlreichen Fällen ist zur Erholung viel weniger Ruhe, als vielmehr eine Anregung notwendig, die im Gegensatz zu dem monotonen Gang des täglichen Dienstes psychische Komplexe aufleben lässt, mit denen das Gefühl freier und ungehemmter Tätigkeit verknüpft ist."[24]

Dazu gehörte nicht nur die „Anregung" auf kulturellem Gebiet, wenn es – wie es im Eingangsgedicht heißt – „zu dumpf" in Beruf *und* Alltagsleben wurde, sondern auch der körperliche Ausgleich, der durch die Fußmärsche, aber auch durch den Aufenthalt in den von Sommer initiierten Garten- und Turnanlagen der Universität, die der Leibesübung und der „Annäherung an eine natürliche Lebensweise" dienten,[25] zu erlangen war.

Geht man von diesen präventiv-medizinisch und psychologisch begründeten Forderungen aus, verwundert es nicht, dass das Ehepaar Sommer Initiator des Wanderbundes war: Bei 125 der gezählten 174 Unternehmungen gehörten die beiden entweder zu zweit oder auch einzeln zu den Teilnehmern; fehlten sie bei einer Wanderung, schickte man ihnen Karten an den Urlaubsort. Sie selbst wiederum schrieben regelmäßig Briefe von auswärts, beispielsweise von der Englandreise 1913, an die Freunde zuhause, die sich auch ohne sie in Sommers „Hüttchen" trafen. Sie waren, neben den Familien Garten, von Eicken und Leutert, häufige Gastgeber, sei es anlässlich der traditionellen Rosenmontagseinladung in ihr Haus in der Frankfurter Straße 97 oder, weit öfter, ins „Waldhüttchen" am Schiffenberg oder in das Häuschen im von Sommer gestifteten Universitätsgarten. Darüber hinaus beeinflussten Robert Sommers Interessen und Hobbys die Wanderziele, so bei den vielen Ausflügen in südöstliche Richtung auf den Spuren des römischen Grenzwalls.

Dass sich aber so viele Kollegen *und* Kollegenfrauen mit großer Begeisterung und über lange Zeiträume dem Unternehmen anschlossen, mag an Robert Sommers mitreißendem und begeisterndem Wesen und Emmy Sommers Liebenswürdigkeit und Herzensgüte gelegen haben – der ehemalige Assistenzarzt Berliner erinnert in der Kondolenzkarte nach Emmy Sommers Tod an „manche Feierstunde in Ihrem gastlichen Hause"[26] –, das Kind des kinderlosen Ehepaares Sommers war im Grunde die Universität und deren Personal, und der Wander-Bund als ihre Schöpfung ein integratives Element innerhalb der Professorenschaft. Liest man den Nachruf, den Carl von Eicken über seinen engen Freund Albert Jesionek verfasste, wird deutlich, welche Bedeutung die Freundschaft des Gießener Kreises für den einzelnen Wissenschaftler hatte:

„Großen Veranstaltungen war Jesionek abhold, auf Kongressen war er ein seltener Gast; um so intensiver und reicher wusste er das Leben im Kreise der näheren Freunde zu gestalten. Auf den gemeinsamen Wanderungen durch die anmutige oberhessische Landschaft, in seinem Heim, und nicht zu vergessen, seinem großen Garten auf dem Seltersberg, den er mit seiner lieben Frau aus einem steinigen Acker sich geschaffen hatte, lernten ihn seine Freunde als einen humorvollen, anregenden und gütigen Menschen kennen und lieben."[27]

Ganz ähnlich wird Bruno Henneberg charakterisiert. Henneberg sei kein „Mann des öffentlichen Auftretens" gewesen, schreibt sein Nachfolger Curt Elze. „Er liebte das Sammeln, Forschen und Wirken in der Stille. [...] Er gehörte zu den Männern, die sich mit ihrem großen Wissen und Können auf den Kreis beschränken, in den sie gestellt sind: die berufliche Umgebung und die Familie im weitesten Sinne."[28]

Die „Wissenschaft", noch mehr aber ihr Pendant, die „Freundschaft": die beiden Schlüsselbegriffe des Wanderbund-Liedes spiegeln sich in den Albumblättern der Gießener Professoren. Die familiäre Herzlichkeit, die aus den gewissenhaft vorgenommenen Eintragungen, den gesammelten Erinnerungsstücken und den gereimten Versen spricht, lässt das Notizbüchlein des Wander-Bundes tatsächlich in eine große Nähe zu den anfangs erwähnten Freundschafts- und Erinnerungsbüchern rücken. Alltägliche Erlebnisse und herausragende Ereignisse, Trauriges und Erfreuliches, werden chronologisch festgehalten, seien es die Abschiede anlässlich auswärtiger Berufungen, sei es die

Rektorwahl, sei es die Geburt von Klein-Herbert oder aber der Kriegsausbruch. Das von Robert Sommer akribisch betriebene Aufschreiben, Sammeln und Aufbewahren ermöglicht es uns heute, einen Einblick in das Gießener Professorenleben in der Zeit vor Ausbruch und während des I. Weltkrieges zu nehmen, die integrative Kraft der Professorenfrauen zu würdigen und den Grundstein für die Untersuchung eines auch auf wissenschaftlichem Gebiet vermuteten Netzwerks in der medizinischen Fakultät zu legen.[29]

Anmerkungen

[1] Zweite und dritte Strophe eines Gedichts aus dem „Wander-Bund"-Buch. Universitätsarchiv Gießen (= UAG), Nachlass Robert Sommer, Bd. 46. Ich danke Herrn Dr. Bernd Bader, Leiter der Handschriftenabteilung der Universität Gießen, für die freundlicherweise erteilte Erlaubnis, das Buch auszuwerten.

[2] Siehe dazu den Aufsatz von Erwin Schliephake, ein Schüler Robert Sommers: Erwin Schliephake: Robert Sommer (1864–1937) / Psychiater, in: Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press (Hg.), Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zweiter Teil. Marburg 1982 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 35), S. 895–905; vgl. auch Jost Benedum: Robert Sommer (1864–1937): Der volkstümliche Gießener Geheimrat, in: Gießener Universitätsblätter 1989, Heft 1, S. 33-42.

[3] Nach Schliephake (Anm. 2), S. 904 und 901.

[4] Auch die griechische Bezeichnung *Philotheca* oder *Philotheke*, die als *Sammlung von Freunden* übersetzt werden kann, betont den humanistischen *Amicitia-Begriff*, der wiederum eng verbunden ist mit dem Stichwort der religiösen Solidarität. Dass die Eintragungen in das *Album amicorum* auch als „Erinnerungsmittel" angesehen werden können, verdeutlicht die Bezeichnung *Liber memoralis*. Ausführlich dazu mein Aufsatz: „Den ersten Aerzten wurden Tempel aufgerichtet ..." – Soemmerrings Stammbuch 1774–1804, in: Manfred Wenzel (Hg.): Samuel Thomas Soemmerring in Kassel (1779–1784). Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Goethezeit (= Soemmerring-Forschungen, Bd. 9), S. 427–461; hier S. 427–429.

[5] Die auf Berufungen an die Medizinische Fakultät Gießen starken Einfluss ausübenden Faktoren „Verwandtschaft" und „Bekanntschaft" stellt Cay-Torsten Prüll in den Mittelpunkt seiner Untersuchung: *Der Heilkundige in seiner geographischen und sozialen Umwelt. Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen auf dem Weg in die Neuzeit (1750–1918)* (= Studia Giessensia, Bd. 4). Gießen 1993, wertet dabei aber in erster Linie Berufungs- und Personalakten aus.

[6] Vgl. Ilse Jahn: Die Ehefrau in der Biographie des Gelehrten, in: Christoph Meinel, Monika Renneberg (Hg.): Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik. Bassum/Stuttgart 1996, S. 110–116.

[7] Sämtliche Lebensdaten der Frauen – mit Ausnahme von Irma Jesionek und Elsbeth Leutert, über deren Ehemänner medizinhistorische Dissertationen existieren – wurden ermittelt nach: Personenstandskartei des Stadtarchivs Gießen. Ich danke Frau Claes, Stadtarchiv Gießen, für ihre Mithilfe.

[8] Robert Sommer: Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Mit 8 Abbildungen. Leipzig 1908, Abb. 7 u. 8.

[9] Abgebildet in: Werner Stephan: Es stand ein Wirtshaus an der Lahn. Gießen 1985, S. 40.

[10] „Gegrüsset seid, die zum Kongress gekommen, / Der Psychologen ernste Schar, / Die Ihr zum Seltersberg emporgeklommen, / Wir bringen herzlich Grüsse dar. / Der Seele Tiefen wollt Ihr kühn ergründen, / Dem Plane dient Idee und Instrument: / Mögt Ihr hier oben Seele finden, / dann hat die Sehnsucht heut ein End'!" UAG, Nachlass Sommer, Bd. 28, Blatt 15. Zuerst abgedruckt bei Michael Meyer zum Wischen: „Der Seele Tiefen zu ergründen ...". Robert Sommer (1864–1937) und das Konzept einer ganzheitlichen, erweiterten Psychiatrie (= Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Gießen, Bd. 14). Gießen 1988, S. 16f.

[11] Stephan (Anm. 9), S. 70-73. Zwei Abbildungen des Cafés.

[12] *Dem Andenken der Römer. Ein Barbare. Im Jahr 1912. / Grenze des römischen Reiches. / Robert Sommer mit Gattin. / Bürger Gießens.*- Im Nachlass Robert Sommer, Bd. 42, Blatt 15 und 16, befinden sich drei Fotos, die den Gedenkstein sowie die genannten Personen zeigen. Vgl. auch Meyer zum Wischen (Anm. 10), S. 31.

[13] Die 1892 gegründete Reichslimeskommission hatte das Ziel, den Limes in seiner Gesamtheit unter einheitlichen Gesichtspunkten zu erforschen. Ob Robert Sommer dieser Kommission angehörte, ist bisher nicht bekannt. Vgl auch Sommers Gedicht „Memoriae Romanorum barbarus" (1911) mit Schilderung des Limesverlaufs. UAG Nachlass Sommer, Bd. 28, Bl. 28.

[14] In Anlehnung an Martin Luthers Kirchenlied „Ein feste Burg ist unser Gott" dichtet Robert Sommer: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, / Und wollt uns gar verschlingen, / So fürchten wir uns nicht so sehr, / Es soll doch nicht gelingen. / Der Russen Lügen-Zar, / Franzosen eitle Schar, / Der England Schiffe Hauf, / Nun fasst sie! dran und drauf! / Frisch auf zu kühnen Taten!" UAG Nachlass Sommer, Bd. 28: „Die feste Burg der Deutschen. Gießen 1914." Verfasst am 15. August 1914. – Handschriftliche Fassung (auf Visitenkarten geschrieben) ebenfalls im UAG, Nachlass Sommer, Bd. 28.

[15] Die Einweihung der Lupusheilstätte, eine Klinik, die von Jesionek zur Behandlung der Hauttuberkulose eingerichtet wurde, fand am 19. Mai 1913 statt. In den Kriegsjahren 1914 bis 1918 diente die Heilstätte als Lazarett des Roten Kreuzes, anfangs nur für Verwundete, an denen Jesionek ebenfalls seine Lichttherapie einsetzte, später auch für hauttuberkulöse Soldaten. Christian Reiter: Albert Jesionek (1870-1935). Sein Leben und wissenschaftliches Werk (= Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Gießen, Bd. 17). Gießen 1993, S. 332.

[16] Nach Robert Sommer: Erinnerungen an Albert Jesionek, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 11, 1936, S. 29–34; hier S. 33.

[17] Gemeint ist die noch heute existierende Gaststätte in der Ruine Gleiberg. Sommers Gedicht hat den Titel

Zum Gleiberg: „Der Sommer ist kommen, es prangt das Gefild, / Es wehen die Lüfte so wonnig und mild, / Da lassen die Bücher wir ruhen zu Haus / Und ziehen aus Gießen frohwandernd hinaus. // Zum Gleiberg hin geht es im wohlgemuten Zug; / Wir nehmen zur Höhe den frohen Wanderflug. / dann sitzen wir lustig im alten Rittersaal / Und schauen hernieder zur Lahn ins grüne Tal. // O Gießen! Wie siehst Du so lieblich hier aus, / Im blühenden Garten manch freundliches Haus, / Im Tale gebreitet, dahinter der Wald, – / Eine freundliche Seele in schöner Gestalt. // Bald steigen hinab wir vom Berg dem Windhof zu, / Nach raschem Wandern lockt freundliche Ruh, / Bald heißt es nun scheiden; / Sagt: tut es Euch leid? / Genießet die Stunden, der Freude geweiht." (Quelle: Stadtarchiv Gießen, Akte Robert Sommer.) Eine Überarbeitung des Gleiberg-Gedichtes ist abgedruckt in: Giessener Lieder zum Kongress für Experimentelle Psychologie. Giessen 18.–21. April 1904, Lied VI. – Das Wanderbundmitglied Christian Rauch schrieb 1929 eine kleine Abhandlung über die Burg: *Zur Baugeschichte der Burg Gleiberg*, in: Der Gleiberg in Natur und Geschichte. Gießen 1929, S. 27–34.

[18] Das Gefangenenlager bestand von 1914 bis 1918. Vgl. Stephan (Anm. 9), Abb. S. 42.

[19] Peter Moraw: Kleine Geschichte der Universität Gießen, 2. Aufl. Gießen 1990, S. 194.

[20] Ebd.

[21] Personalakte Erich Kaiser, phil. Fak. Uni Gießen, Briefe vom 23. 1. 1914 sowie 10. 2. 1915 (über Kaisers militärische Verwendung). Vgl. dazu auch: Richard Weyl: Erich Kaiser (1871–1934) / Geologe und Mineraloge. In: Gießener Gelehrte (wie Anm. 2), 1. Teil, S. 475–486; hier S. 477.

[22] Sommer besuchte des öfteren zoologische Gärten; er selbst besaß neben seinem Hund Caesar und dem Pferd Puck auch einen Affen. Vgl. Meyer zum Wischen (Anm. 10), S. 45. Der Frankfurter Zoo wurde, als zweiter Tierpark in Deutschland, im Jahre 1858 durch eine Bürgerinitiative ins Leben gerufen. „Von Bürgern für Bürger" gegründet, wurde er bis 1915 von der „Zoologischen Gesellschaft Frankfurt von 1858 e.V." betrieben. Während des Weltkriegs war die wirtschaftliche Not so groß, dass die Stadt Frankfurt helfend einsprang und den Zoo als öffentliche Einrichtung übernahm, um ihn für die Bürger zu erhalten.

[23] Erhalten ist auch hier ein Gedicht, datiert auf den 20. 12. 1916, das Robert Sommer aus diesem Anlass dichtete. Es endet mit den Zeilen: „[...] / Das Essen steht im Haus bereit. / Vereingt feiern wir sodann / den Hochzeitstag mit dem Weihnachtsmann." UAG, Nachlass Sommer, Bd. 28.

[24] Robert Sommer: Geistige Erholung, in: Umschau 30, 1926, S. 485, zitiert nach Meyer zum Wischen (Anm. 10), S. 461.

[25] Robert Sommer: Die Gartenanlagen bei der Universität Gießen, in: Die Gartenwelt, Jg. 21, 1917 [unpag.], Schlusssatz.

[26] Nachlass Robert Sommer, Bd. 59, Kondolenzkarten anlässlich des Todes von Emmy Sommer.

[27] Carl von Eicken: Albert Jesionek †, in: Klinische Wochenschrift 15, 1936, S. 359.

[28] Hennebergs Nachfolger Curt Elze: Bruno Henneberg †, in: Anatomischer Anzeiger 92, 1942, S. 283–292. Zitiert nach: Hans-Rainer Duncker: Bruno Henneberg (1867-1941) / Anatom, In: Gießener Gelehrte (Anm. 2), Teil 1, S. 378–386.

[29] Im privaten Bereich gilt das beispielsweise für den Fall Carl von Eickens, über dessen beruflichen Werdegang Prüll geschrieben hatte, „daß keine oder nur eine schwache bekanntschaftliche Verankerung der otorhinolaryngologischen Fachvertreter bei den Gießener Universitätsmedizinern vorhanden war, auf die man hätte bauen können." Prüll (Anm. 5), S. 128. Die hier vorgestellten Eintragungen belegen jedoch innige Verbindungen zum Amtsvorgänger Ernst Leutert und zu Robert Sommer als dem Rektor des Jahres 1914/15. – Auf beruflicher Ebene lassen sich gemeinsame oder ähnlich gelagerte wissenschaftliche Forschungsinteressen für den Physiologen Siegfried Garten und den der experimentellen Psychologie zuneigenden Robert Sommer nachweisen, auch zwischen Jesionek und Sommer gibt es Übereinstimmungen im Bereich der medizinischen Theorie. Ähnliche Interessenlagen auf kulturellem Gebiet sind bei Walde, Rauch und Sommer zu finden.

Wir haben unsere Ausstellung jeden ersten Sonntag im Monat für Sie geöffnet!



Wir sind der Partner des Fachhandwerks

seit 100 Jahren

35440 Linden · Tannenweg 50–54 · Telefon 06403/6070

A. Ringel & Sohn, Linden
Koch & Baldes, Bad Homburg
Levering, Bad Hersfeld



1901
2001

Bernhard Vogel

„Akademiker – Kapital für die Zukunft"

Rede des Thüringer Ministerpräsidenten beim akademischen Festakt zum 150. Stiftungsfest des Gießener Wingolf am 1. Juni 2002 in der Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen

Sehr verehrter Herr Schröder,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zum 150. Stiftungsfest des Gießener Wingolf meine ganz herzlichen Glückwünsche!
Es ist schon angedeutet worden: Es gibt gleich mehrere Gründen, warum ich gerne zu Ihnen gekommen bin und mich über Ihre Einladung sehr gefreut habe.
Zunächst, in der Tat, weil mich mit Gießen viel verbindet. Meine Kindheit vom vierten bis zum 17. Lebensjahr habe ich hier verbracht, und mein Schulweg hat mich auch an diesem Gebäude und natürlich auch an der Ludwigstraße vorbeigeführt. Damals noch Ludwigs-Universität, dann fast vom Erdboden verschwunden, fast auch nicht als Universität wieder erstanden, und heute als Justus-Liebig-Universität wieder eine bedeutende Ausbildungsstätte. Ich bin dankbar für die Prägung, die ich hier in Gießen gefunden habe.
Ich sehe, es entwickelt sich etwas weiter: Ein Wetzlarer Kammerorchester spielt in Gießen, und dabei kommt Beifall auf.
Aber ich bin auch gerne hier, weil ich mich mit dem Wingolf durch eine Reihe meiner Freunde verbunden fühle und weil ich weiß, dass dieser Wingolf mit Thüringen verbunden ist. 1850 hat der Wingolf erstmals auf der Wartburg, der deutschesten aller deutschen Burgen, ein „Wartburgfest" veranstaltet. 33 Jahre, nachdem dort Jenaer Burschenschafter 1817 die Freiheitsbewegung gegründet haben und zum ersten Mal die schwarz-rot-goldenen Farben als Fahne gezeigt haben – eine Tradition auch für Sie. Eine Tradition Ihres Bundes, die nach der Wiedervereinigung wieder aufgenommen worden ist und Sie alle zwei Jahre am „Himmelfahrts-Wochenende" nach Eisenach führt.
Es ist so selbstverständlich, dass ein Thüringer Ministerpräsident nach Gießen kommt und hier spricht. Wir sollten die Freude darüber, dass das wieder selbstverständlich geworden ist, bitte nicht ganz vergessen. Und es ist erfreulich, dass es den Wingolf wieder in Jena und dass es den Wingolf neuerdings auch in Erfurt gibt.
Und natürlich ist für uns in Thüringen Paul Schneider, der „Prediger von Buchenwald", bedeutsam, der wegen seines mutigen und furchtlosen Bekenntnissen für seinen Glauben, für Freiheit und Nächstenliebe, für den Widerstand gegen ein Unrechtsregime, bereits 1939 im Konzentrationslager Buchenwald zu Tode gefoltert worden ist. Sein Grab drüben im Hunsrück im Rheinland-Pfälzischen, sein Tod in Buchenwald im Thüringischen und das Gedächtnis an ihn hier beim Wingolf in Gießen verbindet uns.
Das Beispiel von Paul Schneider – für seinen Glauben einzustehen und Verantwortung für andere zu übernehmen – zieht sich durch die Geschichte Ihres Bundes. Von den Vorläufern im Vormärz, in der Zeit der deutschen Romantik, bis in unser Jahrhundert. Freundschaft zu bieten, so wie es der „Wingolf", der Tempel der Freundschaft in den Oden Klopstocks wiedergibt. Das ist keineswegs altmodisch, sondern richtig betrachtet, hochmodern und hochaktuell.
Wir haben in Erfurt gerade in furchtbarer Weise gespürt, wohin es führt, wenn Menschen miteinander in einem Hause leben und nichts voneinander wissen. Das sollte uns zu denken geben.

Sie haben mich gebeten, Herr Schröder, etwas zum Thema „Akademiker – Kapital für die Zukunft" zu sagen. Was heißt das? Ich glaube, „Akademiker – Kapital für die Zukunft", das heißt, dass aus unseren Hochschulen und Universitäten und – in Vorbereitung dazu – aus un-

seren Schulen junge Menschen für einen Beruf eigener Art, eben als Akademiker ausgebildet werden. Und es heißt, dass sie diese Ausbildung nicht nur für sich selbst erfahren und dass sie nicht nur für sie selbst von Bedeutung ist, sondern dass die Ausbildung der Akademiker für unsere ganze Gesellschaft von Bedeutung ist. Und es heißt drittens, dass die alte Formel, Wirtschaft basiere auf Kapital, Boden und Arbeit, so nicht mehr stimmt. Bildung und Ausbildung kommen als vierte Säule hinzu, vielleicht sollte man sogar sagen, sie ist zur ersten und wichtigsten Säule der Wirtschaft geworden. Bildung und Ausbildung sind vielfach an die Stelle von Kapital und Boden getreten. Und das heißt schließlich viertens, dass Bildung und Ausbildung in der Wissensgesellschaft von heute global, und das heißt weltumspannend, sein müssen und sich nicht mehr auf einen Staat, auf eine Nation, auf ein Land eingrenzen lassen.

Akademiker wird man nicht durch Geburt. Durch den unbedingten Willen, etwas zu leisten, kann man zum Akademiker werden, das heißt – es beißt die Maus keinen Faden ab – Akademiker wird man nur durch das, was man selbst leistet. Nichts was andere für einen leisten. Ohne Leistung, ohne Leistungsbereitschaft ist jede Schule, ist jede Hochschule wirklichkeitsfremd. Vor Konkurrenz und Wettbewerb zu schützen, Menschen zu unterfordern, das wäre der falsche Weg. Elite setzt Wettbewerb und setzt Konkurrenz voraus.

Seinerzeit hatten wir in Deutschland nicht unverständlicher Weise, sondern sehr verständlicher Weise ein bisschen Mühe, von Eliten zu sprechen. Weil dieser Begriff, wie viele andere Begriffe auch, missbraucht worden ist. Aber ich meine, man dürfte nicht zulassen, dass richtige Begriffe, nur weil sie missbraucht worden sind, nicht mehr verwendet werden, wie das gelegentlich durch Kategorisierung bei uns in Deutschland geschieht. Wir brauchen Eliten und zwar nicht nur Wissenseliten, sondern auch moralische Eliten, auch staatsbürgerliche Eliten, meine ich.

Wenn ausländische Unternehmen heute in Deutschland investieren, dann tun sie das gewiss nicht wegen unserer Lohnnebenkosten, dann tun sie das gewiss nicht wegen unseres Steuersystems, und dann tun sie es erst recht nicht, weil bei uns besonders hoher Reichtum an Rohstoffen vorhanden wäre. Nein, sie tun es, weil sie auf eine Ressource hoffen, die wir anbieten können, und diese Ressource heißt Intelligenz, Kreativität, Engagement und Leistungsbereitschaft.

Es ist eine wesentliche Folge der Globalisierung, dass nicht mehr der Anspruch, gut zu sein, genügt, sondern dass sich der Anspruch, gut zu sein, wettbewerbsfähig zu sein, im internationalen Wettbewerb bewähren muss. Ich weiß, der Begriff ‚Globalisierung' löst breite Diskussionen aus, und man sollte die so genannten Globalisierungsgegner auch nicht, ohne mit ihnen zu sprechen, verbannen, sondern man sollte die Auseinandersetzung mit ihnen suchen und man sollte ihnen klar machen, dass Globalisierung Probleme aufwirft, dass Globalisierung aber Ansprüche beseitigt, die nicht mehr gerechtfertigt sind und Chancen gibt, die es bisher nicht gab. Ein junger Mann in Indien hat heute grundsätzlich vergleichbare Chancen und er hatte sie über Jahrtausende nicht.

Im Zeitalter der Globalisierung, in dem Rohstoffe in kürzester Zeit von einem zum anderen Ort gebracht werden können, in dem große Mengen von Informationen in hundertstel Bruchteilen von Sekunden weltweit verfügbar sein können, in einer solchen Situation ist es von entscheidender Bedeutung, dass wir in Deutschland auf das Wissen und auf die Ausbildung als einen zentralen Standortfaktor setzen können. Und je weiter sich die Welt globalisiert, umso mehr wird das zu unserem eigentlichen und langfristig wohl einzigem Standortvorteil.

Der Weg zum Akademiker führt in der Regel über das Abitur oder über das Fachabitur. Und deswegen beginnt der Aufbau akademischer Eliten genauso wie der Aufbau anderer Eliten durch das, was in der Schule kundgegeben wird. *„Nur eine lernende Gesellschaft ist eine zukunftsfähige Gesellschaft"*, und um diese Zukunft machen sich viele, insbesondere seit der Veröffentlichung der so genannten PISA-Studie, Sorgen. Eine Studie, die weltweit Verglei-

che anstellt und die seit Monaten Anlass zu einer neuen und breiten bildungspolitischen Diskussion gibt. Dass sie das tut, ist gut. Die PISA-Studie ist nicht das letzte und nicht das einzige Wort zu diesem Thema, aber sie gibt einen Anstoß. Sie ist nicht das letzte und das einzige Wort, weil sie teilweise Äpfel mit Birnen vergleicht. Man kann Schulsysteme verschiedener Kulturkreise nicht so einfach miteinander vergleichen. Natürlich schneiden Japan oder Korea besser ab, aber die Paukschulen von Japan und Südkorea sind für uns kein Vorbild. Wir wissen auch, dass Japan leider auch an der Spitze der Statistik der größten Zahl von Selbstmorden Jugendlicher steht. Und auch das muss dabei berücksichtigt werden. Wir wollen in Deutschland Schulen, die die Offenheit unserer Gesellschaft widerspiegeln, die die Vielfalt der Chancen und Möglichkeiten, die die Zukunft für die jungen Menschen bietet, erfahrbar machen. Ich füge ausdrücklich hinzu, natürlich müssen sie auch nach dem Geschehen in Erfurt Orte der offenen Kommunikation bleiben. Schulen dürfen nicht in Festungen verwandelt werden. *„Die Schulen"*, das hat Comenius, einer der großen Pädagogen des 16. Jahrhunderts, schon richtig gesagt, *„die Schulen sind Werkstätten der Humanität, indem sie ohne Zweifel bewirken, dass die Menschen wirklich Menschen werden."* Schulen müssen mehr sein als Anstalten zur Stoffvermittlung. Schulen müssen Werte vermitteln. Wissensvermittlung und Erziehung ist Aufgabe der Schule, auch wenn das in der Vergangenheit gelegentlich in Frage gestellt worden ist. Ich glaube, die Schulen, die Lehrer müssen ermuntert werden, Mut zur Erziehung zu haben. Und Erziehung gedeiht mit Zuwendung, aber auch mit der Einübung von Regeln und Gesetzen. Erziehung geschieht mit Liebe, aber nicht Beliebigkeit! Erziehung lebt vom Vorbild. Wir haben gerade in Erfurt erfahren, dass vorbildliche Lehrer an dieser Schule unterrichtet haben: Eine Lehrerin ist drei Mal in das Gymnasium zurückgekehrt, um Kinder zu retten, und beim dritten Mal ist sie erschossen worden.

Es ist nicht gut, dass in der deutschen Öffentlichkeit allzu oft ein Bild des Lehrers gezeichnet wird, das seinen Aufgaben nicht gerecht wird. Es ist nicht nur schlecht, dass gelegentlich auch hochrangige Politiker sehr abfällig über Lehrer sprechen. Schlechter ist, dass, wenn sie das tun, sie dann auch noch Beifall finden. Lehrer sind für die Zukunft einer Gesellschaft von herausragender Bedeutung. Dass es unter ihnen gute und bessere gibt, unterscheidet sie von keiner anderen Berufsgruppe, die es in der Welt gibt.

Aber wir müssen begreifen, dass die Anforderungen an Lehrer in Schule und Hochschule heute andere sind als vor vier oder fünf Jahrzehnten. Oft stehen Lehrer vor der schier unlösbaren Aufgabe, Sozialarbeiter, Erzieher, Bildungsvermittler, Vorbilder, Autoritätspersonen und Vertrauenspersonen in einem sein zu sollen. In der Diskussion sollten wir uns nicht von pädagogischen Mythen beeinträchtigen lassen: Das Bild eines angeblich begeistert-selbstlernenden Schülers, dem nur ein „Lernmoderatur" zur Seite gestellt werden müsse, entspricht vielleicht den Vorstellungen einer „Spaßgesellschaft", aber es entspricht nicht den Realitäten: Der Lehrer bleibt die entscheidende Person im Unterricht, sowohl in der Schule wie in der Universität.

Wir werden nichts daran ändern können, dass es Menschen mit unterschiedlichen Anlagen und Fähigkeiten und mit unterschiedlichen Begabungen gibt. Gott sei Dank und nicht leider Gottes ist das so! Es wäre schrecklich, wenn ein Mensch nur dann Erfüllung fände, wenn er Universitätsprofessor werden kann. Es wäre schrecklich, wenn unsere Gesellschaft nur aus Spitzenkräften bestünde. Gott sei Dank gibt es Unterschiede, nur müssen wir einsehen und müssen Eltern einsehen, dass die Fähigkeiten unterschiedlich sind und dass ihr Kind die Schule besuchen sollte, die seinen Fähigkeiten entspricht, und nicht die Schule, die den Wunschvorstellungen der Eltern entspricht, und dass zur richtigen Entscheidung der Rat des Lehrers gebraucht wird. Eltern tun Kindern nichts Gutes, wenn sie sie auf eine Schule schicken, auf der sie permanent überfordert sind.

Damit füge ich hinzu, der beste Lehrer kann seinen Erziehungsauftrag nicht erfüllen, wenn die Eltern ihren Erziehungsauftrag nicht erfüllen. Der beste Lehrer ist überfordert, wenn in

die erste Klasse der Schule ein Kind kommt, das die entscheidendsten und prägendsten Jahre des Lebens versäumt hat. Deswegen müssen wir vielleicht ein wenig mehr als in der Vergangenheit – und nicht nur in Wahlkämpfen – sagen, wie wir die finanziellen Rahmenbedingungen der Eltern verbessern. Und ein bisschen mehr, was Rechte und Pflichten der Eltern gegenüber den Kindern sind, nämlich beispielsweise Zeit für Kinder zu haben.
Die bildungspolitische Diskussion in Deutschland wird in den nächsten Monaten und Jahren sowohl von PISA wie von Erfurt befruchtet und beeinflusst werden. Die einen waren noch dabei, mehr Leistung zu fordern, als die anderen schon begannen, jede Benotung zu verbannen. Beides muss berücksichtigt werden, und der ganze Plunder an bildungspolitischen Ideen der vergangenen 20 Jahre sollte meines Erachtens ernsthaften Überlegungen zur Aufgabe von Schule und Hochschule, zur Aufgabe von Lehrern und Hochschullehrern, zur Aufgabe von Eltern und zur eigenen Verantwortung jedes einzelnen Menschen weichen.
Zum Begriff der Elite gehört für mich auch, dass sich Menschen in den Dienst der Allgemeinheit stellen, dass Menschen für andere da sind und sich für andere engagieren. Sie kennen den Kennedy-Satz: *„Frage nicht, was der Staat für dich tun kann, frage, was du für den Staat“* – oder lasst uns besser sagen, für das Gemeinwesen – *„tun kannst.“* Frage, was du für dich tun kannst und was du für den anderen tun kannst. Ich bin der Meinung: Egoismus heißt ein Zentralbegriff unserer Gegenwart. Gemeinsinn müsste die Tugend der Zukunft sein, wenn wir uns im Egoismus nicht auf Dauer verfangen wollen.
Adorno hat einmal gesagt: *„Zur Elite darf man ja gerne gehören, man sollte nur nicht darüber reden.“* Ich bin anderer Meinung: Im Gegenteil, wir brauchen eine Elite, die Bereitschaft zur Verantwortung zeigt und die sich den Aufgaben innerhalb eines demokratischen Staates stellt, eine Verantwortung über die reinen Vertretungen von Gruppeninteressen hinaus. Es geht eben nicht nur um die fachliche Kompetenz, es geht auch um die soziale Kompetenz. Wer andere führen will, muss Vorbild sein und muss Orientierung geben können. Oder lassen Sie es mich so sagen: Wir dürfen keine „kalten Eliten“ heranbilden, wie sie Goethe in den Wahlverwandtschaften hinterfragt: *„Wer ist so gebildet, dass er nicht seine Vorzüge gegen andere manchmal auf eine grausame Weise geltend macht?“* Akademische Bildung, ein erfolgreiches Studium, darf durchaus Anlass zum Stolz sein, aber kein Anlass zur Überheblichkeit. Man könnte das Postulat des Grundgesetzes, dass Eigentum verpflichtet, auch auf den Besitz von erfolgter Ausbildung beziehen. Auch Akademiker seien verpflichtet, nicht nur einige. Im Grundgesetz-Artikel 5 heißt es: *„Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.“* Und der nächste Satz: *„Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.“* Das bedeutet, dass die wissenschaftliche Freiheit ein sehr hohes Gut ist, dass sie aber nicht unbegrenzt ist, sondern dass sie ihre Grenze hat, wo sie in der Gefahr steht, menschliche Würde zu verletzen. Denn *„Die Würde des Menschen ist unantastbar“* steht – vor der Wissenschaftsfreiheit – im Artikel 1 des Grundgesetzes und gehört zu den unveränderlichen Bestimmungen des Grundgesetzes.
Das heißt im Klartext, dass Freiheit ohne Verantwortung und Freiheit ohne Wertorientierung nicht möglich ist. *„Schrankenlose Freiheit endet in unumschränkter Despotie“*, so hat es Dostojewski einmal zu recht gesagt. Daraus ergibt sich: Der Mensch darf nie zum Objekt von Forschungs- und Wirtschaftsinteressen werden. Er hat Vorrang, und die Unantastbarkeit seiner Würde, die sich für uns Christen aus seiner Gottesebenbildlichkeit ableitet, kann nicht gegen wissenschaftliche, technische, wirtschaftliche Interessen abgewogen werden. Dass gerade eine christliche Studentenverbindung immer wieder über Werte in Wissenschaft und Forschung diskutiert, das, meine ich, ist selbstverständlich. Und dass zu dieser Diskussion auch gehört, dass das christliche Menschenbild davon ausgeht, dass die menschliche Freiheit eben bedeutet, gut und böse sein zu können. Dass es eine Irrlehre ist zu glauben, der Mensch sei gut und werde nur durch die Umstände möglicherweise zu Bösem verführt.

Eines – meine ich – sollten wir vermeiden: Dass wir in der Diskussion um den technologischen Fortschritt und seine Grenzen nur die Risiken sehen und nicht auch die Chancen. Natürlich müssen wir über die Grenzen und Folgen wissenschaftlichen Handelns diskutieren. Aber wir neigen in Deutschland gelegentlich dazu, von einem ins andere Extrem zu verfallen: Wir dürfen keine Stimmung schaffen, in der Kreativität und Innovationsfreude, in der Forscherdrang und natürliche Neugier gelähmt werden. Wir sollten den Blick nicht dafür verlieren, dass die wissenschaftliche Forschung, dass die Fortschritte etwa in der Biomedizin und der Gentechnologie nicht nur gebraucht werden, weil Wissenschaftler forschen, sondern dass wir unsere Lebensbedingungen dadurch verbessern können, und weil sie dem wissenschaftlichen Fortschritt und der wissenschaftlichen Entwicklung dienen können. In diesem Zusammenhang: Wir dürfen nicht nur ständig über die Schwierigkeiten der Gesundheitsreform sprechen, sondern auch einmal bemerken, dass wir aus einem höchst erfreulichen Grund darüber sprechen: Die Menschen leben länger. Die Wünsche, die ein Student an seine Tante schreibt, ein langes Leben haben zu sollen, gehen in Erfüllung. Dass wir darüber diskutieren müssen, was das für Folgen hat, ist richtig, aber es ist falsch, dass wir uns nicht einen Augenblick Zeit nehmen zu sagen, die Fortschritte der Medizin sind großartig und erfüllen Wünsche, und jetzt wollen wir darüber reden, welche Schwierigkeiten damit verbunden sind. Es gehört zu der Grundstimmung in Deutschland, keine Zeit für objektive Betrachtungsweisen zu haben und es im Grunde kritikwürdig zu finden, wenn man sich einen Augenblick lang über irgendetwas freut.

Wenn Akademiker Kapital für die Zukunft sein sollen, dann setzt das auch voraus, dass wir unsere Einstellung zu Wissenschaft und Forschung überprüfen: Es waren deutsche Wissenschaftler, die Computer, Mikroprozessoren, Telefax und Compactdisc als erste entwickelt haben. Aber es waren Amerikaner und Japaner, die diese Schlüsseltechnologien als erste zur Anwendung gebracht haben und sie erfolgreich vermarktet haben. Hier drängt sich doch die Frage auf: Was machen wir falsch? Wir sehen es gerade beim Transrapid, wir haben ihn entwickelt, aber wir zeigen der Welt nicht, dass man ihn auch fahren kann. Das machen die Chinesen. Wir berichten von dem Ursprung einer der großen Computerfirmen der Welt in einer Garage in Kalifornien. Bei uns stünden schon sieben Verordnungen dagegen, dass in einer Garage überhaupt etwas erfunden werden darf. Wir müssen uns auch die Frage stellen: Sind wir zu langsam? Sind wir nicht auf der Höhe der Zeit? Wir müssen nicht nur Forschungs- und Wissenschaftsfeindlichkeit vermeiden, wenn wir international wettbewerbsfähig sein wollen. Wir müssen uns in der gesamten bildungspolitischen Debatte Gedanken darüber machen, was wir ändern und was wir reformieren wollen. Die ewigen Strukturdebatten sind nicht nur langweilig, sie sind vor allem nicht zielführend. Inhaltsdebatten sind notwendig. Wenn ich es recht sehe, sind wir uns ja in einem einig: Es geht darum, die Leistungs- und Innovationsfähigkeit der deutschen Hochschulen und der deutschen Forschungseinrichtungen zu stärken. Das ist gut. Vor allem für Nachwuchswissenschaftler sollen deutsche Hochschulen attraktiver werden, damit die besten Köpfe nicht mehr, wie bisher zu häufig geschehen, ins Ausland gehen, sondern dass sie im Inland wirken. Wobei auch hier eine gewisse Relativierung notwendig ist: Ein paar Jahre Ausland sind nützlich. Es muss nur der Reiz bestehen, wieder zurück zu kommen, und nicht die Gefahr bestehen, draußen zu bleiben.
Die deutschen Universitäten sind, wenn ich das als Fußnote anmerken darf, nach meiner Überzeugung bei weitem nicht so schlecht wie ihr Ruf, aber sie sind noch lange nicht so gut, wie sie sein könnten. Es ist ja in Deutschland Mode, sich mit Amerika zu vergleichen, meistens greift man dann irgend ein Beispiel heraus und lässt das Umfeld unverglichen. Es ist gar keine Frage: Harvard und Stanford und Berkeley und andere Universitäten sind unseren Universitäten weit überlegen, allerdings um den Preis, dass Hunderte von amerikanischen Universtitäten in ihrem Niveau erheblich hinter den deutschen Universitäten liegen. Wir sollten die ge-

nerelle Qualität erhalten, aber Spitzenuniversitäten möglich machen, und das setzt Wettbewerb zwischen den Universitäten voraus und nicht Einheitlichkeit.

Ein Kernpunkt der Reform an den Hochschulen ist die Neugestaltung des Qualifikationsweges zur Professur. Eine Juniorprofessur von längstens sechs Jahren soll künftig die Habilitation als Einstiegsvoraussetzung ersetzen. Mit der Juniorprofessur soll der wissenschaftliche Nachwuchs früher als dies Habilitanden können, eigenverantwortlich lehren und forschen und, sobald sich Gelegenheit dafür ergibt, auf einen Lehrstuhl wechseln.

Ich glaube, in dieser Idee liegt ein guter Ansatz, nur frage ich mich, ob wir, was wir in Deutschland ebenfalls gerne tun, immer alles über einen Kamm scheren sollten. Im Bereich der Ingenieur- und Naturwissenschaften erweist sich eine schnellere Qualifikation als sinnvoll. Aber in den Geisteswissenschaften gibt es eine andere Fächerkultur. Deswegen bin ich der Meinung, dass die Juniorprofessur geschaffen werden soll, aber nicht zum einzigen Weg der Qualifikation gemacht werden darf.

Es ist ein Fehler, die Habilitation nur deswegen abzuschaffen, weil man den Juniorprofessor einführt. Wenn wir der unterschiedlichen Fächerkultur gerecht werden wollen, muss es zumindest in bestimmten Disziplinen die Habilitation oder – wie man auch sagen kann – das „zweite Buch" als Nachweis wissenschaftlicher Kreativität auch in Zukunft geben. Aus diesem Grund haben wir auch beschlossen, notfalls die Hilfe des obersten Gerichtes in Anspruch zu nehmen, um die Habilitation als ein Weg zur Professur auch für die Zukunft zu erhalten.

Wir haben zu lange Studienzeiten in Deutschland. Nach dem OECD-Bericht liegt das typische Alter für einen Erstabschluss in Deutschland bei 25 bis 26 Jahren. In vergleichbaren Ländern beim Bachelor bei 21 bis 22 Jahren und beim Master bei 24 bis 25 Jahren. Es ist nicht zu verantworten, dass die Deutschen die ältesten Absolventen der Hochschulen und gleichzeitig die jüngsten Pensionäre in ganz Europa haben. Das kann nicht aufgehen. Ich bin froh, dass wir in Sachsen und in Thüringen am achtjährigen Gymnasium festgehalten haben, und ich erlebe jetzt, dass andere in Westdeutschland uns das nachmachen. Es gibt auch einmal Beispiele, wo nicht der Osten vom Westen, sondern wo auch einmal der Westen vom Osten etwas lernen kann. Wobei ich natürlich weiß, dass die kürzeren Studienzeiten im Osten etwas mit dem besseren Betreuungsverhältnis, etwas mit der besseren Relation zwischen Studenten und Professoren zu tun haben. Aber entscheidend sind Studienpläne, um es so zu sagen, die dem Studenten helfen, nicht nur nach dem Abitur die Universität zu betreten, sondern das Labyrinth auch wieder verlassen zu können. Was manche, fast zu viele, nicht schaffen. Ich glaube, auch darauf müssen Studenten mit hinwirken. Es ist gut, dass man sie in diese Entscheidung mit einbezieht und ihre Erfahrung ebenfalls für die Entscheidung mit zu Grunde legt.

Max Frisch hat einmal gesagt, und das passt gut zur gegenwärtigen Situation im Bildungs- und Hochschulwesen: *„Die Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen."* Das tun wir in Deutschland selten, wir haben geradezu eine gewisse Krisenlust, und das hat einen Grund. Wenn man eine richtige Krise herbeiredet, eine richtige Katastrophe, dann lähmt man jeden, damit fertig zu werden, und dann nimmt man jedem jede Dynamik, das zu überwinden. Griechisch ist dort drüben, als das Gymnasium noch um die die Ecke war, noch gelehrt worden. Griechisch wird heute leider Gottes nur noch sehr wenig an Schulen gelehrt und darum wissen auch nur noch wenige, dass Krise eben nicht Katastrophe, sondern Wendepunkt heißt, und dass das eben nicht eine Katastrophe sein muss.

Ich meine deswegen, dass wir bei allen Problemen, die zu lösen sind, keinen Grund zu Pessimismus, sondern Grund zu Optimismus hätten. Wir haben an den Universitäten ein großes Potenzial an motivierten Lehrkräften und außerordentlich motivierten Studenten. Den Bildungsstandort Deutschland schlecht zu reden, das bringt niemanden weiter, sondern: Eintreten für Wettbewerb, auch für den Wettbewerb um Reformkonzepte. Ein Wettbewerb um die

Forschungs- und Bildungsförderung, ein Wettbewerb um die richtigen Zielsetzungen und um die klügsten Köpfe tut Not. Denn die „klügsten Köpfe" – sie sind das wichtigste Grundkapital, das wir in Deutschland haben. Und auf dieses Kapital sollten wir auch in Zukunft setzen.
Und ich wünsche mir, dass der Gießener Wingolf dazu beiträgt. Wissen Sie, eine Feier, bei der man einer langen Bestandszeit gedenkt, macht natürlich Sinn. Aber sie macht eigentlich nur Sinn, wenn man über das Gedenken an die Vergangenheit und über den Stolz auf die Tradition hinaus auch den Willen demonstriert, für die Zukunft aktiv zu bleiben. Wer nur 150 Jahre feiert, tut etwas sehr Taktvolles: Er erinnert an Generationen, die notwendig waren, deren Einsatz notwendig war, dass das 150. erreicht worden ist. Wer die 150-Jahr-Feier nicht auch dazu nutzt zu sagen, wir wollen so weitermachen, damit es auch eine 200-Jahr-Feier gibt, der hat – glaube ich – die wirkliche Botschaft nicht verstanden.
Es gibt den wunderschönen Satz: *„Tradition ist nicht Asche, die man verwahrt, sondern es ist ein Feuer, das man am Brennen hält."*
Ich wünsche dem Wingolf in Gießen, dass er das Feuer am Brennen hält und nicht Asche verwahrt.


Unternehmen der Finanzgruppe
http://www.sparkasse.de
SELBST BEI UNS KANN ES MANCHMAL LÄNGER DAUERN, BIS SIE DRANKOMMEN.
Sparkasse Gießen
Nichts ist bequemer als seine Sparkasse direkt um die Ecke zu haben. Außer Sie nutzen jetzt unser Onlinebanking. Damit können Sie Ihre Geldangelegenheiten schnell und sicher von zu Hause aus erledigen. Fragen Sie uns einfach. Wenn's um Geld geht – Sparkasse.

Curt Gerhard Lorber

Die Anschauungen Andreas Vesals und seiner Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Anatomie zu Padua über den Zahnwechsel

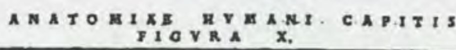
Herrn Prof. Dr. J. Benedum zum 65. Geburtstag

1. Einführung

Vesals 1543 erschienenes epochales Werk *De humani corporis fabrica* unterscheidet sich in Text und Bild grundlegend von den ihm vorausgegangenen. Ganz vom Geist der Renaissance geprägt, stellt es diese in jeder Hinsicht in den Schatten; dies wird schon beim Vergleich der dem Tizianschüler Stephan von Calcar zugeschriebenen Abbildungen in Vesals Opus magnum mit denen in der 1536 erschienenen *Anatomia capitis humani* seines Marburger Fachkollegen Johannes Dryander (1500–1560) ganz offensichtlich (Abb.1 u. Abb.2). Während die Darstellungen des Schädels in Dryanders Buch sehr schematisch und flach wirken und noch nicht einmal die Anzahl der abgebildeten Zähne mit den tatsächlich vorhandenen übereinstimmt, wirkt die Wiedergabe derselben bei Vesal überaus plastisch und wirklichkeitsnah. Hierbei lässt freilich der abgebildete singuläre Antagonismus gewisse Mängel in der Erfassung anatomischer Einzelheiten erkennen, deren Richtigstellung erst späteren Generationen vorbehalten bleiben sollte. Dennoch erscheint es ohne weiteres nachvollziehbar, wenn W. Leibbrand[1] berichtet, die Druckstöcke von Vesals Werk seien später verkauft worden und hätten dann noch andere medizinische Werke, wie etwa die des Baseler Anatomen Felix Platter (1536–1614) geziert.

2.1. Die Neuerkenntnisse Vesals zur anatomischen Struktur der Zähne

Was allerdings die Zeitgenossen an den anatomischen Vorstellungen Vesals über die Zähne wesentlich mehr beeindruckte und worauf er sich auch selbst etwas zugute tat[2], war seine von der Überlieferung Galens völlig abweichende Ansicht über deren anatomischen Aufbau. Dies kommt etwa bei dem Mailänder Gabriel Cuneus in seiner *Überprüfung der Verteidigungsrede des Franciscus Puteus für Galen in der Anatomie* (Venedig 1564)[3] zum Ausdruck, wo er sich ganz offensichtlich auf die Schilderung der anatomischen Struktur der Zähne bezieht, wie sie bei Galen im Zusammenhang der Besprechung des Zahnschmerzes beschrieben wird.[4] Wie Galen nämlich dort ausführe, entstehe dieser Schmerz in dem der Wurzel des Zahnes eingepflanzten Nerven. Cuneus weist nun darauf hin, Galen habe gemeint, die Nerven seien den Zahnwurzeln angewachsen, habe aber sonst die Meinung vertreten, die Kaueinheiten seien massiv, und er habe jene Höhle nicht erwähnt, die auch in jedem menschlichen Zahn zu beobachten sei. Diese sei natürlich, ganz anders als Puteus glaube, bei Menschen, wie bei Rindern, Schafen und



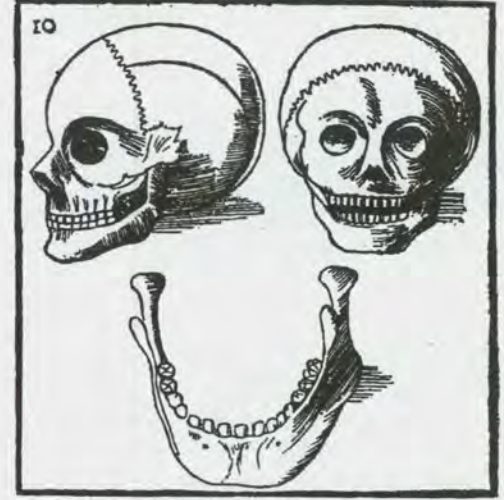


Abb. 1: Darstellung des Schädels und der Zähne bei Johannes Dryander (1537)

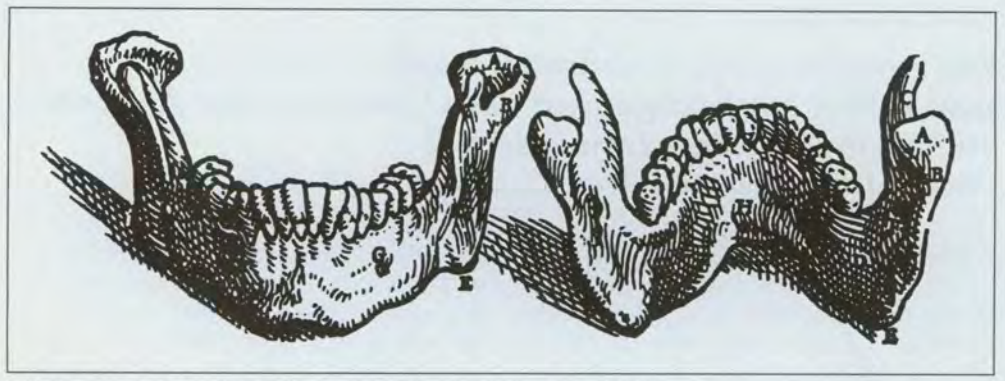


Abb. 2a: Abbildung des Unterkiefers und der Zähne bei Andreas Vesal (1543)

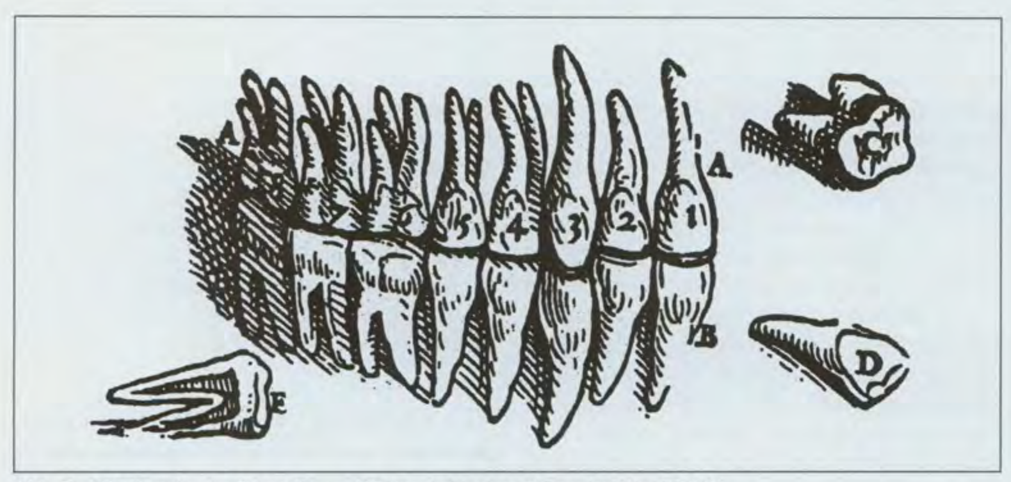


Abb. 2b: Wiedergabe der Zahnreihe und Längsschnitt eines Zahnes bei Vesal (1543)

Hunden klar erkennbar und (nur) die Öffnung sei verborgen, durch welche der Nerv dorthin zu jener ziehe, wo dieselbe auch außerhalb der knöchernen Kiefer und oberhalb der Zahnwurzeln sich befinde (der Funktion wegen, die Vesal ihr zuschreibe).

2.2. Vesals Ansichten über den Zahnwechsel

Uns sollen hier allerdings mehr Vesals Ansichten über den Zahnwechsel interessieren, der zu diesem Thema folgendes schreibt[5]:
„Alsdann soll nicht übergangen werden, dass die Zähne der Knaben aus unvollendeten und gleichsam markigen Wurzeln bestehen, gleich wie auch bei Knaben der außerhalb des Zahnfleischs sichtbare Teil der Zähne mit der Wurzel des Zahnes nach Art eines Anhangs[6] zusammengefügt ist." Da er an anderer Stelle des gleichen Werks[7] erklärt hat: „Die Epiphyse, die die Lateiner mit Anhang, Aus-wuchs, Adnex, Beigabe, Zugabe und auf unzählige andere Arten wiedergeben, werde ich beständig als Anhang bezeichnen"[8], spricht W. Hoffmann-Axthelm in diesem Zusammenhang von der „Epiphysen- oder Appendixtheorie" Vesals[9]. Dieser fährt an der zitierten Stelle seines Werks[10] folgendermaßen fort: „Und zwar haben wir dies als Jungen gelernt, als wir uns

daran gewöhnt haben, uns und unseren Gesellen wackelnde Zähne und vorzüglich Schneidezähne mit den Nägeln oder einem dem Zahn umgelegten Faden herauszunehmen. Und dass auch bei Maultieren und vielen Hunden unter Erhaltung der Wurzeln der Zähne deren Anhänge herausfallen, beobachten wir täglich. Und schließlich muss in der Tat sehr genau geprüft werden, dass wir nicht Knaben einmal den übrigen Teil irgendeines auf Grund eines Falles abgebrochenen Zahnes herausreißen, sondern höchstens den Anhang, an dessen Stelle ein anderer (vorausgesetzt, dass die Wurzel erhalten wird,) gleich nachwächst. Weiter ist es auch nützlich, vorzüglich zu beachten, dass diesen mit zunehmendem Lebensalter bald die Molaren-Zähne zerfressen und unbrauchbar werden. Dabei ist es nämlich der Mühe wert, die Epiphysen der Molaren-Zähne (die nicht so wie die Schneidezähne von selbst auszufallen pflegen) wegzunehmen, damit an deren Stelle neue nachwachsen und die Zähne unversehrt erhalten werden. So nämlich wird die Verbindung der Epiphysen mit fortschreitendem Lebensalter verstärkt, die Epiphysen fallen niemals aus. Jedoch kommen zur Zeit der Pubertät meistens einige Zähne mit Wurzeln, durch Zerfressenwerden geschädigt, zur Entfernung". Diese Deutung des Zahnwechsels durch Vesal soll[11] auf eine Missdeutung der Celsusstelle in dessen achtem Buch[12] zurückzuführen sein, wo es heißt: „Und aus der nämlichen Wurzel geht bei Knaben ein neuer Zahn hervor, der viel häufiger den früheren herausstößt; bisweilen aber zeigt er sich ober- oder unterhalb."
Choulant bemerkte hierzu[13], die acht Bücher von Aulus Cornelius Celsus, einem Zeitgenossen des Kaisers Augustus, hätten die ganze Medizin der damaligen Zeit hauptsächlich nach Hippokrates und Asklepiades abgehandelt. Im Mittelalter aber scheine Celsus wenig gelesen worden zu sein, und alle bisher bekannten Handschriften stammten offenbar von einer einzigen, jetzt unbekannten her. Thomas Perentoncelli de Sarzana, der spätere Papst Nicolaus V. (1447- 1455) soll den Celsustext zuerst wieder aufgefunden haben.

2.3. Die Vorstellungen von Realdo Mattheo Colombo zum Zahnwechsel

Nach Vesal wurde die Anatomie in Padua zwei Jahre von Realdo M. Colombo vertreten, der später in Pisa und Rom lehrte. In seinem Werk[14], das in seinem Todesjahr 1559 erschien, machte er hinsichtlich des uns hier beschäftigenden Problems keine wirklichen Fortschritte über seinen Vorgänger hinaus: „Die Zähne der Knaben haben Anhänge (Epiphysen), welche im Laufe der Zeit, obzwar nicht alle, gelockert werden und zu wackeln pflegen: deshalb fallen sie entweder von selbst aus, oder sie werden mit den Nägeln oder einem Faden ohne große Mühe entfernt. Diejenigen aber, die bleiben, wie dies bei Molaren häufig geschieht, sind mit den Zähnen so verwachsen und hängen so mit ihnen zusammen, dass sie deren Teile zu sein scheinen und können so nicht leicht weggenommen werden. Durch die Wegnahme des Anhangs wird daher die Wurzel erhalten: es ist nicht verwunderlich, wenn wenig später der Zahn von neuem wächst und den Platz des verlorenen Anhangs besetzt. Aus diesem Grunde muss man sich vorsehen, dass nicht, wenn Knaben durch einen Fall oder irgendeinen Schlag, Zähne abgebrochen wurden, der Teil, der zurückgeblieben ist, herausgenommen wird, sondern die Wurzel selbst muss, soweit dies nur immer geschehen kann, sehr sorgfältig erhalten werden. In ihr nämlich, wie gewissermaßen in einem Samen, ruht die Hoffnung der Regeneration desselben Zahnes, und wenn diese radikaler entfernt wurde, entstehen die Zähne nicht mehr oder äußerst selten wieder."

2.4. Die Auffassungen von Gabriele Falloppia bezüglich des Zahnwechsels

Der zweite Nachfolger Vesals auf dem anatomischen Lehrstuhl zu Padua, Gabriele Falloppia, nahm in seinen 1562 erschienenen *„Anatomischen Beobachtungen"*[15] aber schon folgendermaßen zu dieser Frage Stellung: „Aber dies eine höre zu den nämlichen Zähnen, was sehr wenig gefällt. Da ja die Anatomen manchmal sehen, dass bei Knäblein Zähne ent-

fernt werden, welche an der Spitze unvollendet und weich und gleichsam ausgehöhlt sind, kam es zu der Meinung, die Zähne seien mit Anhängen ausgestattet, welche ausfallen, während die übrige Anlage eines jeden Zahnes nachwächst. Dies hätte in der Tat der göttliche Vesal keinesfalls gesagt, wenn er bei der Vollendung der Kunst (welche Art des Lobes man ihm keineswegs absprechen kann) die Schädel der Knäblein sehr sorgfältig beobachtet hätte und vorzüglich derjenigen, die durch eine Fehlgeburt unvollendet geboren werden. Gabriel Falloppia schreibt weiter „Die Zähne haben zwei Entstehungszeiten: die eine im Mutterleib nach der Entstehung der Kinnbacken, zu welchem Zeitpunkt zwölf an der Zahl im Unterkiefer und ebenso viele im Oberkiefer gebildet werden, natürlich sechs auf jeder rechten Seite und sechs auf jeder linken, von welchen vier Schneidezähne genannt werden, zwei Eckzähne und sechs Backenzähne, drei befinden sich natürlich auf jeder von beiden Seiten, alle diese Zähne sind unvollendet und ohne Wurzeln in ihren Alveolen verborgen, und gleicher Weise zwölf unter ihrem unversehrten Zahnfleisch, wie ich an sehr vielen Leichnamen beobachtete. Dennoch ist zu bemerken, dass ich einmal oder höchstens zweimal bei dieser ersten Zahnentstehung in der Maxilla oder den oberen Kinnbacken nur vier Backenzähne gefunden habe, zweifach auf beiden Seiten, welche vier nach Hinzufügung der übrigen sechs die Zahl zehn sowohl im Unterkiefer als auch im Oberkiefer ergaben. Diese Zähne bestehen, während das Kind geboren wird, aus unterschiedlicher Materie, die eine knöchern und hart, die andere weich. Denn der vordere Teil, mit welchem sie im Begriff sind durchzubrechen, ist knöchern und hohl, der hintere aber ziemlich weich und flüssig und scheint von einer gewissen zarten Hülle umkleidet, welche auch bei der Entstehung der Federn, während sie noch zart sind, auftritt, wobei jener Teil, welcher aus der Haut hervorragt, hürnern und hart ist, jener Teil aber, welcher in den Flügeln verborgen ist, weich oder flüssig und wie Blut oder zusammengewachsenes Fett erscheint. So bei diesen Zähnen, wo der erste Teil hart und knöchern, der mittlere oder jener zuletzt verborgene weich oder wie mit Lehm verwachsener Schleim wirkt. Während diese selbst allmählich durchbrechen, wird dieser nach und nach hart und knöchern, und es werden innen ausgehöhlte Wurzeln gebildet. Aus diesem Grunde geschieht es, wenn wir den Schädel eines neugeborenen, aber vollständig entwickelten Knaben (uns zur Untersuchung) ausgewählt haben, dass dieser so weiche hintere Teil durch Kochen zerstört ist und nur der, der knöchern im Begriff war, das Zahnfleisch zu verlassen, zurückbleibt und als Zahn erkennbar ist. Wenn nun ein roher Schädel seziert wird, kann auch der letztere Teil ohne Schwierigkeit (als zu einem Zahn gehörig) erkannt werden, der beim lebenden Individuum nach und nach erhärtet und – wie gesagt – im Zeitraum mehrerer Jahre knöchern gebildet wird. Aus diesem Grunde geschieht es, dass um das siebte Jahr oder wenig früher oder später entfernte Zähne als von den darunter hervorsprossenden ausgetriebene und unvollständige (Kaueinheiten) und nun gewissermaßen als Anhänge gewisser Wurzeln, die bisher zurückgeblieben sind, erscheinen mögen, da ja der weiche Teil nach Zerstörung des Zahnes mit dem Häutchen selbst in der Alveole zurückbleibt oder von dem darunterwachsenden anderen, welcher den ersten herausdrängt, zerstört wird.

Der andere Zeitpunkt aber, zu welchem die Zähne entstehen, ist, nachdem der Fetus zur Welt kam, vor dem siebten Jahr. Denn aus gewissen verborgenen Pflanzschulen der Zeugung entstehen in den Knochen der Kiefer zehn Zähne in einem jeden von beiden, dem oberen natürlich und dem unteren; fünf auf der rechten Seite und fünf auf der linken. Von diesen sind vier Schneidezähne, zwei Eckzähne und vier Backenzähne; von diesen Backenzähnen sind zwei jene, die den Eckzähnen in unmittelbarer Nähe folgen, zwei auch jene, die von den Philosophen und Griechen Weisheitszähne und von den Unsrigen Wangenzähne genannt werden. Von ebendiesen verdrängen die sechs vorderen die ersten während sie durchbrechen und folgen auf deren Plätzen nach; wenn dies durch einen Fall geschieht sowie durch irgendeine verborgene Ursache oder die Nachlässigkeit der Ammen, werden

die ersten herausgerissen oder fallen von selbst aus; die hinteren brechen nichts desto weniger auf dem ihnen durch neue Alveolen gebahnten Wege durch, (und zwar) im Unterkiefer meistens nach außerhalb, im Oberkiefer aber in das Innere hinein, (wenn dies auch Veränderungen unterliegt). Und es scheint eine neue Reihe von Zähnen hervor-gekommen, die die Historiker und gleichermaßen die Anatomen oft in die Irre geführt hat. Von den übrigen vier, die Backenzähne sind, vertreiben die zwei entfernteren Wangenzähne niemals andere aus ihrem Sitz, wenn sie um das dritte Jahrsiebt und darüber hinaus bis zum zehnten durchbrechen. Die anderen zwei stoßen manchmal die ersten Backenzähne hinaus, manchmal, (was häufiger ist), vermehren sie zur Seite derselben hervorgekommen, die Zahl aller. Nach den Örtlichkeiten, an denen sie bevorzugt wachsen, sind es Zähne der zweiten Ordnung[16]. Die äußersten Wangenzähne aber stellen das Ende der Kiefer dar. Der Platz der Backenzähne ist unmittelbar unter der Wurzel jenes Backenzahnes, der in der Entwicklung des Feten als erster nach dem Eckzahn folgt und welcher bisweilen von einem neuen ausgestoßen wird (wie gesagt wurde), manchmal aber auch nicht; aber zwischen ihm und dem benachbarten Eckzahn etabliert sich der neue. Der Platz der Eckzähne aber befindet sich unter der Wurzelspitze eines jeden der beiden alten Eckzähne, welcher, da er in den Kiefern selbst sehr hoch liegt, gewissermaßen den unteren Saum des Auges und jenes Loch berührt, durch welches der Nerv des dritten Paares[17] zu jenem Teil des Gesichts verläuft. Außerdem findet der eine jener Schneidezähne, die auf einer Seite sind (denn zwei sind rechts und zwei links), welcher der äußere ist zwischen dem Eckzahn und dem folgenden Schneidezahn, der andere aber zwischen diesem und jenem gleichfalls zu den Schneidezähnen gehörigen, welcher der innere ist, seinen Platz. Alle diese Zähne kommen später nach Zerstörung des Knochens durchbrechend ans Licht, nachdem die, die zuerst hervorragten, ausgestoßen oder ausgefallen sind. Von dem mit einer lebenspendenden Kraft wirkenden Geist (wie ich meine) wird der Knochen ausgehöhlt, und zugleich entsteht ein häutiger Balg, der eine doppelte Spitze besitzt, eine rückwärtige, der ein Nervchen, eine Arteriole und eine Venule angefügt sind, und eine vordere, von welcher ein sehnenartiges Gebilde, wie ein Schwanz herabhängt, welches durch das sehr enge Loch des Knochens zur Seite jenes Zahnes, dem der neue im Begriff ist zu folgen, bis zum Zahnfleisch herausgeht. In diesem Balg erstarrt eine gewisse weiße und zähe Materie und endlich der Zahn selbst nur im vorderen Teil knöchern und im hinteren aus der besagten Materie bestehend; das geschieht auch bei denen, die im Mutterleib wachsen. Es bricht aber ein jeder Zahn durch das vergrößerte Loch, durch welches vorher, als es sehr eng war, der von mir beschriebene Schwanz des Balges durchgelassen wurde; und der Balg wird zerrissen und der Zahn tritt nackt und hart hervor und wird im Laufe der Zeit in seinen hinteren Teilen vollendet. Dass dies wahr ist, habe ich mit viel Schweiß unter großem Zeitaufwand und Anwendung jeglicher Sorgfalt beobachtet und zweifle nicht, dass Du diese Geschichte billigen wirst, wenn Du diese Arbeit zusammen mit unserem Capredonus durchgehen wolltest".

2.5. Vesals Stellungnahme zu diesen Ansichten hinsichtlich des Zahnwechsels

Andreas Vesal erwiderte darauf in seiner Prüfung der anatomischen Beobachtungen von Gabriele Falloppia 1564[18]: „Was Du hier über die Zähne vorbringst, gefällt mir über alle Maßen und dass die Zähne nicht mit Anhängen ausgestattet seien und dass diese bei Knaben in den Alveolen weich, die folgenden außerhalb aber hart und knöchern seien, darüber bin ich aus dem Verzehr von Köpfen von Lämmern und Ziegenböckchen unterrichtet, wo die meisten den Grund der letzten Backenzähne zu den Leckerbissen zählen[19]. Ja, als wir gebratene Kiefer noch Milch saugender Frischlinge verschiedentlich aufgebrochen haben, haben wir diese Natur der Backenzähne, (die bis zur Zerstoßung der Kiefer gänzlich innerhalb derselben verborgen sind), sehr schnell kennengelernt. Im übrigen steht auch fest, dass inzwi-

schen viele abgebrochene Zähne in gleicher Weise, als ob es Anhänge seien, bei Knaben und vielen anderen Lebewesen ausgefallen sind. Auch zweifle ich nicht, dass *die Höhle, die ich als erster, wie ich weiß, den einzelnen Zähnen nach ihrer Form und Größe zugeschrieben habe,* jenen zahlreichen Höhlen gleich sein muss, welche der Leichtigkeit der Knochen wegen und auch zu ihrer Ernährung angelegt sind. Zudem glaube ich, dass diese Membran der Zahnhöhle sich von den Membranen der genannten Markhöhlen und der markigen Materie in nichts unterscheidet. Alsdann ist die Höhle im vollendeten Zahn nicht weiter von der Basis des Zahnes als von der Spitze der Wurzel entfernt oder getrennt. Bei den Schneidezähnen aber sind die Höhlen von der Basis weiter weg als bei Eckzähnen und Backenzähnen, da sie da, wo sie schneiden, zart sind. Wir sehen, dass vielen Knochen in ihren Markhöhlen offensichtlich Venen und Arterien, um nicht zu sagen Nerven eingepflanzt sind. Wer verbietet, dass Du Dir vorstellst, dass dies auch bei den Zähnen so geschieht".

3. Weitere Beschäftigung mit diesem Problem

Damit wurde diese Frage zunächst ad acta gelegt. 1563 erschien dann aber auch das *„Büchlein über die Zähne des Bartholomaeus Eustachius",* das diese mit den Kaueinheiten in Verbindung stehenden oder in Verbindung zu bringenden Fragen wesentlich genauer und viel erschöpfender behandelte, als dies Gabriele Falloppia getan hatte und das uns in der deutschen Übersetzung des Wiener Zahnklinikers Fritz Driak seit dem Jahre 1951 zur Verfügung steht.

Das Problem des Zahnwechsels ist auch noch im 18. Jahrhundert in medizinischen Dissertationen gegenwärtig. Dort heißt es etwa: „Es ist uns deshalb erlaubt, Realdo Colombo zu zitieren, einen berühmten Gelehrten der Anatomie, der in seinem Buch: „Über die Anatomie" von folgender Beobachtung berichtet: In Bezug auf die Entstehung der Zähne weiß ich, dass diejenigen, die glauben, dass die Zähne dann entstehen, wenn sie aus dem Zahnfleisch hervorkommen, gründlich irren. Ich weiß nämlich mit Sicherheit, dass sie schon im Uterus entstehen. Dies habe ich zur großen Verwunderung der Zuschauer schon oft gezeigt, indem ich aus dem Zahnfleisch und den Alveolen von Kindern, die im Mutterleib gestorben waren, kleine Zähne herausriß [...]. Ich habe diese Angelegenheit so genau erforscht, weil darüber noch fast nichts bekannt war. Aus dem, was bis jetzt beoachtet worden ist, kann man folgern, dass die Zähne keineswegs von neuem, in einer sogenannten Regeneration – ähnlich wie bei den Nägeln an Fingern und Zehen – entstehen, sondern schon beim Embryo in ihren Zahnfächern liegen. Von den nachfolgenden, die an ihre Stelle treten und bis dahin verborgen waren, werden die ersten dann hinausgedrängt."[20]

Die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse erforderte damals eben wesentlich längere Zeiträume, und der Wissensstand veraltete damals auch nicht so rasch wie heute.

Anmerkungen

[1] Leibbrand, W.: Heilkunde, eine Problemgeschichte der Medizin. Freiburg–München 1953, S. 183

[2] Andreae Vesalii, Anatomicarum Gabrielis Falloppii observationum examen. Venetiis 1564, pag. 33. Siehe auch Zitat S. 54

[3] Gabrielis Cunei Mediolanensis, Apologiae Francisci Putei pro Galeno in Anatome examen.Venetiis apud Franciscum de Franciscis Senesem, 1564, pag. 19

[4] Claudii Galeni, Opera omnia Vol XII, pag. 849, Editionem curavit C. G. Kühn Reprint Georg Olms Hildesheim 1965. De compositione medicamentorum secundum locos („Von der Zusammensetzung der Arzneien nach den Teilen des Körpers"), liber V

[5] Vesalius, Andreas: De humani corporis fabrica. Basileae 1543 liber I, pag. 46

[6] „appendicis modo"

[7] Ebd., pag. 7

[8] „Epiphysis, quam Latini appendicem, applantationem, adnexum, *additamentum* et aliis innumeris profecto modis reddunt, perpetuo appendicem appellabo"

[9] Hoffmann-Axthelm, W.: Die Geschichte der Zahnheilkunde. Berlin 1973, S. 136

[10] Vesalius, Andreas: De humani corporis fabrica. Basileae 1543 lib. I, pag. 46

[11] Hoffmann-Axthelm, W.: Die Geschichte der Zahnheilkunde. Berlin 1973, S. 69

[12] Celsus, Aulus Cornelius: De medicina libri octo, Biponti 1786 Lib. octav. Caput primum, pag. 500

[13] Choulant, L.: Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medizin. Leipzig 1841, S. 166

[14] Columbi Realdi Matthei Cremonensis in almo Gymnasio Romano Anatomici celeberrimi: De re Anatomica libri XV.Venetiis 1559, pag. 36
[15] Falloppia, Gabriele: Observationes Anatomicae ad Petrum Mannam medicum Cremonensem. Venetiis / Colniae 1562, pag. 38–43
[16] nach heutiger Bezeichnung: Dentition
[17] nach der heutigen Nomenklatur: des fünften Paares des Gehirnnerven, und zwar hier des Nv. infraorbitalis
[18] Andreae Vesalii, Anatomicarum Gabrielis Falloppii observationum examen. Venetiis apud Franciscum de Franciscis Senensem 1564, pag. 33
[19] Die Brüsseler – und Vesal stammte ja aus dieser Stadt – galten seiner Zeit als ausgesprochene Gourmets
[20] Loescher, Martin Gotthelff u. Schuwardt, Johann Christian: De dentibus sapientiae eorundemque morbis. (Über die Weisheitszähne und deren Erkrankungen), Dissertatio inauguralis medica, Wittenberg 1728 Kap. IV pag. 10

Wir machen Ihre Hausarbeit . . .

. . . regelmäßig oder wann immer Sie uns brauchen.

Putzen, Aufräumen, Waschen, Bügeln, Kochen, Kinderbetreuung, Haushaltsversorgung bei Krankheit – Krankenkassenzulassung –.

Wir bewirten Ihre Gäste . . .

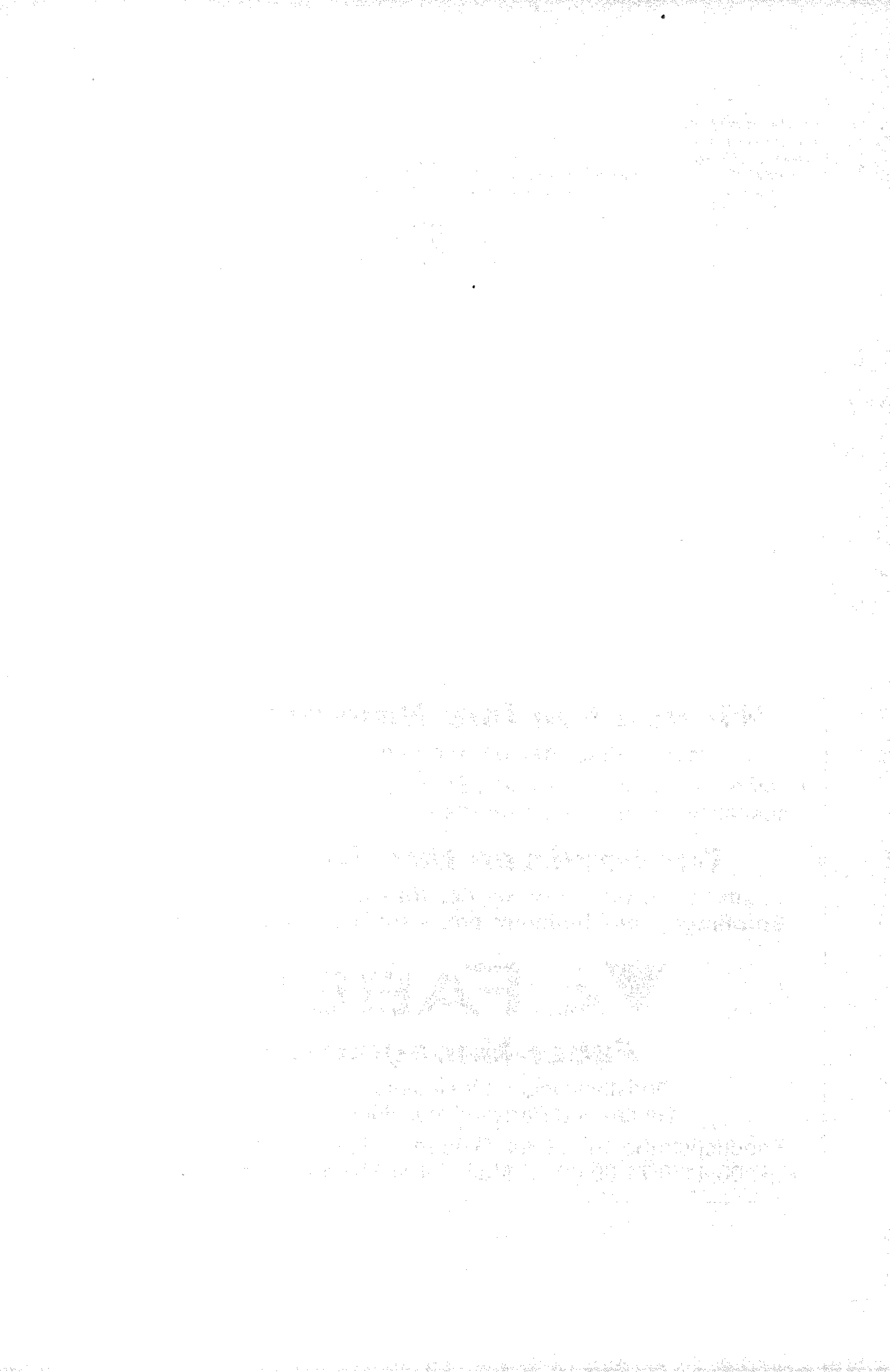
. . . mit unserem Party-Service für Geschäftseinladungen, Empfänge, Familienfeiern etc. – auf Wunsch mit Personal.



Faber-Management

Dienstleistungen für Haushalt und Familie,
Gäste- und Partyservice, Haushaltsschule

Friedrichstraße 10 · 35392 Gießen · Telefon: 06 41/9 71 69 00
Fax: 06 41/9 71 69 02 · E-Mail: Faber-Management@t-online.de



Bernhard Jendorff

Eine problematische Weggeschichte der Ausbildung katholischer Religionslehrer/innen an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Kirchengeschichtsschreibung hat sowohl an positive res gestas, als auch an weniger erfolgreiche res gerendas zu erinnern. Zu letzteren gehört eine beabsichtigte, aber bis zum Jahr 2003 nicht institutionalisierte Kooperation zwischen der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) und der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt, um auch zukünftig sachangemessen angehende katholische Religionslehrer[1] auszubilden.

Hinwege zu einer universitären Religionslehrerausbildung

1964 wurde offen von einer Bildungskatastrophe in Deutschland gesprochen.[2] Bildungsreserven – vor allem der Arbeiter und Bauern, des weiblichen und katholischen Teils der Bevölkerung – mussten erschlossen werden. – Welcher Preis war für ein neues Bildungssystem zu zahlen?
In Hessen entstanden Gesamtschulen. Deren ursprüngliche Reformziele waren die individuelle Förderung und die soziale Integration der Schüler verschiedener Schichten und Begabungen. – Wie weit dürfen in einem Reformkonzept Realität und Ideal auseinander klaffen, um als erfolgreich qualifiziert zu werden?
Die Lehrerausbildung aller Schularten in Hessen sollte in den 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts akademisches Niveau erreichen. Die Landesregierung löste die Pädagogischen Institute (PI) in Jugenheim und Weilburg auf. Angehende Lehrer – so auch für das Fach Religion – gingen ab 1961 zum Studium an die Universitäten in Frankfurt oder Gießen. – Wurde hier eine starke Brücke zwischen Fachwissenschaft und deren Didaktik konstruiert, die durch kriterienorientierte Reflexion der von den Studierenden in schulpraktischen Veranstaltungen erfahrenen Probleme den Weg in die alltägliche Praxis erleichtert?

K. Erlinghagen dokumentierte und analysierte 1965 den Bildungsrückstand der Katholiken in Deutschland, das Zurückbleiben des katholischen Bevölkerungsanteils gegenüber dem nichtkatholischen unter den Schülern und Studierenden.[3] Mit G. Picht[4] war der Jesuit Erlinghagen, der an der Philosophisch-theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt lehrte, der Auffassung, dass das gruppenspezifisch-katholische Denken zu sprengen sei. Zutreffend formulierte der Frankfurter Erziehungswissenschaftler und Religionspädagoge: „Man konserviert den modernen Christen nicht mehr im Glashaus."[5] Um ihrer eigenen und der Gesellschaft Zukunft willen habe die Kirche, der Welt zugewandt, bildungspolitische Verantwortung zu übernehmen.
In den schon legendären ‚wilden 68er-Jahren' vollzog sich eine ungeahnt rasche Mentalitätsveränderung der Katholiken. Die Deutsche Bischofskonferenz nahm 1970 in ihrer *„Erklärung zum Religionsunterricht"* eine Weiterentwicklung des Schulwesens und die Wandlung in Theologie und Kirche wahr, die „den Religionsunterricht in seiner Stellung und in seinem Aufbau"[6] beeinflussen. Erlinghagen konnte bereits 1972 aufgrund statistischen Materials konstatieren: Der katholische Bevölkerungsanteil „ist nicht nur für die allgemeine Bildungswerbung aufgeschlossen gewesen, sondern hat auch seine frühere, nicht ungefährliche Vorliebe für die Geisteswissenschaften aufgegeben."[7] Katholiken verringerten in verhältnismäßig kurzer Zeit ihr Bildungsdefizit. Die Veränderung vollzog sich im Rahmen des herkömmlichen, oft geschmähten, dreigliedrigen Schulwesens. „Die diesem gegenüber oft so gepriesene Gesamtschule hat nur einen ganz geringen Anteil am Gesamterfolg."[8]
Gefüllte Landes- und damit einhergehend auch Kirchen-Kassen förderten Bildungs-Werbung

und -Angebote und ermöglichten eine Steigerung der Abiturientenzahlen und Hochschulabschlüsse. Verstärkt wählten katholische Abiturienten ein Lehramtsstudium. Davon profitierte ab 1971 auch die universitäre Religionslehrer-Ausbildung an der Gießener JLU. In den Jahren der Curriculumforschung übernahm die Diözese Mainz durch ein Schenkungsversprechen (1971) 10 Jahre lang finanzielle Verantwortung für einen in Gießen qualifiziert auszubildenden Religionslehrernachwuchs. Staat und Kirche machten gemeinsam Hochschulpolitik. Gießener „Staatstheologen" (J. Dyba) und das Mainzer Bischöfliche Ordinariat kooperierten geräuschlos und effektiv.

Vom Seminar für Katholische Theologie und Didaktik der Glaubenslehre zum Institut für Katholische Theologie der Justus-Liebig-Universität

Von 1830–51 wurde erstmals an der Ludoviciana in Gießen katholische Universitätstheologie betrieben.[9] Ihr Aus erfolgte – so der Gießener Zeitgeschichtler H. Berding – durch „Trockenlegung"[10] des Mainzer Bischofs W. E. v. Ketteler ohne ernsthaften Widerstand der Hessen-Darmstädter Regierung. Eine zweite Chance erhielt die wissenschaftlich betriebene katholische Theologie in Mittelhessen, als 1961 A. Schüler, Mainzer Diözesan, vom PI in Jugenheim als Ordinarius für Katholische Theologie und Didaktik der Glaubenslehre nach Gießen an die neu gegründete Hochschule für Erziehung (HfE) wechselte. Hier arbeitete Prälat Schüler über seine Emeritierung 1965 hinaus respektvoll u. a. neben F. Hahn, dem Nestor der evangelischen Religionspädagogik in Hessen. Die Kooperation der beiden theologischen Seminare wurde aus pragmatischen Gründen intensiver, als E. Link, Priester der Diözese Limburg, von 1966–79 Fundamentaltheologie und Dogmatik in Gießen lehrte und als Nachfolger Schülers Direktor des katholischen Seminars der Abteilung für Erziehungswissenschaften (AfE), ab 1971 der Betriebseinheit/Sektion der JLU war.[11] 1969 wurde das Seminar personell erweitert: A. Hampel lehrte Kirchengeschichte und Moraltheologie. Diese in der bundesrepublikanischen Hochschullandschaft einmalige Kombination war nur aus der Entwicklung des langsam sich ausdifferenzierenden katholischen Seminars zu erklären. B. Jendorff vertrat das Fach Religionspädagogik. Mehrere Lehraufträge – so u. a. für Kirchenmusik – ergänzten das Lehrangebot.

Das Hessische Universitätsgesetz von 1970 schrieb die Einrichtung von Fachbereichen vor. Die aus Weilburg und Jugenheim nach Gießen und Frankfurt transferierten Fachdidaktiken waren den jeweiligen Fachwissenschaften zuzuordnen. Dies war für manche Hochschullehrer ein mühsamer Lernprozess. – Die theologischen Seminare hatten mit einer Fach-zu-Fach-Zuordnung keine Schwierigkeiten, da die alten theologischen Fakultäten 1946 an der Justus-Liebig-Hochschule, der 1957 der Universitätsstatus wieder zugebilligt wurde, nicht mehr vertreten waren. Wohin mit den AfE-Theologen bei der angestrebten Neubildung von Fachbereichen? Eine Frage, die 1998 bei dem geplanten neuen Zuschnitt der 20 Fachbereiche der JLU analog gestellt wurde. 1971 kam es durch großzügige Schenkungsversprechen der Diözese Mainz – mutig vorangetrieben durch deren Schulreferenten und Leiter des Wiesbadener Bischöflichen Büros, H. Berg – und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau buchstäblich in letzter Minute zu einem eigenständigen Fachbereich 07 (FB 07) „Religionswissenschaften" der Gießener Universität. In ihm bildeten zwei Betriebseinheiten/Sektionen, ab 1982 Institute geheißen, angehende katholische und evangelische Religionslehrer aller Schularten aus. Die Rechte der Kirchen waren weitgehend vor Angriffen geschützt. Der theologische Fachbereich konnte selbstverantwortlich seine Zukunft bauen. – Wie konnte 1998, in der Zeit leerer Kassen, staatskirchenrechtlich unanfechtbar der Standort Gießen für die Religionslehrerausbildung gesichert werden?

Die Lehrenden des FB 07 stimmten religionsdidaktisch weitgehend überein. Sie verstanden Didaktik nicht als Anwendungswissenschaft, die von der theologischen Fachwissenschaft einseitig abhängig ist. Die Gießener Theologen

wollten 1971 keine theologische Fakultät en miniature konstruieren. Sie erarbeiteten ein spezifisches Profil der Lehre und Didaktik.[12] Bevor Sonntagsredner eine praxisorientierte Lehrerausbildung forderten, erarbeiteten und praktizierten Hochschullehrer, Pädagogische und Wissenschaftliche Mitarbeiter ein angesehenes schlüssiges Konzept schulpraktischer Studien.[13] Sie schlugen eine Not wendende Brücke zwischen Theorie und Praxis. Hospitationen und Fachpraktika motivierten viele Studierende, intensiver, meist auch aus anderem Blickwinkel, Theologie zu studieren. In dem einen theologischen Haus lehrten und forschten Theologen beider christlicher Kirchen unter Wahrung ihres konfessionellen Standortes eng zusammen. Auf der Basis des par-cum-pari-Prinzips entwickelten sie langsam eine konstruktive Streitkultur und eine wohltuende Atmosphäre ökumenischen Lernens und Lehrens.
Im Sommersemester 1971 studierten im neu gegründeten Fachbereich „Religionswissenschaften" von 300 Inskribierten 95 junge Menschen katholische Theologie; das waren 31,7 %. Die Studierenden – vor allem junge Frauen – kamen überwiegend aus dem mittel- und osthessischen Raum. Sie wurden in konfessionell-heterogenen Arbeiter-Bauern-Mischgemeinden mit einer Einwohnerzahl unter 10 000 Menschen groß. Die jungen Leute mieden die Großstadt am Main, um von der Kreisstadt Gießen an der Lahn aus die gewachsenen Beziehungen zu den Heimatorten und -gemeinden, die zu den Diözesen Limburg, Fulda, Mainz und Paderborn gehören, weiter pflegen und ausbauen zu können. Gießen ist eine ‚Di-Mi-Do-Fahruniversität'. Das aber behindert studentisches Leben – auch in der Katholischen Hochschulgemeinde, die sich um eine spezifische Spiritualität angehender Religionslehrer bemüht.
Die Fachbereichskonferenz wählte am 9. 7. 1971 den evangelischen Kirchenhistoriker E. A. Schering zum ersten Dekan. Er prägte nachhaltig den Arbeitsstil dieses Selbstverwaltungsgremiums. Schering war ein auf Ausgleich bedachter Mentor der Interessen beider Seminare, die behutsam zusammenwuchsen. In der Regel wechselte jährlich das Amt des Dekans zwischen den Instituten.

1972 konnte erneut das Lehrangebot erweitert werden: Der evangelische Theologe Y. Spiegel übernahm die evangelisch-katholische Stiftungs-Dozentur für Religionssoziologie. Für die katholische Stiftungs-Professur „Biblische Theologie/Neues Testament" wurde der Schnackenburg-Schüler H.-J. G. Dautzenberg OFM gewonnen. Er bildete bis zu seiner Emeritierung am 30. 9. 2000 katholische und evangelische Studierende aus.
Nicht die Kirchen, sondern das Wissenschaftliche Prüfungsamt für das Lehramt an Gymnasien nahm an den Konfessionsgrenzen überschreitenden Lehrveranstaltungen Anstoß und pflegte einen jahrelangen Konflikt mit dem theologischen Fachbereich. Dieser hätte durch einen mutigen konfessorischen Schritt der beiden Kirchen in Richtung auf einen grundsätzlich gemeinsamen theologischen Suchprozess und Lernweg in den theologischen Disziplinen beendet werden können, in denen die Unterschiede nicht als kirchentrennend angesehen werden. Der durch die Entwicklung der wissenschaftlichen Theologie im 20. Jahrhundert eröffnete Spielraum wurde bei personellen Engpässen im Katholischen Institut ad personam genutzt: Das Mainzer Ordinariat erbat beim Wissenschaftlichen Prüfungsamt für die im Institut über die Rechtsproblematik unzulänglich informierten Studierenden Vertrauensschutz. Die z.B. bei einem evangelischen Neutestamentler erworbenen Leistungsnachweise wurden den katholischen Studierenden letztlich anerkannt. Eine Reform der Grundsätze der Konfessionskirchen war leicht angestoßen. Die weitere Entwicklung zur Öffnung der konfessionellen Ausbildung an der Hochschule wird nicht in geringem Maß von der Diskussion über den konfessionellen Religionsunterricht in der Schule bestimmt werden.[14]
Um die alte Gießener Katholisch-Theologische Fakultät (1830–51) der 1607 als Nachfolgerin der von der wahren lutherischen Lehre abgewichenen Marburger Philippina gegründeten Ludoviciana vor kollektivem Vergessen und/oder verantwortungslosem Verdrängen zu bewahren, benutzt das Katholische Institut seit 1983 deren Siegel als Schmuck auf seinen Briefbogen.

Eine im Evangelischen Institut etatisierte Stelle wurde von 1976–86 von einer Dozentur auf eine C4-Stelle für die Exegese des Alten Testaments angehoben. Bislang hatten 5 evangelische Kollegen diesen Lehrstuhl inne, wo in der Glanzzeit der Evangelischen Fakultät H. Gunkel (1907–20) dozierte. Selbstverständlich – denn es wäre anachronistisch gewesen, die exegetische Ausbildung sine fundamento in re zu rekonfessionalisieren – bildeten mit Wissen der Kirchen die Alttestamentler des FB 07 Studierende beider Konfessionen aus.

Von 1971–77 hatte die Gießener Theologie eine ‚Filiale' an der neu gegründeten Gesamthochschule Kassel (GhK). Es war politischer Wille, auch in Nordhessen evangelische und katholische Studierende aller Schulstufen auszubilden. Das Engagement an der unerfahrenen Hochschule kostete viel Zeit. Die Doppelbelastung zehrte an den physischen und psychischen Kräften der von Gießen nach Kassel teilabgeordneten Hochschullehrer. Das vom Ministerium formulierte Junktim ‚Einrichtung des gymnasialen Studiengangs in Gießen' und ‚Aufbauarbeit an der GhK' führte zu bilateralen Spannungen. 1977 war der FB 07 – vulgo Fachbereich ‚Theologie' geheißen – endlich am Ziel, auch Gymnasiallehrer ausbilden zu dürfen. Lehrbeauftragte bereiteten bereits ab 1974 die Studierenden auf das Bibelgraecum und Hebraicum vor. Ohne Stellenabzug in Gießen wurden ab 1979 katholische Hochschullehrer an die GhK berufen, als erster der Religionspädagoge H. A. Zwergel. Die Kasseler Erfahrungen begründeten bei den Gießener Hochschullehrern eine Ablehnung von ‚Wander-Professoren'. Diese aber wurden vom Ministerium und vom Bischöflichen Büro nachhaltig befürwortet.

Von Anfang an verfolgte der Fachbereich – letztlich erfolgreich – das Ziel, die Titel Magister Artium und Doctor der Philosophie verleihen zu dürfen sowie in der Ausbildung angehender Diplom-Pädagogen beteiligt zu werden. Zur Habilitation stand als erster 1976 der von außen kommende evangelische Religionspädagoge G. Ringshausen an. 2001 wurde Frau I. Gniosdorsch, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für katholische Systematische Theologie im neuen Fachbereich 04 „Geschichts- und Kulturwissenschaften" der JLU, die venia legendi für „Philosophische Grundlagen der Theologie" verliehen.

Als Nachfolger E. Links lehrte von 1980–94 der durch sein internationales Forschungsprojekt „Augustinus-Lexikon" bekannte Systematiker C. P. Mayer OSA. Diese Professur übernahm 1996 L. Hauser. Der habilitierte Laie hatte auch christliche Ethik zu dozieren. Ein bemerkenswerter Generationswechsel war eingeleitet. Hauser betrieb Theologie ausschließlich nach dem Vaticanum II.

Der Kunstname des FB 07 „Religionswissenschaften" erwies sich als irreführend. Er musste geändert werden, um inneruniversitär und Außenstehenden deutlich zu machen, worin im kleinsten Fachbereich der JLU tatsächlich geforscht und was hier gelehrt wird: evangelische Theologie und katholische Theologie im Dienst der Didaktik des Religionsunterrichts gem. Art. 7 (3) GG. Aufgrund verfassungs-, kirchen- und konkordatsrechtlicher Bedenken des Mainzer Ordinariats und nach 4 Abstimmungen im Fachbereichsrat über den Namen (1983–88) genehmigte 1989 das Ministerium die Umbenennung in „Fachbereich Evangelische Theologie und Katholische Theologie und deren Didaktik".

Die vorzeitige Pensionierung des Kirchenhistorikers und Moraltheologen A. Hampel kam 1995 für das Katholische Institut zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt. Die Stelle war zunächst freigegeben. Kurz vor ihrer Ausschreibung aber wurde sie gesperrt. Ein bedrohliches Signal war gesetzt. Der Landeshaushalt wies 1998 diese Stelle nicht mehr aus. Sparkommissare legten fest, in welchem Umfang Religionslehrer Theologie zu studieren hatten. Um auf dem historischen Auge der Theologie nicht zu erblinden, dozierte R. Grulich – seit 1980 in Gießen Honorarprofessor für die Kirchengeschichte Osteuropas – auch auf der Grundlage von Lehraufträgen die ganze Geschichte des Gottesvolkes. Auch die in den Studienordnungen *vorgeschriebenen* Exkursionen konnten weiterhin angeboten werden.

Eine Zukunftschance der Religionslehrerausbildung: Kooperationsvertrag Gießen – Frankfurt

In den 90er Jahren wurden an der Gießener Universität aus Spargründen oftmals ohne Augenmaß freie Stellen gesperrt oder gestrichen. Gewiss, alte Besitzstände waren aufzugeben. Verfügte aber das Katholische Institut über Stellen, die in einer verantwortbaren Religionslehrerausbildung hätten gestrichen werden können? Ohne Bündelung der Kapazitäten gab es – trotz beachtlich gestiegener Studentenzahlen – auch für die Theologie in Hessen keine Zukunft. War zu Ende des letzten Jahrhunderts der von beiden theologischen Instituten der JLU in den 70er-Jahren begonnene mutige ökumenische oder der staatskirchenrechtlich sichere Weg sowohl der wissenschaftlichen Theologie als auch der Finanzlage angemessener? Warum wurde die Weg-Frage weder von den katholischen und evangelischen Kirchenleitungen in Limburg, Mainz und Darmstadt noch von den evangelischen und katholischen Theologen Frankfurts gestellt?
1993 sprachen Gießener evangelische Theologen offen von einem gemeinsamen Evangelischen Fachbereich Frankfurt/Gießen, resp. von einem Kooperationsvertrag zwischen der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt. Dieser wurde dann am 11. 2. 2000 von den Präsidenten St. Hormuth und W. Meißner unterzeichnet. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau stimmte am 2. 5. 2000 und das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst am 4. 5. 2000 der „Vereinbarung"[15] zu. Diese war hilfreich für die Erarbeitung einer modifizierten Vereinbarung zwischen der Gießener und der Frankfurter Universität zur Kooperation in den Lehramtsstudiengängen für Katholische Religion. – War damit die organische Verbindung beider theologischer Institute in Frage gestellt? Musste eine Rekonfessionalisierung der Religionslehrerausbildung in Mittelhessen befürchtet werden?
Von 1996–2000 erörterten unter Leitung des Kommissariats der Katholischen Bischöfe im Lande Hessen Vertreter der Ordinariate und der Religionslehrer ausbildenden Hochschulen vertretbare Sparmaßnahmen in juristisch abgesicherten Institutionen. In teilweise hart geführten Auseinandersetzungen mit dem Frankfurter Katholischen Fachbereich artikulierte das Gießener Institut nachhaltig seine Zukunftsvorstellungen:

- Erhalt der Religionslehrerausbildung in Gießen. Eine sachgemäße und personell vertretbare Repräsentanz der Fachgrenzen überschreitenden, dialogbereiten Theologie gehört zu den universitären Wissenschaften. Bei Exilierung der katholischen Theologie von Gießen nach Frankfurt geht im mittelhessischen Raum der Religionslehrernachwuchs folgenschwer zurück.
- Integration der beiden theologischen Institute in einen neu zu bildenden Gießener Fachbereich. Wenn schon kein eigener, wenig angreifbarer Fachbereich möglich ist, müssen die Institute organisatorisch eng verbunden bleiben, um aus Kosten- und Kapazitätsgründen und nicht zuletzt als Zeichen der Ökumene weiterhin im bewährten Umfang zu kooperieren.
- Kooperation mit dem Katholischen Fachbereich in Frankfurt ohne Verlust des Gießener Profils. So können ein differenziertes Lehrangebot gesichert, gemeinsame Berufungskommissionen gebildet, Studienordnungen aufeinander abgestimmt und ein Graduiertenstudium ermöglicht werden.
- Mindestens 3 feste Professorenstellen in Gießen mit entsprechendem Mittelbau und Sekretariat. Das ist eine Professorenstelle weniger als die Deutsche Bischofskonferenz für ein Institut der Religionslehrerausbildung vorsieht. Im Interesse eines zügigen Studiums ist die hinlängliche Betreuung der Studierenden weiterhin zu gewährleisten. In Gießen residierendes Personal ist kostensparender als ‚Wander-Professoren'. Juristische Fragen – so z. B. Erstmitgliedschaft der Hochschullehrer in Frankfurt, Zweitmitgliedschaft im Gießener Fachbereich oder vice versa – haben Fachleute zu klären.
- Weiterer Ausbau der theologischen Bibliothek an der JLU.

Der ab 1996 öffentlich gemachte, wenig staatskirchenrechtliche Kenntnisse dokumen-

tierende Plan des Gießener Universitätspräsidenten H. Bauer, die katholische Theologie aus Kapazitäts- und Kostengründen nach Frankfurt zu verlagern, wurde aufgegeben. Ministerin C. Hohmann-Denhardt, SPD, sicherte 1996 in einem epd/KNA-Interview zu, dass Religionslehrer weiterhin in regional ausgewogener Verteilung ausgebildet werden. Der kulturelle Beitrag der Theologie zum interdisziplinären Dialog müsse an den Hochschulen erhalten bleiben. 1998 überlegten Fachbereichsmitglieder die Gründung eines ‚Zentrums für Theologie', um weiterhin eigenständige Entscheidungen fällen zu können. Diese Gedanken wurden in der Universität zunächst begrüßt. Nach kurzer Zeit aber nahm man davon wieder Abstand. Die theologischen Hochschullehrer sollten nun in 3 Fachbereiche eingebunden werden. Um zu sparen und die Rechte der Kirche zu sichern, sprachen sich 1998 G. Dautzenberg und B. Jendorff – unter Hintanstellung nicht unbegründeter Furcht, von Frankfurt aufgesogen zu werden – erneut für einen Katholischen Fachbereich in Frankfurt aus. Der vom Wiesbadener Kommissariat und vom Ministerium 1998 vereinbarte Stellenschlüssel, nach dem 2 Professoren in Gießen, 8 in Frankfurt etatisiert sein sollten, war ihnen unverständlich. Denn beide Hochschulen hatten gleiche Aufgaben in der Religionslehrerausbildung Hessens zu erfüllen. Der 2:8 Stellen-Schlüssel war zu teuer, kräftezehrend, kontraproduktiv. Er wurde von Gießen attackiert. Mindestens 3 Hochschullehrer sollten auch zukünftig an der Justus-Liebig-Universität präsent sein.

Gegen anfänglich harten Widerstand der Historiker wegen der Missio canonica der katholischen Hochschullehrer und wegen des päpstlichen Motu proprio *„Ad tuendam fidem"* (1998) wurden dann aber doch 1999 die beiden theologischen Institute dem neu gegründeten Fachbereich 05 – heute Fachbereich 04 „Geschichts- und Kulturwissenschaften" – eingegliedert. In ihm arbeiten Theologen – davon 3 katholische –, Historiker, Klassische Philologen und Orientalisten zusammen. 635 junge Leute waren im letzten Semester des alten theologischen Fachbereichs 07 – im Sommersemester 1999 – eingeschrieben, davon im Katholischen Institut 218 Studierende; dies entspricht 34,3%.[16] Die Betreuungsrelation Hochschullehrer: Studierende war im Vergleich zu 1971, dem Gründungsjahr des Fachbereichs „Religionswissenschaften", bemerkenswert verschlechtert. 1999 war das vom Limburger Ordinariat und vom Frankfurter Fachbereich favorisierte, vom Mainzer Ordinariat und vom Gießener Institut aber strikt abgelehnte ‚Darmstädter-Modell', nach dem in einem ‚detachierten Institut' – so der Limburger Ordinariatsjurist S. Marx – nur ein ‚Mittelbauer' oder der Religionspädagoge präsent sein sollte und alle anderen Hochschullehrer aus Frankfurt anzureisen hatten, abgewehrt. Frankfurt war nicht bereit, nach Emeritierung Dautzenbergs im Jahr 2000 eine Stelle nach Gießen abzugeben. Die festgefahrene Diskussion der Vertreter beider Hochschulen, sekundiert von ihren Ordinariaten, löste der Mainzer Bischof K. Lehmann zugunsten des Gießener Instituts. Er intervenierte bei der damals neuen CDU-FDP Landesregierung. Ministerpräsident R. Koch, CDU, sagte Bischof Lehmann am 31. 8. 1999 für Gießen die 3. Professur zu. Eine angemessene Ausstattung der neu geschaffenen, von C4 auf C3 herabgestuften Professur für Bibelwissenschaften/Neues Testament wurde nach zähem Ringen erreicht.

Privatdozent G. Häfner aus Freiburg übernahm nach der Emeritierung G. Dautzenbergs vom Wintersemester 2000/01 bis zum Wintersemester 2001/02 die Lehrstuhlvertretung für Exegese des Neuen Testaments. Danach vertrat Privatdozent F. R. Prostmeier aus Regensburg die vakante Professur.

Zügig wurde von Vertretern der Ordinariate Mainz und Limburg sowie von Gießener und Frankfurter Theologen anno 2000 analog des Modells des unterzeichneten evangelischen Kooperationsvertrags eine „Vereinbarung zur Kooperation in den Lehramtsstudiengängen für Katholische Theologie zwischen der Justus-Liebig-Universität und der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main"[17] erarbeitet. Ihr lag der Vertrag zwischen dem Land Hessen und den hessischen Bistümern zur Ergänzung des Vertrages des Landes Hessen mit den Katholischen Bistümern in Hessen vom 9. 3. 1963 nebst Schlussprotokoll vom 29. 3. 1974 sowie das Gespräch der Hessischen Lan-

desregierung mit den Leitungen der Kirchen am 31. 8. 1999 in Wiesbaden zugrunde.
Nach Meinung aller Beteiligten sollte die Kooperationsvereinbarung zum Ziel haben,
- an beiden Hochschulorten die theologische Lehre und Forschung zu sichern und fortzuentwickeln
- ein abgestimmtes Lehrangebot sicherzustellen
- bei Prüfungen zusammenzuwirken
- in Forschungsprojekten zusammenzuarbeiten und den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern
- „in Berufungsverfahren unter Wahrung der Kompetenzen beider Universitäten und unter Beachtung der staatskirchenrechlichen Verträge zusammenzuwirken"[18]
- abgestimmte Studienordnungen „unter Beachtung der staatskirchenrechtlichen Vorgaben zu erlassen"[19] und
- ein ausreichendes Lehrangebot an beiden Hochschulorten sicherzustellen (§ 1).

Der Vertragsentwurf sah in § 2 einen paritätisch besetzten Kooperationsrat vor, der das Zusammenwirken beider Institutionen sichern sollte. Die Gießener Professoren sind nach der erarbeiteten Vereinbarung Zweitmitglieder in Frankfurt mit allen Rechten und Pflichten (§ 3). Die Gießener und Frankfurter Professoren haben an beiden Standorten ausreichend Lehrveranstaltungen anzubieten. Leistungsnachweise der Studierenden werden wechselseitig anerkannt (§ 4). Die Studienordnungen sind in einem gemeinsamen, paritätisch besetzten Unterausschuss (§ 5) aufeinander abzustimmen, um sie dann den jeweils dafür vorgesehenen Gremien zur Abstimmung vorzulegen. Das Benehmen mit den Bischöfen von Mainz und Limburg – so der Vertragsentwurf in § 8 – ist „mit dem Ziel einer freundschaftlichen Verständigung"[20] herzustellen.

In einer Berufungskommission zur Besetzung einer Gießener Professur sind zwei Professoren des Gießener Katholischen Instituts und zwei des Frankfurter Fachbereichs vertreten. Die in der Kommission vertretenen Studierenden und Wissenschaftlichen Mitarbeiter gehören dem Katholischen Institut der JLU an. Als Vorsitzender dieses Gremiums ist der Gießener Geschäftsführende Direktor vorgesehen. Über die Listenempfehlung entscheidet – so der Vertragsentwurf vom 12. 9. 2000 – der Fachbereich 04 der JLU, um dann den gewohnten Weg zu nehmen, auf dem der Mainzer Bischof gem. Art. X Abs. 1 des Vertrages von 1974 mitwirkt (§ 9). – Im Gegensatz zur evangelischen Vereinbarung ist in der katholischen die Arbeit vereinfacht: Terminabsprachen für die eine gemeinsame Berufungskommission – nicht wie auf evangelischer Seite für zwei Kommissionen, die lt. Kooperationsvertrag in Gießen zur selben Zeit und am selben Ort zu tagen haben – sind leichter zu erzielen. In der Kommission haben die vorgesehenen vier katholischen Theologen die Mehrheit. Fachfremde Kollegen können nicht gegen den Willen der Theologen entscheiden, wer auf die Berufungsliste der zu besetzenden Professur gesetzt wird. Zugegebenermaßen, der katholische Entwurf schränkt die Rechte des Fachbereichs 04 ein. In dem heterogenen Fachbereich 04 ist bei der Berufung von Theologie-Professoren das herkömmliche universitäre Rechtssystem nicht chemisch rein durchzusetzen. Problemlösungen gelingen nur in beiderseitigem Einvernehmen, durch Abgehen von Gewohntem. Unterschätzten die Theologen die veränderte Konstellation in dem neu gebildeten Fachbereich 04? Es wird vieler Vertrauen bildender Gespräche in der JLU bedürfen, um zukünftig reibungslos zu kooperieren.

Am 24. 10. 2000 sandte der Präsident der JLU – St. Hormuth – an den Geschäftsführenden Direktor des Instituts für Katholische Theologie – L. Hauser – eine Vereinbarungs-Synopse: a) die bestehende Vereinbarung zwischen Gießen und Frankfurt zur Kooperation im Studiengang Evangelische Theologie und in den Lehramtsstudiengängen vom 11. 2. 2000, b) den o.g. Vertragsentwurf vom 12. 9. 2000, der federführend im Mainzer Ordinariat ausgearbeitet wurde, sowie c) den Entwurf, der vom Ständigen Ausschuss II der JLU am 20. 10. 2000 beschlossen wurde. Stefan Hormuth betonte in seinem Begleitschreiben[21] an L. Hauser, er sehe „keine Spielräume, die Vorlage dem Wunsch des Bistums Mainz folgend in wesentlichen Punkten zu ändern." – Wäre es nicht klug ge-

wesen, wenn vorab Mainzer Bistums- und Gießener Universitäts-Juristen auf informellen Wegen die bestehenden Probleme gelöst hätten? Das Katholische Institut eröffnete dazu Hinwege. Wer von beiden Parteien – aus welchen Gründen *auch immer* – das klärende Gespräch nicht suchte, kann nicht entschieden werden.

Auch der Universität Frankfurt wurde die Synopse übersandt. In Frankfurt – so der Gießener Präsident in seinem Schreiben vom 24. 10. 2000 – scheint es aber „Probleme mit einer Verabschiedung zu geben, weil sich die Universität dagegen wehrt, den Bestand von 8 Professoren für Katholische Theologie für die Lehramtsstudiengänge festzuschreiben." – Dieser Vermutung des Gießener Präsidenten stand aber das Handeln seines Frankfurter Kollegen – R. Steinberg – entgegen. Er besetzte frei gewordene Theologen-Stellen, darunter die zweite Professur für Religionspädagogik. Die Gießener Theologen waren bei diesen Stellenplanungen, die für eine gemeinsame zukünftige Kooperation wichtig gewesen wären, außen vor. Telefonische Absprachen zwischen dem Dekan des Frankfurter theologischen Fachbereichs – T. Schreijäck – und dem Gießener Geschäftsführenden Direktor – B. Jendorff –, mit Stellenumschreibungen und -besetzungen bis nach einer Unterzeichnung des Kooperationsvertrages zu warten, wurden nicht eingehalten. Die unklare Vertragssituation hinderte lange Zeit die Gießener Präsidialverwaltung, die C3-Professur „Bibelwissenschaften mit dem Schwerpunkt neutestamentliche Exegese" im Katholischen Institut zur Ausschreibung freizugeben. Die Stellenumschreibung sollte den Bewerbern signalisieren, dass sie auch exegetisch-alttestamentliche Lehrveranstaltungen anzubieten haben. Erst der Besuch von K. Kardinal Lehmann beim Präsidenten der JLU am 14. 5. 2001 brachte Bewegung in die Wiederbesetzung der notwendigen bibelwissenschaftlichen Professur. Sie wurde ausgeschrieben. Die Berufungskommission begann nach einigen Schwierigkeiten wegen ihrer Zusammensetzung mit der Arbeit im Wintersemester 2001/02. Im Sommersemester 2002 verabschiedeten die Gießener Universitätsgremien die Berufungsliste zur zügigen Wiederbesetzung der neutestamentlichen Stelle. Der Lehrstuhlvertreter aus Regensburg, F. R. Prostmeier, nahm zum 1. 3. 2003 den ehrenvollen Ruf auf die Professur für Bibelwissenschaften/Neues Testament an.

Nach dem Besuch des Mainzer Kardinals in Gießen wurde – *temporal* oder kausal zu deuten – die zum 5. Mal erfolglos ausgeschriebene 0,5-Stelle eines Pädagogischen Mitarbeiters auf eine 1,0-Stelle aufgestockt und ausgeschrieben, um sie zum 1. 2. 2002 zu besetzen. Dies gelang mit Frau E. Abel-Riegert. Im Gegenzug strich die Präsidialverwaltung die 0,5-Stelle eines Wissenschaftlichen Mitarbeiters an der Professur für Religionspädagogik ab Wintersemester 2003/04. Am 1. 4. 2002 ging der katholische Religionspädagoge B. Jendorff auf eigenen Wunsch in den vorzeitigen Ruhestand. Die Stelle wurde unverzüglich für die JLU wieder ausgeschrieben.

Bislang wurde das zweite Aus der katholischen Theologie in Gießen dank starker Unterstützung durch das Mainzer Ordinariat, vor allem aber durch den Besuch des Mainzer Kardinals beim Präsidenten der JLU verhindert. Das Katholische Institut behielt die Professuren für Bibelwissenschaften, Systematik und Religionspädagogik mit dem dazugehörigen Mittelbau und den Schreibkräften. Es ist unverantwortlich, dass seit 1995 die kirchengeschichtliche Ausbildung im mittelhessischen Raum zu kurz kommt.

Seit Oktober 2000 verstummte der Gießen-Frankfurter Dialog über eine Vereinbarung zur Kooperation in den Lehramtsstudiengängen für Katholische Theologie. Weder die Kirchenleitungen in Mainz oder Limburg, noch die beiden Universitäten hatten ein bemerkbares Interesse an der Problemlösung. Großes Bemühen hingegen zeigten immer wieder die Gießener katholischen Theologieprofessoren, denn es ging um die Zukunft ihres Instituts.

Hochschullehrer, Studierende und Institutionen haben eine realistische Chance verdient, das im Entwurf vorliegende Vertragspapier vom 20. 9. 2000 mit Leben zu erfüllen und auf grenzüberschreitenden Wegen Neuland zu gewinnen. Die zweifache Bindung des Instituts für Katholische Theologie der JLU – seine Integration in den Fachbereich 04 und der Kooperationsver-

trag mit dem Katholisch-Theologischen Fachbereich der Frankfurter Goethe-Universität – würde nicht nur den Theologen beider Universitäten einen gewinnbringenden Dialog ermöglichen. Die Frage aber, ob nach Unterzeichnung des staatskirchenrechtlich eindeutigen Kooperationsvertrags das gemeinsame ökumenische Arbeiten beider Gießener theologischer Institute in neuem Kontext fortgeführt und eine zeitgemäße wechselseitige Anerkennung von Leistungsnachweisen möglich wäre, bleibt offen. Möglicherweise bremst auch auf diesem Problemfeld die Rechtslage weniger als angenommen den mutigen Schritt nach vorn. Behindert den Weg in eine gemeinsame Zukunft der Christen eine tief sitzende Angst vor Verflüssigung gewohnter konfessioneller Grenzen, vor dem Aufbrechen stabilisierender kirchlicher Strukturen, vor dem Wandel der Identität und der Sozialgestalt der Kirche, die in der Gesellschaft den Menschen heilende Dienste zu erweisen hat?

Anmerkungen

[1] Im folgenden Text gebrauche ich ausschließlich aus raumsparenden Gründen nur noch die maskuline Form. Frauen mögen sich stets mit eingeschlossen fühlen.
[2] Vgl. G. Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation, Olten und Freiburg i.Br. 1964.
[3] Vgl. K. Erlinghagen, Katholisches Bildungsdefizit in Deutschland, Freiburg–Basel–Wien 1965.
[4] Vgl. G. Picht, Die Krise der Kulturpolitik und die Aufgabe der Kirche, in: Lutherische Monatshefte 2(1963) 456–458.
[5] K. Erlinghagen, 11.
[6] Erklärung zum Religionsunterricht (17. 12. 1970), in: A. Läpple, Der Religionsunterricht 1945–1975. Dokumentation eines Weges, Aschaffenburg 1975, 132–137, S. 132 f.
[7] K. Erlinghagen, Ende des katholischen Bildungsdefizits?, in: Stimmen der Zeit 97 (1972) 203–207, S. 206.
[8] Ders., 207.
[9] Vgl. U. Scharfenecker, Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen (1830–1859). Ereignisse, Strukturen, Personen, Paderborn 1998.
[10] Vgl. H. Berding, Der Streit um die katholisch-theologische Fakultät in Gießen, in: Hessisches Jahrbuch der Landesgeschichte 46 (1996) 201–212, S. 212.
[11] Zur Vorgeschichte von 1961 an und zur Geschichte des Instituts bis 1999 vgl. B. Jendorff, Innenansichten des Instituts für Katholische Theologie des Fachbereichs Religionswissenschaften/Evangelische Theologie und Katholische Theologie und deren Didaktik der Justus-Liebig-Universität Gießen von 1971–1999, Gießen 2000. Hier finden sich alle Quellenbelege.
[12] Vgl. vor allem das 1972 formulierte Selbstverständnis des FB 07 und die analog gebauten Studienordnungen beider theologischer Institute für die Lehrämter, in: B. Jendorff, 56–58; 106–167.
[13] Vgl. B. Jendorff, Schulpraktika in Katholischer Reli-gion an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Ein Erfahrungsbericht, in: Religionspädagogische Beiträge 26/1990, 127–134; ders., Fachpraktikum Religion. Ein Leitfaden gegen den Praxisschock, München und Stuttgart 1994.
[14] Vgl. B. Pieroth, Die verfassungsrechtliche Zulässigkeit einer Öffnung des Religionsunterrichts, in: R. Göllner – B. Trocholepczy (Hg.), Religion in der Schule? Projekte–Programme–Perspektiven, Freiburg–Basel–Wien 1995, 222–237; R. Schlüter, Konfessioneller Religionsunterricht heute? Hintergründe–Kontroversen–Perspektiven, Darmstadt 2000.
[15] Vgl. Justus-Liebig-Universität Gießen. Der Präsident, Mitteilungen Jahrgang 2000, Nr. 3, 15. 10. 2000, 2. 10. 04 Nr.1, 1–6.
[16] Die für ein Lehramt Studierenden verteilten sich wie folgt auf die einzelnen Studiengänge: L1 W: 30 = 13,8 % – L1 D: 81 = 38,0 % – L2: 30 = 13,8 % – L3: 27 = 12,4 % – L5: 20 = 9,2 %.
[17] Vertragsentwurf (Stand 12. 9. 2000), in: Institut für Katholische Theologie, Ordner „Gf. Direktor, Schriftwechsel – BO Mainz, Komm. Kath. Bischöfe, Präsident, Uni Frankfurt u.a. zur Erhaltung des Instituts ab Oktober 2000".
[18] Ebd.
[19] Ebd.
[20] Ebd.
[21] Vereinbarungs-Synopse und Begleitschreiben des Gießener Präsidenten an den Geschäftsführenden Direktor vom 24. 10. 2000, in: Institut für Katholische Theologie, Ordner „Gf. Direktor, Schriftwechsel – BO Mainz, Komm. Kath. Bischöfe, Präsident, Uni Frankfurt u. a. zur Erhaltung des Instituts ab Oktober 2000".



Fritz Nies

Importbetrieb französische Literatur: Ein Jahrtausend Übersetzungen

Festvortrag zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Dietmar Rieger, Justus-Liebig-Universität Gießen, am 25. Oktober 2002

Unser Jubilar wurde im Lauf der Zeit deutlich klüger. Zum Beweis: Mitte der 60er Jahre ließ er mich abblitzen mit dem Wunsch, er solle einen Band für die von mir betreute Reihe übertragen. Fuhr er doch mitten im Pulk damaliger Romanisten, den die Vorstöße übersetzender Ausreißer noch kalt ließen.[1] Doch er hat längst zu dieser kleinen Spitzengruppe aufgeschlossen und darf sich heute als Etappensieger feiern lassen. Weniger rennsportlich gesagt: Schon vor Jahrzehnten zog er Konsequenzen aus seiner Erfahrung, dass „sprachliche Andersartigkeit"[2] die Literatur ganzer Epochen und Kulturen für eine überwältigende Mehrheit unerreichbar macht, wenn Übersetzungen sie nicht erschließen, und dass dies längst auch für den Objektbereich seines Faches gilt. Seitdem scheut er sich nicht, höchstselbst übersetzend Kärrnerarbeit zu leisten – mit Verdeutschungen mittelalterlicher Trobadors und Trouvères ebenso wie d'Annunzios. Und aus der Einsicht, dass auf den Karten romanistischer Entdeckungsreisen die Übersetzungsströme einen weithin unerforschten Kontinent befruchten, entstanden ein Buch und mehrere kleine Studien zur Übersetzungsgeschichte Bérangers in Deutschland und Italien.[3]

Folgen wir Riegers Spur und wagen eine Expedition ins Niemandsland unserer Forschungswelt. Beginn und Ziel der Zeitreise sollen zwei Epochen sein, die in der akademischen Biographie des Jubilars hohen Stellenwert hatten. Die Nichterfassung des dabei zu durchmessenden Raums gerade seitens deutscher Kartographen muss Buchmarkt-Kenner verblüffen. Denn so fachkonform sich Jung-Dietmar gab, so wenig kann sich der übersetzende Professor reifer Mannesjahre als Einzelgänger unseres Kulturraums fühlen: Die Bundesrepublik des späten 20. Jhs. war das nach Titelzahl weltweit führende Land für Literaturübertragung. Und dieser Spitzenrang fiel nicht vom Himmel: Schon im 18. Jh. stammte jeder zweite Titel des deutschen Marktes aus fremden Sprachen,[4] und eine sprichwörtliche „Lust am Übersetzen" prägte das „Jahrhundert Goethes"[5]. Nach dem Tod jener epochalen Leitgestalt – der wir nicht zufällig den Begriff ‚Weltliteratur' verdanken – betonten externe Beobachter weiterhin „kein Land übersetzt so viel wie Deutschland", in dem sie wahre „Übersetzungsfabriken" ausmachten.[6] Diese Hochkonjunktur deuten neueste französische Forschungen aus starkem kulturellem West-Ost-Gefälle und einer Mangellage: Die deutsche Literatur habe sich im 18. Jh. erst in ihrer „Bildungsphase" befunden, sei noch von „niederem Niveau" und unfähig gewesen, den Markt selbst ausreichend mit Qualitätsprodukten zu beschicken. Daher rühre auch die damalige Schüchternheit deutscher Übersetzer, die hohe Selbsteinschätzung ihrer französischen Kollegen.[7] Als Zusatzgrund des rechtsrheinischen Nachholbedarfs wird der verheerende Dreißigjährige Krieg des vorangegangenen Jahrhunderts benannt. Es muss hier offen bleiben, wieweit inländischen Altgermanisten oder Frühneuzeitlern eine These zusagt, die das Deutungsmuster der ‚verspäteten Nation' ausweitet zu dem einer ‚verspäteten Kultur'.

Doch zurück zur Gegenwart: Im weltweiten ‚Ranking' ist das heutige Frankreich vergleichsweise wenig offen für fremde Literaturerzeugnisse. Dies belegen nicht nur Statistiken der UNESCO. Und es zählt zu den Gemeinplätzen, die Wurzel solch geringer Empfänglichkeit für Geistesprodukte anderer Kulturen zu suchen im Grand Siècle einer Nationalliteratur, deren Modellcharakter im Europa der Folgeepoche lange unbestritten blieb. Französischem Selbstverständnis schien seitdem großzügiges Geben seliger denn Nehmen. War Frankreich also vier

Jahrhunderte lang nur Geberland, das anderen von seinem Überfluss abgab, aber selbst kaum nach literarischer Zufuhr verlangte? Kam der von meinem Titel evozierte Importbetrieb seitdem nie mehr in Schwung? Wie sah es aus vor den um klassische Spitzenprodukte errichteten Zollmauern, wie in den Frühphasen der Nationalliteratur? Stieg das literarische Importvolumen nach den langen Religionskriegen stark an, fiel es im klassischen Jahrhundert und in der Folgezeit ebenso klar ab? Äußert sich das hohe Selbstwertgefühl französischer Übersetzer erst im 18. Jh. und speziell gegenüber deutschen Zunftgenossen?
Die Literaturwissenschaft Frankreichs scheint zur Beantwortung solcher und verwandter Leitfragen kaum gerüstet. Zum einen gilt ihre Aufmerksamkeit – im gängigen Glauben an eine weit über das 18. Jh. hinausreichende europäische Hegemonie ihrer Nationalliteratur – primär deren Außenwirkung, kaum aber dem, was *ihr von* jenseits der Grenzen zuwuchs.[8] Zum anderen richten französische Forscher ihr Augenmerk meist auf eine einzige Epoche oder noch knappere Abschnitte, wenn nicht auf Einzelautoren. So halten sie manches Phänomen vorschnell für zeittypisch und verkennen Zeiten Übergreifendes. Bei dem hier gewählten umfassenden Zeitraum brauchen ihre Mikroanalysen Ergänzung durch die Fernsicht von außen – etwa jener teutonischen Romanisten, die sich weniger als hochspezialisierte Experten verstehen denn als forschende „Mädchen" wenn nicht „für alles", so doch für vieles.

Starten wir also zum festrednerischen Marathonlauf, mag auch das bibliographische Schuhwerk noch so löchrig sein. Einsatzpunkt des französischen Übersetzungswesens sei die Renaissance, *versichert* der namhafte Komparatist Chevrel.[9] Doch der älteste Text seiner Sprache ist zugleich die älteste Übersetzung und entstand ganze sechs Jahrhunderte vorher: die *Straßburger Eide*, ein zweisprachiger Vertrag zwischen den Königen Charles le Chauve und Ludwig dem Deutschen. Bei den frühesten in Frankreich verfassten rein volkssprachlichen Handschriften, die erhalten und um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert entstanden sind, handelt es sich um Übersetzungs-Manuskripte. Und das erste in Französisch gedruckte Buch war im 15. Jh. wieder eine Übersetzung. Solche Daten geben nur *einen* ersten Eindruck vom Gewicht, das der Übertragung aus anderen Idiomen schon im französischen Sprachraum des Mittelalters zukam. Denn über einen Gutteil der Epoche hin war die Anzahl von Übersetzungen deutlich größer als die jener Werke, die auf keine fremdsprachigen Vorlagen zurückgingen. Nicht von ungefähr ist das Wort *translater* seit dem *Cambridger Psalter* von 1120 belegt. Hatte doch, wie erwähnt, rege Übersetzungstätigkeit schon zu Jahrhundertbeginn eingesetzt, und bis zum Ende der Epoche sollte sich die Zahl uns bekannter Übertragungen auf mehrere Hundert belaufen.
Welche Texte waren es, von denen französische Versionen entstanden? Hier gilt es, Vorurteile auszuräumen. Nicht nur aus deutscher Sicht ist das Klischee verbreitet, vor dem reformatorischen Aufbruch des 16. Jhs. hätten keine volkssprachlichen Bibelfassungen existiert. Die Geschichte der französischen Prosa beginnt indes Anfang des 12. Jhs., mit Übersetzungen des Psalters; und bald danach folgten die weiterer Bücher des Alten oder Neuen Testaments oder der gesamten Bibel, ebenso diverser frühchristlicher Standardtexte. Als ebenso falsch erweist sich eine andere gängige Ansicht: der Kampf des Papsttums gegen heterodoxe Bibelübertragungen habe erst mit der Reformation eingesetzt: Er begann schon Anfang des 13. Jhs. in Metz und Lüttich, mit der Verbrennung von Übersetzungen, die aus dem Umkreis der Waldenser stammten.
Eine weit größere Anzahl von Übertragungen jedoch galt bereits jener nichtchristlichen Antike, deren Überlieferung das christliche Mittelalter nach verbreiteter *Ansicht* keinen Raum mehr ließ und die vorgeblich erst durch die Renaissance wiederbelebt werden sollte. Auch diese Einbürgerung antiker Texte setzte bereits um 1140 ein; und ab dem 13. Jh. folgte die einer staatlichen Reihe lateinisch schreibender Autoren, die deutlich über den Schulkanon späterer Zeiten hinausging. Auch manche griechischen Texte wurden Nichtgelehrten zugäng-

lich gemacht, und allein um Aristoteles bemühten sich vier verschiedene Übersetzer. Nur selten wurden allerdings griechische Originale direkt übersetzt, die meisten volkssprachlichen Versionen entstanden auf Grundlage lateinischer Transit-Texte. Ähnlich verfuhren die Übersetzer einiger Manuskripte aus anderen Sprachen. Sogar zwei Zwischenstadien durchliefen Aristoteles und Äsop (mit allen Folgerisiken potenzierter Mißverständnisse).

Der weitaus größte Übersetzungseifer galt einem reichlichen Hundert lateinischer Texte des Mittelalters selbst. Angesichts des hohen Zeitaufwands für Erstellung und Kopieren von Handschriften wie rudimentärer Verkehrsmittel ging natürlich, aus heutiger Sicht, deren Verbreitung ungemein langsam vonstatten. Es nimmt so nicht wunder, wenn im Normalfall zwischen Entstehung mittellateinischer Originale und ihrer Übertragung Jahrzehnte lagen oder gar ein Jahrhundert und mehr verstrich. Doch es gab Ausnahmen verblüffend rascher Umsetzung, wie die unverzüglich übertragene *Legenda aurea*. Einzelne Autoren schoben selbst volkssprachliche Fassungen ihrer lateinischen Originale nach, um deren Leserkreis zu erweitern. Die Fülle von Übertragungen mittellateinischer Texte demonstriert zweierlei: das seit dem 13. Jh. verstärkte Bemühen, über die Koine der Gelehrten hinaus für deren Wissen ein breites Publikum von Ungelehrten zu erschließen. Dann die Schwierigkeiten, denen selbst Angehörige der Gelehrtenwelt beim vollen Verständnis ihrer Standessprache begegneten (was auch für das Global English unsrer Tage gelten mag). Wurden doch viele Traktate übertragen, deren Inhalt außer Absolventen hoher Schulen kaum jemand verlockt haben dürfte.

Ihren Beitrag zur lexikalischen Anreicherung der Volkssprache erhoben Übersetzer des Mittelalters noch nicht zum Programm. Doch so wenig Aufhebens sie von ihm machten, so bedeutend dürfte dieser Beitrag gewesen sein. Dafür sprechen zahlreiche Indizien, die allerdings von der historischen Linguistik noch nicht systematisch erfasst wurden.

Wer gehörte der Mittlergilde an, die französische Sprache und Literatur in ihrer Frühphase so wesentlich bereicherte? Der anfangs hohe Anteil anonymer Übersetzungen nahm im Verlauf von vier Jahrhunderten kontinuierlich ab – ein klares Zeichen wachsenden Selbstbewusstseins. Unter den Übersetzern, von denen wir mehr als den Namen wissen, bildeten natürlich Kleriker die erdrückende Mehrheit. Sie beschränkten sich keineswegs auf religiöse Texte, sondern übertrugen auch Lehrbücher der Kriegs- und Regierungskunst und sonstiges höchst Weltliches. Angehörige diverser Erziehungsberufe und fürstliche Sekretäre bilden ebenfalls nennenswerte Gruppen. Obwohl der großen Mehrzahl von Autoren nur ein einziges Werk zugeordnet werden kann, kamen doch manche auf acht, zehn, gar fünfzehn Titel. Angesichts der langwierigen Handschriften-Erstellung und des Fehlens lexikographischer Hilfen spiegeln solche Zahlen ein imposantes übersetzerisches Lebenswerk und beachtliche Professionalität. Folgten doch die Produkte Vielbeschäftigter oft innerhalb weniger Jahre aufeinander, und für Jean de Vignay etwa scheint der Jahresrhythmus Norm gewesen zu sein. Dazu kommt, dass schon seit dem 12. Jh. unter den Übersetzern eine Reihe von Namen auftaucht, deren Träger heutzutage auch zu den namhaften Dichtern des Zeitalters zählen. Denn in einer Epoche, der die Ideologie einmaligen Schöpfertums fremd und freie Umformung von Vorgefundenem selbstverständlich, ja ein Gütesiegel war, gab es zwischen eher origineller dichterischer Hervorbringung und übersetzender Nachgestaltung weder Wesensunterschiede noch ein Reputationsgefälle.

Im Selbstverständnis der Epoche bedeutete Übersetzen primär Arbeit an der Form, und damit bereits Erfüllung ästhetischer Ansprüche. Nicht zufällig betonten Übersetzer als eine ihrer Hauptleistungen wieder und wieder die Überführung des Originals in gebundene Sprache. Was den Leistungsanteil betrifft, der in semantischer Umsetzung fremder Texte liegt, soll (einem verbreiteten Klischee zufolge) theoretische Reflexion erst mit der Renaissance eingesetzt haben. Doch viele Einzelstellen zeigen, dass einschlägige Gedanken dem Mittelalter durchaus vertraut waren. In einer Zeit, der die Glaubwürdigkeit von Geschriebenem als hohes

Gut galt, mündlich Tradiertes dagegen schnell in die Nähe von Unwahrheit rückte, bedeutete Übersetztsein eines Textes Beglaubigung seines Wahrheitsgehalts, basierte er doch auf einer der kostbaren schriftlichen Vorlagen. Entsprechend galt die Hauptsorge vieler Übersetzer der Zusicherung peinlichster Originaltreue. Dass diese nur schwer mit den Zwängen der Versdichtung in Einklang zu bringen war, wurde indes keineswegs übersehen. Dennoch gab es Stimmen, die zumindest bei Texten vorchristlicher Herkunft ein Kleben am Originalwortlaut für unpassend hielten und freiere, sinngemäße Übertragung forderten. Neben solchen bis heute fortwirkenden Ansätzen von Übersetzungstheorie existierten Frühformen der Kritik, vor allem an Vorgänger-Produkten.
Was die Meriten ihres Tuns angeht, betonten Übersetzer der Epoche gerne dessen Mühsal und das unabdingbare Arbeitsethos. Einen Gutteil ihres Selbstwertgefühls dürften sie jedoch dem Rang ihrer Auftraggeber verdankt haben, mit denen Bilddokumente sie in persönlichem Umgang zeigen: Kirchenfürsten und weltliche Herrscher, nicht zuletzt Damen des Adels und Hochadels. Als Adressaten übersetzter Texte wurden natürlich pauschal die des Lateinischen unkundigen Laien genannt, vor allem aber Nonnen und vornehme Damen. Was den Wirkungsradius volkssprachlicher Fassungen angeht, gibt die Anzahl bekannter Handschriften erste Anhaltspunkte: Hier brachten es manche Übertragungen auf stolze zwei oder gar drei Dutzend Exemplare. Und bekanntlich beschränkte sich der Rezipientenzirkel jeder Handschrift nicht auf einzelne Leser, wurde doch aus ihr oft in größerem Kreis vorgetragen.

Kommen wir zum 16. Jahrhundert:[10] Die Gesamtzahl der Übersetzungen stieg nun – grob geschätzt – auf reichlich eineinhalb Tausend, d. h. ein Mehrfaches dessen, was in sämtlichen voraufgegangenen Jahrhunderten entstanden war. Was die Herkunft der eingebürgerten Originale betrifft, ist gegenüber dem Mittelalter eine Schwerpunktverschiebung unverkennbar. Doch falsch wäre es, Renaissance-Klischees folgend zu glauben, die Übersetzer hätten sich radikal von den volkssprachlich längst greifbaren Schlüsseltexten der christlichen Tradition abgewandt, um sich voll der Wiederbelebung einer sinnenfroh-heidnischen Antike zu widmen. In dieser Epoche erbitterten Streitens um den Sinn des Gottesworts mühte man sich wieder und wieder um verbesserte Anverwandlung der Heiligen Schrift und der Kirchenväter; und nicht zufällig gehört die Mehrzahl solcher Übertragungen in jene zweite Jahrhunderthälfte, in der die Religionskriege vier Jahrzehnte lang das Land spalten sollten. Offenbar fiel gerade Übersetzern eine doppelte Schlüsselrolle zu: einmal im Theologenstreit um das rechte Verständnis der göttlichen Offenbarung wie der frühchristlichen Autoritäten, zum anderen beim Bemühen der streitenden Experten, jene breiten Schichten von Gläubigen zu gewinnen, denen die alten Sprachen verschlossen blieben. Kaum verwunderlich ist so, dass nicht wenige Übersetzer erneut zum Opfer von Zensur und Verfolgung wurden.
Die große Mehrzahl der Übertragungen allerdings diente nun – erwartbar – weiterer Anreicherung des volkssprachlichen Vorrats an Texten der nichtchristlichen Antike. Nichts könnte deutlicher machen, dass humanistische Gelehrte ihren Willen zur Wiedergeburt jener Hochkultur nicht auf den eigenen Zirkel beschränkt sehen wollten. Verwundern mögen, aus deutscher Sicht, die Anteile beider antiker Leitkulturen. Pflegte doch unser langlebiger (gern politisch-ideologisch ausgenutzter) Griechenkult späterer Zeit das geistige Erbe Griechenlands zu beanspruchen, Frankreich dagegen in einer – meist abschätzig bewerteten – Romnachfolge zu sehen. Das Übergewicht der Herkunftssprache Latein verschwindet jedoch schnell, zieht man französische Einbürgerungen von Texten nachantiken und christlichen Ursprungs ab. Falsch wäre allerdings zu meinen, Folge der erhöhten Griechenbegeisterung sei gewesen, dass sämtliche Übertragungen von Texten dieser Sprache nun direkt erfolgten. Übersetzungen aus dem Gelehrtenlatein hatten, mit rund einem Fünftel, weiter einen stattlichen Anteil am Gesamtaufkommen; und manche jener Titel zeigen, wie wenig auch jetzt das gesamte Gelehrtenmilieu seine gängige Verkehrsspra-

che beherrschte. Doch vor Abhandlungen dieses Milieus schoben sich nun, mit weit über einem Viertel aller Publikationen, Übertragungen aus jenen Volkssprachen, deren Produkte fortan mit den antiken Vorbildern in offenen Wettbewerb treten sollten: vor allem aus dem Italienischen, auch dem Spanischen, aber selten nur aus nichtromanischen Sprachen. Ausrichtung an der literarischen Aktualität blieb weiter die Ausnahme. Aber Dutzende von Texten wurden schon wenige Jahre nach Erscheinen des Originals übertragen, einzelne sogar noch im selben Jahr.

Das Übersetzen war nun ein wichtiger Bestandteil jener Ideologie gezielter Bereicherung, die dem eigenen Idiom Konkurrenzfähigkeit mit den hochentwickelten antiken Sprachen sichern sollte. Poetiken der Epoche gestanden diesem Thema breiten Raum zu. Sebillet erhob die Übersetzung gar zur Würde eines selbständigen und hochgeschätzten literarischen Genres. Manche Theoretiker zwar sprachen dem Original einen prinzipiell höheren Status zu als dessen Nachschöpfung. Doch findet sich schon die Ansicht, jede gute Übersetzung sei mehr wert als eine „mauvece invancion". Ein Gewährsmann hielt gar die Herstellung volkssprachlicher Fassungen für die beste Art, sich „der Nachwelt zu empfehlen". Durch all diese Argumente wurde das im Mittelalter gewachsene Selbstwertgefühl der Zunft weiter untermauert. Wie war faktisch deren soziales Profil beschaffen? Soweit wir Geburtsdaten kennen, lag das mittlere Einstiegsalter um die Mitte der Dreißiger, angesichts damaliger Lebenserwartung also in den reifen Mannesjahren. Übersetzen galt demnach mitnichten als bloße Fingerübung für spätere literarische Eigenproduktion. Kleriker bildeten weiterhin, wenn auch nicht so dominant wie im Mittelalter, die stärkste Fraktion. Weltliche Absolventen Hoher Schulen und Vertreter des Kleinadels schoben sich nun, neben den zuvor aktiven Gruppen, in den Vordergrund. Auch deren Status als Mitglieder der Bildungs- und Gesellschaftselite dürfte auf die Wertschätzung ihres übersetzerischen Tuns stark abgefärbt haben.

Hinsichtlich der zum jeweiligen Lebenswerk gehörenden Titelzahl verstärkt sich der Trend zur Professionalität. Die Gruppe der Einmal-Übersetzer schrumpft auf ein Drittel, die Titelzahl pro Übersetzer steigt. Gegenüber dem Mittelalter verdoppelt sie sich bei den Spitzenreitern auf dreißig Titel und mehr. Solche Größenordnungen würden, am Rand bemerkt, selbst heutzutage für vollbeschäftigte Spezialisten ein stattliches Œuvre darstellen. All dies hatte zur Folge, dass sich die Arbeitsgeschwindigkeit deutlich steigerte. Vieldutzendfach publizierten Übersetzer mehrere Übertragungen innerhalb von zwei Jahren oder sogar eines einzigen Jahres. Nicht wenige kamen auf drei, vier, gar fünf Titel pro Jahr. Unnötig zu betonen, dass sich mit solchen Leistungen selbst heute Berufsübersetzer mit all ihren modernen Hilfsmitteln keineswegs verstecken müssten. Auf mehrere Titel im Jahresverlauf brachte man es vor allem während der Übersetzungsschwemme, die mit den 1540er und 50er Jahren einsetzte. Dies lässt vermuten, ein Grund für die stark beschleunigte Arbeitsweise liege in der extrem verstärkten Nachfrage. Dafür waren nun – wenngleich fürstliche Mäzene weiter aktiv blieben – vor allem Verleger und Buchhändler als neuer, gewinnfixierter Typ von Auftraggebern verantwortlich, deren Reservoir sprachkundiger Mittler sich offenbar nicht konjunkturgerecht vergrößern ließ. Was läge näher, als dass Dutzende von Übersetzern unter solch neuem Zeitdruck den Ausweg fanden, bei ein und demselben Titel die Last mit Kollegen zu teilen? Vorerst muss offen bleiben, wie sich Zeitmangel und Arbeitsteilung auf Qualität wie Homogenität der Texte auswirkten. Auffällig ist ein weiteres Phänomen: Mit dem 16. Jh. beginnt in Frankreich die Blütezeit mehrsprachiger Wörterbücher. Wieweit deren Entstehung und ständige Verbesserung zu tun hat mit erhöhtem Bedarf von Übersetzern an Hilfsinstrumenten, würde nähere Prüfung lohnen.

Der Lebensraum einer stattlichen Gruppe von Literaturmitteln lag nun jenseits der französischen Grenzen. Nicht selten war ein Exil im Kontext der Religionswirren der Grund. Doch ganz allgemein wuchs, im Vergleich zum Mittelalter, der Drang zu Aufenthalten in fremden Sprach- und Kulturräumen. Dutzendfach hieß

das Zielland Italien, aus dem nicht selten die übertragenen *Originale stammten.* Fast zwei Drittel aller Übersetzer spezialisierten sich auf eine Ausgangssprache; die übrigen brachten es auf bis zu drei Idiome. Ob daran ein Mehr an Marktkonformität, Professionalität oder Dilettantentum ablesbar ist, wäre zu prüfen. Unverändert hoch blieb der Anteil, den noch heute berühmte Poeten und Literaten an der Einbürgerung fremder Texte hatten.

Was die Leserschaft eingebürgerter Werke angeht, ist sie bei der vervielfachten Zielgruppe gedruckter Bücher natürlich schwerer zu bestimmen als für Handschriften-Unikate des Mittelalters. Hinsichtlich der Breitenwirkung mögen ein paar Hinweise genügen: Nicht wenige Übersetzungen wurden mehrfach oder vielfach nachgedruckt. Manche brachten es in wenigen Jahrzehnten auf acht oder zwölf, Le Maçons *Decameron*-Fassung gar auf sechzehn Auflagen. Anschaulicher gesagt: sie waren ungleich beliebter als die originalsprachlichen Hauptwerke von Zeitgenossen wie Du Bellay oder Montaigne. Übertragungen Amyots von *Daphnis et Chloé* und Plutarchs *Vie des hommes illustres* wieder zeigten sich erstaunlich zeitresistent: Über das 19. Jh. hinweg bis zur Mitte des zwanzigsten dienten sie wieder und wieder als Basis von Neueditionen angesehener Publikumsverlage – ein Phänomen, für das Parallelen im deutschsprachigen Raum undenkbar wären.

Ziehen wir eine Zwischenbilanz: Das Zeitalter verstärkten Strebens nach nationaler Identität führte keineswegs zu literarischer Abschottung vor äußeren Einflüssen. Es lebte vielmehr vom Willen zur Bereicherung auch der Nichtgelehrten an allem, was Antike, europäisches Mittelalter und zeitgenössische Nachbarkulturen an Werten zu bieten hatten, und die Garanten jener Bereicherung standen in hohem Ansehen.

Prüfen wir nun, ob im nationalstolzen Grand Siècle die Zufuhr fremder Literatur und, als Folge daraus, die Wertschätzung ihrer Importeure abfiel.[11] In der Tat legen Schätzungen den Schluss nahe, dass die Gesamtzahl übersetzter Titel gegenüber dem 16. Jh. deutlich abnahm, aber weit davon entfernt war, bis zur Unerheblichkeit zu schrumpfen. Auf diesem Hintergrund konnten sich Urheber französischer Versionen – wohl mit Blick auf das vorangegangene Jahrhundert – nun entrüstet distanzieren von schludrigen Schnellprodukten. Zwar heißt es in Sorels *Francion* pauschal, das Übersetzen sei „chose très servile". Diese Verachtung, die offenbar Lohnarbeiten gilt, fällt allerdings kaum ins Gewicht angesichts vieler positiver Wertungen, die keineswegs in der Rubrik übersetzerisches Eigenlob zu verbuchen sind. Eine von Vaugelas stammende Neufassung des Quintus Curtius sei dem Original mehr als ebenbürtig, verkündet so Widerhold 1675. Er markiert damit einen Quantensprung der Bewertungsgeschichte; denn die Höherrangigkeit der französischen Fassung wird nicht mehr, wie im 16. Jh., im Vergleich zu einem schlechten Original konstatiert, sondern gegenüber einem angesehenen Vertreter jener Antike, die noch unlängst als unerreichbares Ideal galt. Damit avancieren Übersetzungen zum Vergleichsmaß, das die Überbietung der einstigen Vorbilder am besten nachweisbar macht.

Im Frankreich Ludwigs XIV., das den Vorrang vor dem antiken Rom anstrebte, gingen Übersetzungen aus dem *Griechischen* auffallend zurück, der Löwenanteil fiel nun an Autoren der römischen Antike. Nicht von ungefähr wurde in dominanten Bildungskonzepten für die Gesellschaftseliten (Oratorianer, Jesuiten, Port-Royal) dem Übersetzen, und zwar speziell von Werken der Römer, hoher Rang eingeräumt, obwohl ja jene Konzepte christlicher Motivation entsprangen. Dennoch galt fast die Hälfte aller Übertragungen eines Zeitraums, den die jansenistische Bewegung ebenso stark prägte wie der Widerruf des Edikts von Nantes, weiter Texten religiöser Thematik. Dazu passt, dass wieder ein höherer Teil des Gesamtaufkommens auf übersetzende Kleriker entfiel als im 16. Jh. Unter ihnen bildeten Jesuiten – eine der beiden führenden Gruppen im Jansenismusstreit – die stärkste Fraktion. Ein deutlicher Schwund gegenüber dem 16. Jh. fällt ins Auge bei Übersetzungen aus dem Gelehrtenlatein. Zu prüfen wäre, ob jener Schrumpfungsprozess daraus folgt, dass nun Gelehrte – nach

dem Beispiel von Descartes – verstärkt direkt in der Volkssprache publizierten, um die neue mondäne Gesellschaftselite der Honnêtes Gens (nicht zuletzt deren weibliche Mitglieder) zu erreichen.

Annähernd gleich bleibt der Anteil von Texten nachantiker Volkssprachen. Die Orientierung übersetzerischer Vorhaben an der literarischen Aktualität allerdings war, wie bei der zeittypischen Romfixiertheit erwartbar, schwächer als im voraufgegangenen Jahrhundert. Auch dessen sprachpolitisches Argument kam außer Gebrauch, literarische Importe trügen bei zur Bereicherung des eigenen Idioms. War man doch zunehmend überzeugt, dieses habe nun einen Stand der Vollkommenheit erreicht. Der Wunsch, ihn festzuschreiben, führte zur wohlbekannten Haltung strikten Neologismenverbots. Doch gegen die herrschende Ideologie verteidigten Übersetzungs-Experten ihr altes Vorrecht zumindest in Teilbereichen. Wussten sie doch, dass beim Einbürgern fremder Texte eine Nutzung entlehnter und neuer Ausdrücke unverzichtbar bleibt. Wie wenig sie sich daran hindern ließen, beweist eine stattliche Zahl von Vordatierungen gegenüber den Wörterbuch-Erstbelegen. Warnungen beschränkten sich auf übertriebenen Gebrauch von Modewörtern der „Gens de la Cour & du grand Monde", da solche Vokabeln bald wieder veraltet und unverständlich sein könnten.

Die Einsicht, allzu modische Sprachgebung könne das Veralten einer Übersetzung auslösen, gehört zu den Indizien für ein seit den 1660er Jahren verbreitetes Bewusstsein: Übersetzungen seien einem Alterungsprozess unterworfen, bedürften daher stetiger Erneuerung. Dieses Handicap wurde jedoch sofort ins Positive gewendet und zum Privileg erklärt: Einzig die Übersetzung könne laufend dem Zeitgeschmack angepasst werden und Spitzenwerke über die Jahrhunderte hin jung erhalten. Vieldutzendfach versprachen folglich Titel, vor allem der ‚klassischen' Periode, eine „traduction nouvelle" oder verwiesen mit ähnlichen Formeln auf ihren Neuheitswert. Sie galten vorwiegend antiken Autoren, aber auch Schlüsseltexten der christlichen Tradition oder der italienischen Renaissance.

Das viel strapazierte Bild vom Zeitalter der „Belles Infidèles" wird meist ausschließlich als Kritik an fehlender Originaltreue ausgelegt. Eine solch einseitige Sicht unterschlägt das schon im Mittelalter wohlvertraute Dilemma, dass absolute Worttreue Hässlichkeit gebiert, ebenso wie den nun deutlich gestiegenen ästhetischen Ehrgeiz übersetzerischen Wirkens. Er ist an einer Fülle von Symptomen ablesbar.

Zu ihnen gehört, dass zahlreiche Buchtitel – wieder verstärkt in der zweiten Jahrhunderthälfte – stolz eine Übersetzung in Versen ankündigten, selbst von religiösen Prosatexten oder dem Schelmenroman *Lazarillo de Tormes*. Schon diese Betonung der anspruchsvollen Versform signalisierte, ganz wie im Mittelalter, Zugehörigkeit zum engeren Bezirk der Dichtung. Aufgrund der „beauté de ces chefs-d'œuvre" wurden die Übertragungen eben jenes Perrot d'Ablancourt als modellhaft gerühmt, die später als Prototyp der Belles Infidèles in Verruf gerieten. Ein wiederholt gebrauchtes Schlüsselwort ästhetisierender Bewertung war „traduire élégamment". Andere Forderungen entsprachen Stilidealen jener die Jahrhunderthälfte dominierenden Ästhetik, die gleichermaßen Richtschnur originär französischer Texte waren: „grâce" und „naturel", „finesse" und „clarté", Vermeidung von „obscurité" und „amplification". Typisch klassische, auf Maß und Mäßigung zielende Ideale spiegelten sich auch in Stellungnahmen zum überzeitlichen Dilemma allen Übersetzens: wie man größtmögliche Treue wahren und doch sklavischen Nachvollzug des Originalwortlauts vermeiden könne. Verdammt werden hier „excès" und „extremitez", empfohlen „un milieu judicieux". Das wurde zum Freibrief für teils schon im Titel angepriesene Retuschen und Schnitte – aus Gründen der Moral wie der herrschenden Ästhetik. All dies besagte zweierlei: Übersetzen bedeutet zum einen, ohne Abstriche, Schaffen von Schöner Literatur; zum anderen kann, darf, ja soll man Originale verbessern und überbieten. Da ein Gutteil jener Originale der Antike entstammte, schlugen sich geschickte Übersetzer in der legendären Querelle des Anciens et des Modernes also auf Seiten der ‚Modernes'. Sie nutzten

jene das Jahrhundertende überdauernde Grundsatzdebatte der letzten Dezennien, um die Schlüsselrolle des eigenen Tuns im Epochen-Wettstreit ins rechte Licht zu rücken.
Die hier durchscheinende stolze Selbstgewissheit nährte sich auch aus weiteren Wurzeln. Schon 1651 war *La guerre des Suisses, traduite du premier livre des Commentaires de Jule César par Louis Dieudonné, roy de France* erschienen. Daran ist in unserem Kontext nebensächlich, dass Übersetzen zum Erziehungsplan des jungen Königs gehörte, oder welchen Anteil er faktisch an der Druckfassung hatte, oder dass er sich in Texten eines Feldherrn und Eroberers vertiefte, der längst Vorbild aller europäischen Herrscher war. Vielsagender scheint, dass man die Resultate seines Bemühens den Untertanen wie Europas Eliten vor Augen stellte als Hervorbringung, die des künftigen Sonnenkönigs würdig war. Wenig erstaunlich wirkt so, wenn die meisten Spitzenautoren seiner Zeit ihrem übersetzenden Jungmonarchen nachstrebten. Nicht zu überschätzen für den Ansehenszuwachs übersetzerischen Wirkens war schließlich jene Académie française, die sich schnell als Urteilsinstanz für Fragen der Sprachpflege wie der literarischen Wertung etablierte: Einer der ersten Vorträge bei den Wochentreffen jenes erlauchten Kreises war dem Übersetzen gewidmet. Und bis zum Jahrhundertende taten sich über vierzig Akademiemitglieder als Übersetzer hervor, manche zählten sogar zu den seltenen Vielübersetzern der Epoche. Symptomatisch für die hohe Bewertung ihrer Tätigkeit ist, dass sie und andere in Richelets *Dictionnaire* nicht als dienende Mittler, sondern als stolze Autoren firmierten und die durch sie Eingebürgerten in den zweiten Rang verdrängten.
Das mittlere Lebensalter beim Veröffentlichen der Erstübersetzung lag nun ein rundes Jahrzehnt höher als in der voraufgegangenen Epoche – eine auffallende Parallele zu der von Escarpit konstatierten Überalterung der klassischen Autorengeneration.[12] Andererseits fällt der Durchschnitt zum Lebenswerk eines Übersetzers gehörender Titel gegenüber dem 16. Jh. deutlich ab. Das verbreitete Sichbegnügen mit einem, maximal zwei übertragenen Titeln mag folgen teils aus dem erwähnten Spätstart, teils aus dem Niederschlag des klassischen Postulats sorgsamer Durchstilisierung, schließlich dem zunehmend wichtigen Honnêteté-Ideal. Galt doch den Honnêtes Gens als erstrebenswert, von mancherlei etwas zu verstehen, Professionalität aber als verächtliches Pedantentum. Dieser Trend zur dilettierenden Einmalübersetzung – trotz verbesserter lexikographischer Hilfsmittel – scheint standesneutral gewesen zu sein.
Was den Buchmarkterfolg angeht, erzielten Dutzende übersetzter Titel Mehrfachauflagen. Die 14 000 Exemplare von Lemaistre de Sacys Hymnen-Version waren nach nur 14 Monaten vergriffen. Übertragungen etwa Ariosts oder Quevedos entfalteten beträchtliche Breitenwirkung über die Billigbändchen der Bibliothèque bleue, nisteten sich also ein im Boden der sog. Volkskultur. Doch weit höher als Verkaufsrekorde ist der Ertrag des Übersetzergeschäfts für die Geistesgeschichte der Epoche anzusetzen. Die Wirkmacht, die etwa französischen Fassungen der Schriften Leonardo da Vincis oder Galileis für die Wissenschaft, die von Graciáns *Homme de Cour* für das Menschenbild der Hochklassik besaßen, lässt sich nur erahnen. Nicht von ungefähr entwickelte die mächtige Bewegung von Port-Royal ein eigenes Übersetzungskonzept. Die große ästhetisch-ideologische Querelle des Anciens et des Modernes in der hochklassischen Periode schließlich wäre undenkbar ohne die Übersetzungen von Boileau und Madame Dacier. Bilanzieren wir: Unabhängig von der Titelmenge waren Ansehen und Selbstwertgefühl der Übersetzer so hoch wie nie zuvor. Das Grand Siècle endete mitnichten an der Sprachgrenze; es wurde vielmehr zu einem großen Zeitalter auch der französischen Übersetzungsgeschichte.

Wie präsentiert sich diese in jenem 18. Jh., von dem lange europaweit ein kultureller Hegemonieanspruch akzeptiert wurde, den die vorausgegangene Blütezeit begründet hatte?[13] Entgegen der eingangs erwähnten These florierte der literarische Importbetrieb prächtiger als je. Die Frequenzkurve übersetzter Titel stieg (nach mäßigen Anfängen) in der zweiten Jahrhun-

derthälfte sprunghaft an und erreichte im vorrevolutionären Jahrzehnt ein nie da gewesenes Maximum. Dazu kam, im Vergleich zum Grand Siècle, ein neuartiges Phänomen: Die große Mehrzahl aller in diesem Halbjahrhundert übersetzten Originale stammte aus dem 18. Jh. selbst und spiegelt damit ein auffallendes Bestreben, gerade gegenwartsnahe Stimmen des Auslands vernehmbar zu machen. Genauer zu prüfen bleibt, wie eng solche damals beispiellose Offenheit und Aktualitätsnähe zusammenhing mit den politischen, sozialen, ideologischen Umwälzungen, die in den Folgedekaden das Land und dann ganz Europa erschüttern sollten. Denn nicht nur der Anteil von Übersetzungen aus den alten Sprachen schrumpfte um der Hälfte. Auch solche aus dem Italienischen und Spanischen – im 17. Jh. unter den nachantiken Volkssprachen noch führend – fielen zurück. An deren Stelle rückte nun vor allem das Englische, in der zweiten Jahrhunderthälfte gefolgt vom Deutschen, mit zusammen über der Hälfte aller übertragenen Titel. Eben diese beiden großen Sprachräume und Kulturkreise aber bildeten (im Hinblick auf religiöse, politische, wirtschaftliche Organisation) krasse Gegenmodelle zur französischen Gesellschaft, und deren Bekanntwerden beraubte diese ihrer unanfechtbaren Geltung. Nicht zufällig traten die namhaftesten Aufklärer als Übersetzer aus den nun führenden Ausgangssprachen hervor: Holbach, Meister und La Mettrie, Diderot, Voltaire, Rousseau und Formey – ebenso wie Dutzende von Protagonisten der Revolutionsjahre. Allein die Zahl jener Übersetzungen, deren Titel Wissensgewinn über England und sein schnellwachsendes Kolonialreich versprach, erreichte eine dreistellige Höhe. In diesem Kontext ist gewiss nicht belanglos, wenn von den Übersetzungen aus dem Englischen und Deutschen ein weit höherer Anteil jenseits der französischen Staatsgrenzen erschien als etwa bei Übertragungen aus den alten Sprachen. Grund dafür mag oft gewesen sein, dass es sich um brisante geistige Konterbande handelte, deren innerfranzösische Publikation zu gewagt schien. Die Gewissheit ihrer aufklärerischen Schlüsselrolle dürfte das Selbstwertgefühl der betreffenden Übersetzer beträchtlich gesteigert haben. Weit augenfälliger noch wird die hohe Wertschätzung und Faszinationskraft von Übersetzungen durch ein Phänomen, das – zumindest als Massenerscheinung – typisch war für das 18. Jahrhundert: Die Zahl französischer Originale, die als Übersetzung aus existenten oder erfundenen Sprachen firmierten, hat eine dreistellige Größenordnung. Und bei weitem nicht immer verbarg sich unter solcher Etikettierung, wie in den *Lettres Persanes*, eine gesellschaftskritische Absicht. Oft war es pure Spekulation auf die Beliebtheit all dessen, was von jenseits der französischen Sprachgrenzen zu kommen schien.

Diese Popularität spiegelt sich auch darin, dass zwischen einem Drittel und der Hälfte echter oder vorgeblicher Übersetzungen aus neueren Sprachen die Nennung eines Autor- oder Übersetzernamens auf dem Titelblatt für überflüssig hielt. Um Leser anzulocken, setzte man also häufig nicht auf die Qualitätsgarantie bekannter Schriftsteller, sondern einzig auf den Titel und die in ihm enthaltene Verheißung „traduit de l'anglais" oder „de l'allemand". Unnötig zu betonen, dass auf solchem Nährboden die Spielarten der selbstbewussten „traduction libre" und überbietenden „imitation", der stark überformenden Anpassung an den eigenen Nationalgeschmack, vor allem im Bereich der Belletristik gediehen. Diese Praxis hatte sich ja bereits im Grand Siècle weithin durchgesetzt und war dort in Para- und Metatexten begründet worden. Doch damals kam es noch selten vor, dass die Freiheit des Übertragungsmodus vom Titelblatt apodiktisch als Qualitätsmerkmal angepriesen wurde, wie dies nun in einigen hundert Fällen geschah. Neben all den erwähnten Faktoren trieb ein Anspruch, den keines der früheren Jahrhunderte anzumelden gewagt hätte, die Selbsteinschätzung der Übersetzerzunft auf einen auch künftig unüberbietbaren Gipfelpunkt. Im Vorwort seiner Haller- Übersetzung von 1772 betonte etwa Seigneux de Correvon «heureusement la langue française est devenue presque universelle, en sorte qu'un ouvrage rendu en français se trouve à l'usage de l'Europe entière, & pour ainsi dire de tous le hommes».

Unterbrechen wir damit unsere neun Jahrhunderte umfassende Bewegungsstudie im Zeitraffer. Kehren wir zurück zu den Ausgangsfragen: Es hat sich gezeigt, dass die Wurzeln für das mäßige Interesse des heutigen Frankreich an der Literaturproduktion fremder Sprachräume, für seine literarische Selbstgenügsamkeit nicht hinabreichen in die Tiefen seiner tausendjährigen Geschichte. Sie sind wohl in den letzten beiden Jahrhunderten zu suchen und werden hoffentlich von Dietmar Riegers Schülern bald freigelegt. Eine nennenswerte Übersetzertätigkeit begann auch keineswegs erst mit der Rainaissance. Ebenso wenig nahm sie durch die Religionskriege ab oder wuchs nach ihnen an, weil ein Nachholbedarf zu befriedigen gewesen wäre. Sie kam auch nicht zum Erliegen in jenem Grand Siècle, das nach französischer Selbstdeutung die Blütezeit einer Nationalliteratur brachte, die von anderen nichts mehr zu lernen hatte. Und das literarische Importvolumen verzeichnete einen imposanten Zuwachs gerade in jener Folgeepoche, in der ganz Europa das französische Selbstbild lange übernehmen sollte.

Das hohe Selbstwertgefühl französischer Übersetzer schließlich war nicht nur unabhängig vom Bewusstsein der Existenz armer Verwandter jenseits des Rheins. Es entstand auch mitnichten erst im Aufklärungszeitalter, sondern war das Produkt einer vielhundertjährigen Entwicklung. Dieser Prozess gipfelte im klassischen Jahrhundert im unverhüllten Anspruch auf Verbesserung und Überbietung jedweden Originals. Es war ein Anrecht, das man herleitete aus einer allgemeinen kulturellen Führungsrolle, für die das 18. Jh. nur weitere Begründungen beisteuerte. Alles in allem arbeitete also der Importbetrieb französische Literatur, was seine Spediteure und Kunden anlangt, überraschend rentabel. Demgemäß zeichnet sich, bis zum heutigen Tag, ein klares West-Ost-Gefälle im Selbstgefühl von Übersetzern ab. Hierzulande lassen sie sich anstandslos als „Stiefkinder der Literatur" oder gar „die ärmsten aller Schweine" einstufen,[14] obwohl ihnen doch – vom Titelanteil an der Buchproduktion her – eine weit wichtigere Funktion zufällt als ihren westlichen Kollegen. Entsprechend sehen sie sich selbst „im Hamsterrad" schlecht bezahlter Massenfertigung statt als kunstverständige Veredler fremder Rohstoffe wie der eigenen Literatur.

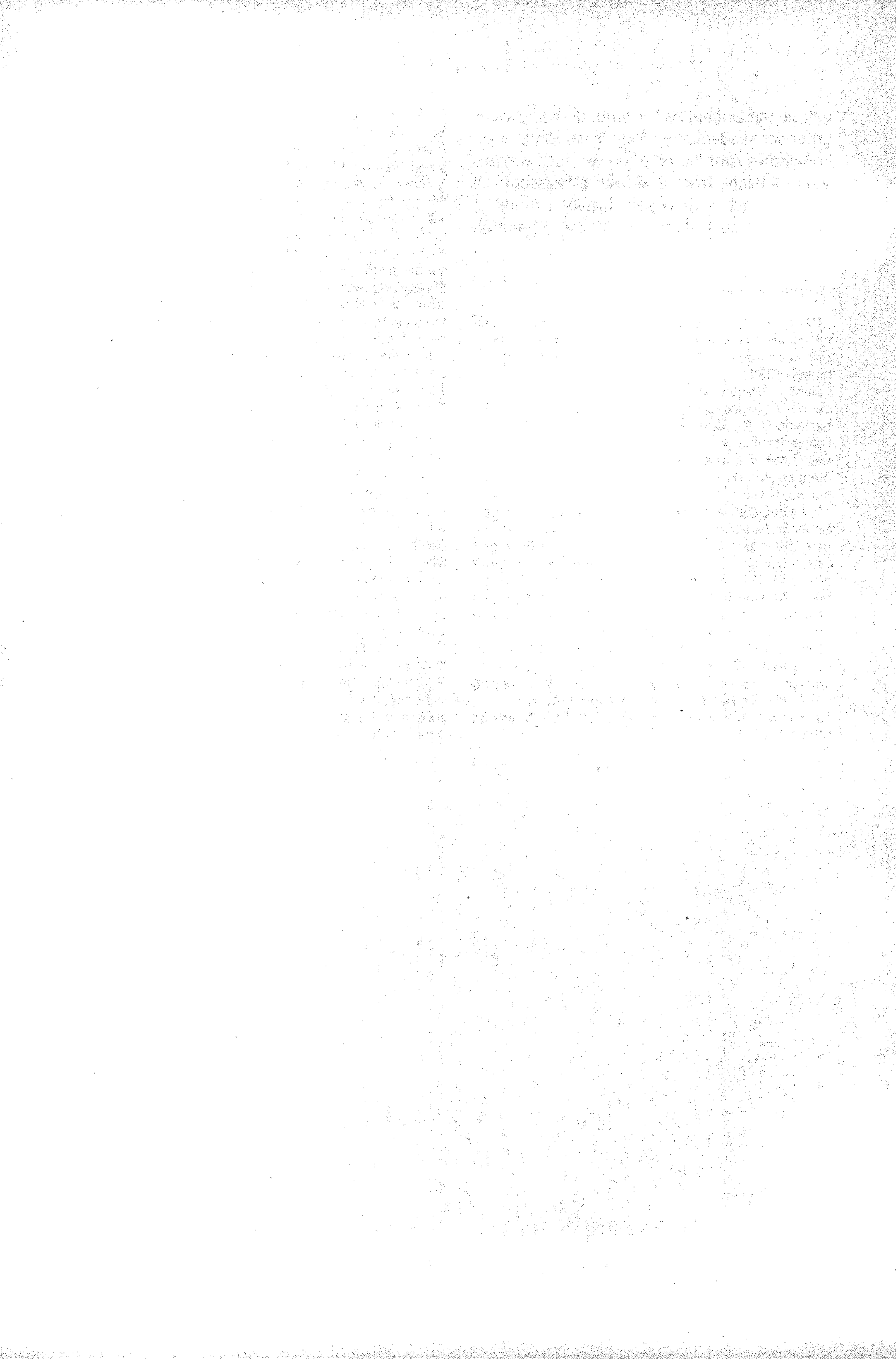
In Frankreich dagegen scheint noch immer ein Abglanz einstigen Ruhms aufzuleuchten. Belegen wir dies durch das Verhalten einer Gruppe, die in der heutigen Festversammlung gut vertreten ist und hierzulande noch hohe gesellschaftliche Reputation genießen soll: die Professoren und Hochschuldozenten. Romanisten des deutschsprachigen Raums zum Beispiel werden nur im Ausnahmefall (meist verschämt) als Übersetzer tätig,[15] seltener noch fühlen sich Kollegen geisteswissenschaftlicher Nachbarfächer zu diesem Mittleramt berufen. Der Prozentsatz übersetzender französischer Germanisten ist mehr als doppelt so hoch wie der ihrer romanistischen Schwesterdisziplin, und sie verzeichnen diesen Teil ihrer Publikationstätigkeit stolz in Fachrepertorien. Und nicht wenige etablierte Philosophen Frankreichs wie Vertreter anderer Flächer tun es ihnen gleich.

Dies mag hinreichen, um die Verschiedenheit übersetzerischer Praxis wie Wertschätzung beidseits des Rheins aufzuzeigen. Sie gründet in unterschiedlichen Erinnerungskulturen, die genauere Erforschung verdienen. Wo ließe sich derlei besser durchführen als an Ihrer Universität, deren Jungforscher im „europäischen Kontext" zu arbeiten gewohnt sind? Wo anders als in Gießen, dessen einstiger Ordinarius Jauß die Geisteswissenschaften als wesensmäßig „grenzüberschreitend" definierte, darf man offene Ohren erwarten für den Hinweis, dass Übersetzen beginnt mit Ausdeuten, dem zentralen Auftrag (nicht nur) hermeneutischer Wissenschaften? So bleibt zweierlei zu wünschen: In einer Zeit, die weltweite „interkulturelle Kommunikation" zum Leitbegriff deklariert hat, möchten Rieger-Schüler und andere ihrem Meister nacheifern – im kontrastiven Erkunden von Übersetzungsgeschichte und Gesetzen transnationaler Rezeption, ihrer historisch gewachsenen Ideologeme und Theorien; aber auch jener praktischen Mittlertätigkeit, der für Belletristik wie Geisteswissenschaft schnell wachsende, künftig vielleicht zentrale Bedeutung zukommt. In Frankreich jedenfalls gilt und

galt sie seit langem als Leistung, die keineswegs unter der akademischen Würde ist, sondern ein königliches Amt. So erhoffen wir auch von unserem Jubilar – frisch und festlich-festschriftlich gekrönt, sechzig und kein bisschen müde –, neue Taten als Anführer auf beiden Kampffeldern!

Anmerkungen

[1] Dazu Nies: Verschämte Verdeutscher. Hochschulromanisten als Literaturübersetzer. In R. Baum u.a. (Hg.): *Lingua et Traditio.* Festschrift für H. H. Christmann, Tübingen 1994.
[2] Siehe D. Rieger: *Mittelalterliche Lyrik Frankreichs I: Lieder der Trobadors.* Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von D. R., Stuttgart, 1980, Einleitung 10 f. – Zum Folgenden ib. und Id.: *Mittelalterliche Lyrik Frankreichs II: Lieder der Trouvères.* Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von D. R., Stuttgart, 1983; Id.: Gabriele d'Annunzio, O Giovinezza ..., *Italienisch* 37, 1997, 72–74.
[3] D. Rieger: *Die Nachtigall mit der Adlersklaue: Bérangers Lieder in deutschen Übersetzungen (1822–1904),* Tübingen 1993; Id.: „Viva la libertà!" Italienische Béranger-Übersetzungen im Zeichen des Risorgimento, *Italienische Studien* 14, 1993; Id.: «J'ai pris goût à la République». Zur Übersetzungsgeschichte eines Bérangerschen Chansons im Vormärz. In: V. Roloff (Hg.): *Übersetzungen und ihre Geschichte,* Tübingen, 1994, 11–40.
[4] Siehe dazu R. Nohr: Von Amberg bis Zweibrücken ..., in H.-J. Lüsebrink/R. Reichardt: *Kulturtransfer im Epochenumbruch. Frankreich–Deutschland 1770–1815,* Leipzig 1997, 361 und die dort Anm. 1 genannte Literatur.
[5] Titel einer Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs Marbach 1982.
[6] Siehe dazu etwa N. Bachleitner: „Übersetzungsfabriken". Das deutsche Übersetzungswesen in der ersten Hälfte des 19. Jhs., *Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 14/1, 1989, 1–49.
[7] Siehe zu alledem und zum Folgenden Geneviève Roche: *Les traductions-relais en Allemagne au XVIIIe siècle,* CNRS-Editions, Paris 2001, 63, 67, 73.
[8] Dazu Nies: La mer à boire? Conclusion et perspectives, *Revue d'Histoire littéraire de la France* 97, 1997 [numéro spécial „Les traductions – un patrimoine littéraire?], 449.
[9] Belegnachweise zu Chevrel 1988 und zum folgenden Abschnitt siehe Nies: Im Anfang war das Übersetzen. Zur Interkulturalität der entstehenden französischen Nationalliteratur, *Romanistische Zs. für Literaturgeschichte* (im Druck).
[10] Einzelnachweise zum folgenden Abschnitt siehe Nies: Das Land der Griechen in Italien suchend, *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 111, 2001, 249–259.
[11] Einzelnachweise zum folgenden Abschnitt siehe Nies: Geschäft des Königs, Dichters, Hungerleiders – Übersetzen im Grand Siècle, *Germanisch-Romanische Monatsschrift* (im Druck).
[12] Robert Escarpit: *Sociologie de la littérature,* Paris 1958.
[13] Einzelnachweise zum folgenden Abschnitt siehe Nies: «L'Allemagne a succédé à la gloire de l'Italie ...», in A. Dautel/G. Volz (Hg.): *Horizons inattendus. Mélanges J.-P. Barbe,* Tübingen 1999; Nies: Versuch am untauglichen Objekt? Enquete zu Übersetzungen und Übersetzen aus dem Italienischen im Frankreich der Lumières, in A. Bandau u. a. (Hg.): *Korrespondenzen. Literarische Imagination und kultureller Dialog in der Romania,* Tübingen 2000, 271–281.
[14] Zitate A. Roßmann, *Mannheimer Morgen* 1979; G. Dotzauer, Der Tagesspiegel 26. 1. 2001.
[15] Siehe dazu Nies (wie Anm. 1) 713. – Zum Folgenden siehe Nies (Hg.): *Spiel ohne Grenzen? Zum deutsch-französischen Transfer in den Geistes- und Sozialwissenschaften,* Tübingen 2002, passim.



Hans-Peter Ziemek, Jürgen Mayer

Das Schüler-Labor Biologie der Universität Gießen – ein Kooperationsprojekt zwischen Universität und Schule

Das Schüler-Labor und seine Entwicklung

Am 10. April 2002 wurde das erste Schüler-Labor an der Universität Gießen eröffnet. In einem Laborraum im Institut für Biologiedidaktik der Justus-Liebig-Universität können Schülergruppen, Lehrer und Lehramtsstudenten zu verschiedenen Themenbereichen der Biologie Beobachtungen und Untersuchungen durchführen. Die Besucher des Labors sollen an interessanten biologischen Phänomenen ihr naturwissenschaftliches Denken und Handeln erproben und dabei über die Fragestellung und Hypothesenformulierung alle weiteren Schritte des wissenschaftlichen Arbeitens im Biologieunterricht bis zur Auswertung, Deutung und Diskussion der Ergebnisse erarbeiten.
Wie entstand nun die Idee zur Einrichtung des Labors ?

Folgerungen aus der PISA-Studie

In der Diskussion um das schlechte Abschneiden deutscher Schülerinnen und Schüler bei der PISA-Studie wurden auch die Defizite in der naturwissenschaftlichen Grundbildung deutlich. Obwohl dieser Themenschwerpunkt erst bei der dritten Erhebungswelle 2006 genauer untersucht wird, wird schon jetzt eine intensive Diskussion um die Konsequenzen für den naturwissenschaftlichen Unterricht geführt[1].
Die PISA-Studie geht dabei vom Konzept einer naturwissenschaftlichen Grundbildung *(Scientific Literacy)* aus. Danach sollen Menschen durch ihre (naturwissenschaftliche) Schulausbildung auf der Grundlage naturwissenschaftlichen Wissens gültige Schlussfolgerungen ziehen und Hypothesen entwickeln, um Phänomene der natürlichen Umwelt und ihrer Veränderung, die durch menschliches Handeln herbeigeführt werden, zu verstehen oder Entscheidungen bezüglich dieser zu erleichtern[2]. Diesem Prozessaspekt der naturwissenschaftlichen Bildung wird aber in deutschen Curricula bisher im Vergleich zu Fachinhalten weniger Bedeutung zugemessen.
Gefordert sind daher grundlegende Forschungsdaten zu Denk- und Arbeitsstrukturen von Schülern, aber auch kurzfristig sinnvolle und praktikable Handreichungen für Studierende und Lehrkräfte.
Aus diesen Überlegungen entstand die Planung für das Gießener Schüler-Labor. Die Idee des Universitätslabors für Schüler ist dabei nicht neu. Eine Reihe von deutschen Universitäten und Fachhochschulen hat entsprechende Einrichtungen gegründet oder beabsichtigt deren Einrichtung (z. B. Mainz, Göttingen, Berlin, Lübeck). Allerdings steht bei diesen Schülerlabors die Vermittlung von modernsten Forschungsmethoden an zumeist Oberstufenschüler im Mittelpunkt.
Die Gießener Einrichtung geht bei der Konzeptidee einen anderen Weg. Die Arbeit der Schüler im Labor ist Teil der Unterrichtsforschung der Arbeitsgruppe „Wissenschaftliche Arbeitsweisen im Biologie-Unterricht". Die Denk- und Arbeitsformen der Schülergruppen werden mit Video-Kameras dokumentiert und ihre Herangehensweise an wissenschaftliche Phänomene analysiert.
Bei der Arbeit der Gruppen geht es daher neben den fachlichen Ergebnissen besonders um die Art der Herangehensweise der Schüler an die gestellte Problematik. Die Schüler werden dazu im Labor nicht mit vorgefertigten Experimenten konfrontiert, die sie „nachkochen" sollen. Stattdessen beobachten sie Naturphänomene, die sie zuerst nur möglichst detailliert wahrnehmen sollen. Anschließend werden sie im Rahmen des Konzeptes eines forschenden



Abb. 1: Das Schüler-Labor Biologie im Institut Biologiedidaktik der Justus-Liebig-Universität

Unterrichtes[3] bei den weiteren Schritten des wissenschaftlichen Problemlösens begleitet. Über die Fragestellung werden Hypothesen entwickelt, Versuchsplanungen erstellt, Versuche durchgeführt, ausgewertet und diskutiert. Außerdem lernen die Schüler, ihre Ergebnisse anderen Menschen vorzustellen.

Die Bilanz des Schüler-Labors 2002

Schulklassen/Schülerprojekte. Im Jahr 2002 haben 12 Schulklassen/Schülergruppen Projekte in Zusammenarbeit mit dem Schüler-Labor durchgeführt. Es handelte sich dabei um Grundschul-, Mittelstufen- und Oberstufenklassen. Jede Klasse besuchte das Labor für einen oder mehrere Projekttage. Anschließend führten die Klassen eigenständig das Projekt in der Schule weiter. Hierzu stellt das Schüler-Labor Material leihweise zur Verfügung. Die Dauer der Gesamtprojekte liegt zwischen sechs Wochen und einem halben Jahr. Aus Gießen kamen bisher Gruppen von der Liebig-Schule, der Ricarda-Huch-Schule und der Herderschule. Aus dem Lahn-Dill-Kreis kamen Gruppen von der Goetheschule und der Eichendorff-Schule in Wetzlar und von der Wilhelm-von-Oranien-Schule in Dillenburg. Weiterhin gab es Kooperationen mit Schulen aus Butzbach und Friedberg.

Projekte von Schülergruppen/Einzelschülern. Das Schüler-Labor bietet interessierten Schülern die Möglichkeit zur Durchführung von Facharbeiten zu einem bestimmten Thema. Für die Forschungsgruppe bietet sich hier die einmalige Gelegenheit, den Prozess einer wissenschaftlichen Arbeit von Jugendlichen zu begleiten und zu dokumentieren.
Zwei Gruppen mit jeweils drei Schülern der Klassenstufe 11 von der Ricarda-Huch-Schule (Gießen) haben 2002 mit Arbeiten zur Einreichung bei „Jugend forscht" begonnen. Eine Schülerin der Klasse 6 beteiligte sich mit einer Arbeit am Jugendförderpreis der Deutschen Cichliden Gesellschaft und errang den 1. Preis.

Außerdem wurde die Arbeit bei „Schüler experimentieren" vorgestellt und errang zwei Preise. Die Schüler arbeiten entweder regelmäßig im Labor oder leihen entsprechendes Material aus. Der Fortgang der Arbeiten wird von Studenten begleitet und von der Arbeitsgruppe evaluiert.

Lehrerfortbildung. In Folge der erfolgreichen Kooperationen mit Schulklassen entstand in den Kollegien der betreffenden Schulen der Wunsch nach Fortbildungsangeboten der Arbeitsgruppe des Institutes für Biologiedidaktik. Inzwischen wurden drei, teilweise mehrtägige Fortbildungen durchgeführt. Außerdem wurde die Arbeitsweise des Labors bei pädagogischen Tagen verschiedener Schulen der Region vorgestellt. Hier zeigt sich der Wunsch von Lehrern, mit Hochschulen zusammenzuarbeiten. Dies entspricht Forderungen der Kultusministerien zur Reform der Lehramtsausbildung. Lehrer sollen in Zukunft während ihrer Berufspraxis immer wieder an die Universität zur Weiterbildung zurückkehren.

Universitäre Lehre. Im Rahmen der Ausbildung von Lehramtsstudenten wird die praktische Arbeit im Schüler-Labor erprobt, bevor Schülergruppen mit den Projekten konfrontiert werden. Außerdem betreuen Studenten Schülergruppen im Schüler-Labor und lernen die Arbeitsweise von Schülern kennen. Für die Studenten eröffnet sich auf diese Weise schon früh im Studium eine Möglichkeit zur Unterrichtspraxis, und sie erlernen außerdem eine andere Art des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, die auch praxisnah von aktuellen Forschungsergebnissen abgeleitet wird.

Forschung. In Zusammenarbeit mit dem Medienzentrum der JLU werden Schüler der im Labor arbeitenden Klassen/Gruppen in Kleingruppen videographiert, während sie ein Naturphänomen beobachten. Zusätzlich werden mittels eines Fragebogens die epistemologischen Überzeugungen der Schüler erhoben.
Die Schüler werden mit der Beobachtung einer Gruppe von Schneckenbarschen in einem Aquarium konfrontiert. Das tatsächliche Verhalten der Tiere wird ebenfalls protokolliert, um es mit den Aussagen der jeweiligen Schülergruppe vergleichen zu können. Die Daten werden quantitativ und qualitativ ausgewertet. Vorläufige Ergebnisse zeigen, dass sich eine Typologie epistemologischer Überzeugungen bei Schülern differenzieren lässt und dass sich diese Typen mit der Art der individuellen Herangehensweise an wissenschaftliche Fragestellungen zusätzlich charakterisieren lassen.

Examensarbeiten. In Kooperation mit dem Schüler-Labor wurden bisher insgesamt fünf Staatsexamensarbeiten angefertigt. Dabei erarbeiten die Examenskandidaten neue Stationen für das Schüler-Labor und erproben sie mit Schülergruppen. Zwei Arbeiten im Schüler-Labor wurden von Referendaren in Zusammenarbeit mit dem Studienseminar Gießen durchgeführt.

Die Module des Schüler-Labors

Als erstes Modul wurde eine verhaltensbiologische Beobachtungsstation eingerichtet. Das Thema Verhaltensbiologie bot sich für eine ergebnisoffene Bearbeitung im Rahmen eines forschenden Unterrichtes an. Die Verhaltensbiologie bietet ein Gerüst an Methoden und Denkstrukturen, aber auch eine Fülle noch ungelöster Forschungsfragen, die ohne apparativen Aufwand bearbeitbar sind.

Das Modul Buntbarschlabor

Ausgewählt wurden für die Beobachtung im Schüler-Labor einige Arten der Buntbarsche (Cichlidae). Die Auswahl der Cichliden als zu bearbeitende Artengruppe war dabei kein Zufall. Die in fast allen subtropischen und tropischen Gebieten vorkommenden Buntbarsche sind mit ihren über 1000 Arten Musterfälle für Mechanismen der Evolution, der Ökologie und der Verhaltensbiologie. Viele Erkenntnisse der modernen Biologie wurden und werden durch Arbeiten über Vertreter dieser Arten gewonnen.
Die Auswahl der Arten im Buntbarschlabor erfolgt dabei nach ihrer Eignung für die Bearbei-



Abb. 2: Schülerinnen der Klasse 9 beobachten Schneckenbarsche im Fernsehstudio des Medienzentrums der Justus-Liebig-Universität

tung verhaltensbiologischer Fragestellungen und ihrer „Stressfestigkeit" gegenüber den manchmal etwas ungestümen Besuchern.
Auf alle Fälle sollen „klassische" Untersuchungen vergangener Jahrzehnte ausgewertet und wiederholt werden und zu Unrecht in Vergessenheit geratene Arten wieder in die Haltungs- und Unterrichtspraxis eingeführt werden.
Folgende Projekte sind dabei inzwischen entwickelt worden oder befinden sich in der Entwicklung:
1. Ergebnisoffene Erforschung des Sozialverhaltens von Schneckenbarschen (Neolamprologus ocellatus, N. multifasciatus) durch Schülerinnen und Schüler verschiedener Altersstufen[4].
2. Quantitative Erfassung des Gruppenverhaltens und der Paarbindung beim Zebrabuntbarsch (Cryptoheros nigrofasciatus) als Beispiel verhaltensbiologischer Methodik[5].
3. Ethogramm biparentaler Maulbrüter unterschiedlicher Gattungen der Cichlidae als Beitrag zum Themenbereich „Evolution" im Biologieunterricht.
Für die Zukunft ist die Entwicklung weiterer Module geplant. In der Erprobung befinden sich die Module „Ökologie und Verhalten von Vögeln" und „Der Salinenkrebs Artemia salina – Ansätze zur Erforschung der Lebensweise eines Organismus".

Ausblick

Die Arbeit des Schüler-Labors ist auf mehrere Jahre angelegt und soll Teil eines umfassenden Netzwerkes des FB 08 der Justus-Liebig-Universität und Schulen der Region sein. Schülern und Lehrern soll auf verschiedenen Ebenen die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit der Hochschule gegeben werden, während Studenten und Hochschullehrer das Praxisfeld Schule besser kennen lernen.
So bleibt zu hoffen, dass Schüler-Labore zu einer selbstverständlichen Einrichtung der Justus-Liebig-Universität Gießen und anderer deutscher Hochschulen werden.
Die positive Resonanz der Schulen zeigt die Bedeutung der Öffnung der Universität gerade gegenüber Schulen.

Kontakt zum Schüler-Labor Biologie

Anfragen zum „Schüler-Labor Biologie" (auch Anmeldungen von Schulklassen oder Lehrer-

gruppen) bitte an folgende Adresse richten: Dr. Hans-Peter Ziemek (D 355625), Institut für Biologiedidaktik, Karl-Glöckner-Str. 21c, 35394 Gießen, Telefon 06 41/9 93 55 04, E-Mail: hans.p.ziemek@didaktik.bio.uni-giessen.de
Weiterführende Informationen (auch ausführliche Literaturhinweise) bietet die Homepage des Institutes und die Homepage des Schüler-Labors (www.schuelerlabor-biologie.de).

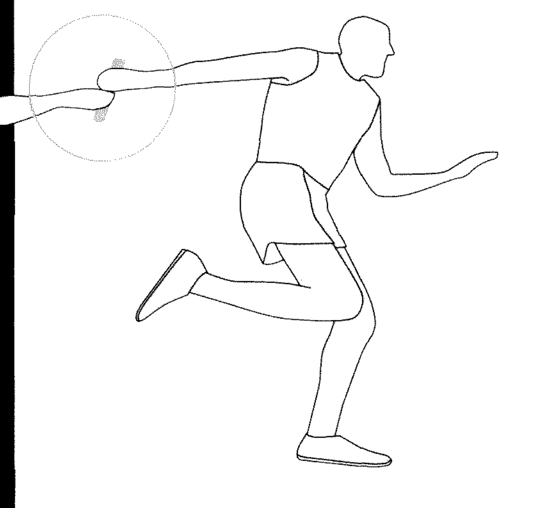
Anmerkungen

1. Vergleiche hierzu Mayer, J. (2002): „Biologieunterricht nach PISA", in: Unterrichtsentwicklung nach PISA, Stuttgart, S. 79–94
2. Definition der OECD in Mayer, J. (2001): Wissenschaftliche Arbeitsweisen im Biologieunterricht, (unveröff. Manuskript)
3. Vgl. H. Schmidkunz/H. Lindemann, (1995) Das Forschend-Entwickelnde Unterrichtsverfahren, Magdeburg
4. Vgl. L. Staeck/W. Staeck (1991): Verhaltensbeobachtungen an Schneckenbuntbarschen, Praxis der Naturwissenschaften (Biologie), 5 (40): 26–33
5. Vgl. hierzu Ziemek, H.-P. (2002): „Drum prüfe, wer sich ewig bindet – Die Erforschung des Konzeptes der Paarbindung bei Buntbarschen als verhaltensbiologisches Praktikum", DATZ 56 (3), Stuttgart; ders.: „Die Paarbindung bei Buntbarschen – ein Workshop für Schüler zur Einführung in verhaltensbiologische Forschung", Mathematisch-Naturwissenschaftlicher Unterricht (MNU), Troisdorf (im Druck).

Veritas

FluidSystems SealingSystems MouldingSystems

Verbundenheit spielt bei uns eine zentrale Rolle.



Seit über vier Generationen geht bei uns eines Hand in Hand: Erfolg und die Menschen aus Gelnhausen und Umgebung. Gemeinsam haben wir Veritas zum Inbegriff von Wachstum, Arbeit und Sicherheit gemacht. Aus dieser tiefen Verbundenheit mit der Region engagiert sich die Veritas in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens.

Unser Denken und Handeln ist dabei stets geprägt von Verantwortung gegenüber den Menschen und der Umwelt. Denn schließlich möchten wir nicht nur zufrieden zurückblicken, sondern auch in Zukunft viel bewegen in unserer Region.

www.veritas-ag.de

Leistung für die Mobilität der Zukunft

Lothar Beinke

Peer-groups und ihr Einfluss auf die Berufsentscheidung Jugendlicher

Vorbereitung auf die Arbeitswelt fordert Berücksichtigung der Produktionsbedingungen

Bei dem Übergang der Schülerinnen und Schüler von der Schule in den Beruf stehen sie vor großen Problemen. Sie sind entstanden durch die Dynamik der ökonomisch-technischen Entwicklungen, die oft durch Kurzformen wie: Globalisierung und Computerisierung gekennzeichnet werden.

Für die Lösung dieser Probleme stehen und standen den Jugendlichen das Elternhaus, die Berufsberatung und – mit Abstand – die Schule als klassische, traditionelle Informationsquellen zur Verfügung. Neue Tendenzen zeigen, dass auch die peer-groups an Einfluss auf die Beratungsprozesse gewinnen. Deren anwachsende Wirksamkeit mag bereits implizit eine Kritik an den traditionellen Informanten sein. Warum erscheint den Schülern die Situation fremd, bedrohlich? Gerhard Schulze[1] erkennt die soziale Komplexität der gegenwärtigen Gesellschaft als irritierend für die Jugendlichen. Sie lähme sie in der Entscheidungsfähigkeit. Die traditionellen Informationsagenten reichen nicht mehr aus. Die Komplexität der Gesellschaft ist jedoch – wie negativ sie immer wirkt – irreversibel. Ist die Hinwendung der Jugendlichen zu den Gruppen Gleichaltriger ein Lösungsansatz, den Druck der Komplexität zu lösen oder doch zu mildern? Zunächst noch ein Versuch, die gegebenen Verhältnisse der Gesellschaft zu dieser Problematik zu analysieren.

Die informellen Organisationsformen der Freizeit wirken auch direkt auf die Strukturierung und Kommunikation der beruflichen und vorberuflichen Aktivitäten und Entscheidungen. Daraus kann man erwarten, dass die Kontakte der Jugendlichen untereinander in peer-groups eine zunehmend sich fester bildende Form annehmen, in der sich Freizeit und arbeitsorientierte Zeit zusammenfinden. Die engen Sozialbeziehungen in einer peer-group, die verstärkt mit Erlebnisansprüchen besetzt sind, sind dann übertragen auf den Bereich der Jugendlichen, in denen sie sich mit Berufsorientierung beschäftigen. Nicht nur die institutionellen Orientierungshilfen wie die Berufsberatung, die Schule und letztlich auch das Elternhaus werden in Anspruch genommen, sondern auch kollektive Orientierungshilfen, wie sie in den peer-groups möglich sind. Die können hier ihre Wirksamkeit entfalten.[2] In diesem Prozess suchen die Mitglieder von peer-groups stabilisierende Handlungsstrategien in Anlehnung an kollektiv eingefahrene Muster und Wiederholungen alltagsästhetischer Traditionsbildung. Die so gefundenen Muster vermögen die vorhandene Unsicherheit zu überwinden, d. h. die Unübersichtlichkeit der erweiterten Möglichkeitsräume kann durch Wiederaufnahme von Traditionsformen gemindert werden.[3] In den peer-groups erscheint das möglich, was Schulze als die Vereinfachung der Wirklichkeit bezeichnet, denn „gelegentliche Irrtümer bei halbwegs akzeptabler Trefferquote sind allemal jener Desorientierung vorzuziehen, die unvermeidlich wäre, wollte man soziale Komplexität in vollem Umfang zulassen". Das Bedürfnis nach Ordnung und „Vereinfachung wird in Wirklichkeitsmodellen umgesetzt".[4] Die Eigenständigkeit, die die Jugendlichen einfordern, indem sie die Berufsentscheidung insbesondere als ihre Selbstentscheidung interpretieren, wird durch die Mitwirkung der Gruppe wieder zu einer Suche nach Gleichartigkeit. Schulze nennt das „uniforme Ungleichartigkeit". Das ist eine Funktionsbeschreibung von peer-groups. Damit in diesen Gruppenbildungen sich die Kommunikationswege zur Schaffung der Funktionsausübung entwickeln können, bilden sie spezifische Strukturen aus.

Der Begriff *„peer-groups"* – oder in der deutschen Fassung *Gruppen Gleichaltriger* – wurde von mir hier bisher nur sehr vage gebraucht.

Allgemein erscheint er den Begriff *„Freundesgruppen"* zu ersetzen. Das reicht keinesfalls aus, wenn man die strukturellen Verfassungen solcher Gruppen auf bestimmte Übernahme von Funktionen im Sozialisationsprozess berücksichtigen will, von denen man annimmt, dass sie neben oder an der Stelle bisheriger Sozialisationsagenten wie Familie, Schule, Nachbarschaft oder Vereine treten. Die Wirksamkeit ihrer sozialisierenden Kraft hängt sowohl von ihren Intentionen, ihren Möglichkeiten, die durch ihren Organisationsgrad mitbestimmt werden, ihrer Dauer, ihren Partnerschaften bzw. Gegnerschaften zu den traditionellen Sozialisationsagenten ab. Das gilt besonders für die Zielrichtung der peer-group-Wirkung auf die Berufsfindung. Die bisherigen Einflüsse auf Mode, Kultur, Sport, Freizeit und auch Sexualität waren in dem Anspruch für die Berufsorientierung charakteristische und notwendige Fern- und Dauerwirkung wenig bedeutend. Das zeigen insbesondere die durch die oben genannten Felder geprägten Jugendszenen und -kulturen. Mit der Thematisierung der Berufswünsche in den Gruppen Gleichaltriger fällt diese Befristung des Einflusses auf den Zeitraum des Jugendlichseins. Berufsorientierung ist vielmehr definierbar als ein auf Lebensarbeitszeit wirkender Vorgang.

Um größere Klarheit zu erreichen, werde ich im nächsten Schritt als Ausgangspunkt weiterer Überlegungen die Forschungssituation zu dieser Thematik vorstellen.

Der Einfluss der peers ist in der Jugendforschung – wenn sie überhaupt Gegenstand eigenständiger Forschung waren – stets thematisch begrenzt durchgeführt worden. Ganz wesentlich standen dabei Freizeitverhalten und Sexualbeziehungen zur Diskussion. Das Verhalten der Jugendlichen zu gegenseitigen Informationen über Berufsthemen wurde noch nicht Gegenstand eigener Forschung. Dass die Jugendlichen im Übergang von der Schule in den Beruf vor Problemen stehen, die sich von den bisherigen Übergängen unterscheiden, wurde eingangs erwähnt. Diese Probleme sollen im Folgenden genannt werden, um das Feld umreißen zu können, in dem die peer-groups heute mitwirken. Das gilt natürlich unter weitgehender Beibehaltung der bisher von peer-groups ausgefüllten Funktionen.

Allgemein über den Einfluss der Jugendlichen untereinander ließ sich bisher feststellen, dass in der Schule generell ein erster Prozess der sozialen und psychosozialen Ablösung von elterlichen und familialen Bindungen stattfindet, der begleitet wird durch den Aufbau eigener Lebens- und Berufsvorstellungen sowie von Versuchen eigener Lebensgestaltung. In dieser Phase brauchen die Jugendlichen sowohl Möglichkeiten einer unabhängigen Lebensgestaltung und -erprobung als auch weitere psychosoziale Unterstützung durch die Eltern.

Der Einfluss der Altersgruppen auf die Motivation, die Einstellungen und Verhaltensweisen wie auch Perspektiven liegt insbesondere daran, dass sie emotionale Sicherheit verschaffen, insofern den Eltern ähnliche Aufgaben übernehmen. Daraus resultiert eine emotionale Abstützung der Mitglieder gegenüber anderen Ansprüchen.

Was aber sind peer-groups?

Hildegard Mogge-Grotjahn[5] bezeichnet als peer-groups von Jugendlichen selbstgewählte Bezugsgruppen, an deren normativen Maßstäben und Verhaltenserwartungen die Gruppenmitglieder sich orientieren. Sie verweist auf die gängige Begriffsdefinition in der Jugendsoziologie, die unter peer-group Gruppen Gleichaltriger versteht. Diese Gruppen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie eine große Bedeutung für den Prozess der Ablösung Jugendlicher von der Herkunftsfamilie und die Entwicklung ihrer eigenen Identität haben.

Anthony Giddens[6] sieht peer-Gruppen dann gegeben, wenn sich Kinder in ungefähr demselben Alter zusammenfinden. Deren Zusammenfinden beruht nach Giddens dann auf Freundschaft. Der Begriff bei Giddens ist enger gefasst, wenn er sagt, dass „zwischen den Mitgliedern einer bestimmten Altersgruppe im allgemeinen enge und freundschaftliche Bindungen (bestehen), die sich ein Leben lang erhalten."[7]

Bei Jilesen[8] ist die „Gleichaltrigengruppe" der Oberbegriff. Darunter wird unterschieden in

Freundschaften, informelle Gruppen und Organisationen und Vereine. Jugendfreundschaften beziehen ihre besondere Bedeutung aus der Verunsicherung der Jugendlichen. Die schulischen Freundschaften basieren hauptsächlich auf gemeinsamen Interessen und Tätigkeiten oder auch auf zufälligen Gegebenheiten wie gemeinsamer Schulweg und die soziale Schichtzugehörigkeit.[9] Die informellen Gruppen sind etymologisch bestimmt als Gruppe Gleicher und Ebenbürtiger. Das besondere Merkmal von peer-Gruppen ist die Unabhängigkeit von Erwachsenen und das Unbeaufsichtigtsein im Übergang von der Kindheit zur Jugend. Die Schulen seien ein besonderer Existenzort für solche Gruppen.

Schiffer sieht in den Gruppen Jugendlicher einen großen Zwang zur Uniformität.[10] Die Funktion jugendlicher Gruppen und Gruppierungen liegt nach ihm vor allem im Erwerb sozialer Kenntnisse. Der Jugendliche erprobe die verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten im Umgang mit Kameraden, lerne, sich in die Gruppenarbeit einzufügen und erfahre als Reaktion auf sein Verhalten die verschiedenen Möglichkeiten sozialer Kontrolle, von der Belohnung und Anerkennung bis zur Meidung und Bestrafung. Er wird in Bereiche der Gesamtkultur eingeführt, die ihm bisher fremd waren. Damit bietet die Jugendgruppe wichtige Sozialisationsfunktionen. Die vermittelten sozialen Kenntnisse benötigt der Jugendliche für die Bewältigung von Anforderungen der neu auf ihn zukommenden Sozialbereiche.

Das Deutsche Jugendinstitut hat Fallanalysen[11] durchgeführt. Herausgestellt wurden die Einflüsse der peer-groups auf die Berufswahl. Von vier referierten Fällen haben drei Bezüge zu Freunden gehabt, die mitentscheidend waren bei ihrer Berufswahl. Drei der Fälle hatten bemerkenswert weitgehende Festlegungen für ihren Ausbildungsplatz getroffen. Das wird auch deutlich bei der Wahl des Ausbildungsbetriebes.

Bei den befragten Jugendlichen[12] in der Schule lässt sich generell ein erster Prozess der sozialen und psycho-sozialen Ablösung von elterlichen und familialen Bindungen feststellen, begleitet durch den Aufbau eigener Lebens- und Berufsvorstellungen, sowie von Versuchen eigener Lebensgestaltung zu Hause, sowie auch im Zusammenhang mit ihrer Altersgruppe.[13] In dieser Phase brauchen die Jugendlichen sowohl Möglichkeiten einer unabhängigen Lebensgestaltung und -erprobung als auch weitere psycho-soziale Unterstützung durch die Eltern. Die Einstellung und Erwartung gegenüber ihren Eltern im Hinblick auf die Schule ist auf Unabhängigkeit, Unterstützung und Verständnis gerichtet. Der besondere Einfluss in Gleichaltrigengruppen wird nach dieser Darstellung bei denjenigen Schülern gesehen, denen der übliche Wert der Erlangung des Erwachsenenstatus über den Erwerb schulischer Zertifikate als Voraussetzung für bestimmte berufliche Ziele verwehrt geblieben sei.[14]

Nach Sadei-Biermann sind die Freunde und Bekannten die nächstwichtige Instanz in der Bedeutung berufsinformierender oder berufsentscheidender Hilfen.

Für unsere Auswertung der Daten verstehen wir unter Primärgruppen oder Kleingruppen oder peer-groups jeweils eine Anzahl von ungefähr gleichaltrigen Personen, die in einem gegebenen Zeitraum häufiger als andere miteinander interagieren und deren Interaktionen unmittelbar, d.h. ohne Zwischenglieder möglich sind. In der Studie über „Elterneinfluss auf die Berufswahl" konnten wir feststellen, dass Elternhaus, Berufsberatung und in leicht zunehmender, aber unterrepräsentierter Ausprägung die Schule als die traditionell wichtigsten Informationsquellen wirken. In Gesprächen mit Lehrern und Berufsberatern – auch zunehmend in wissenschaftlichen Diskussionen – gelten jedoch auch die peer-groups als ein in steigendem Maße relevanter Faktor in der Berufsorientierung, d.h. dass ergänzend oder ersetzend die gleichaltrigen Jugendlichen untereinander Informationsaustausche zur Stabilisierung der individuellen Informationssicherheit über Berufe vornehmen, dass damit eine Kritik an den traditionellen Berufsinformanten wächst und insbesondere, dass die peer-groups mit ihren eher als diffus einzuschätzenden Informationen zunehmend Gewicht erlangen. Daheim[15] hatte noch den Einfluss der peer-group so gering eingeschätzt, dass er zu vernachlässigen

sei. Er ginge in die gleiche Richtung wie der der Eltern. Doch diese Einschätzung darf eher als leichtfertig eingeschätzt werden. Daheim bezieht sich auf Jaide, der aber keine empirischen Belege für seine Behauptung anführt. Dass Jaide den Begriff der „Prägung" im Zusammenhang mit beruflicher Orientierung gebraucht, hätte Daheim allein schon stutzig machen müssen. Da das Angebot von Schule und Elternhaus und Berufsberatung offenbar als nicht ausreichend empfunden wird, denn mit der Gruppe gleichaltriger Jugendlicher tritt faktisch eine weitere „Berufsberatungsinstanz" auf, gilt es zu fragen, welche Funktionen peer-groups haben, was sie in die Lage versetzt, Aspekte der Berufsorientierung – im gegenseitigen Austausch zu erfüllen.

Was zeigen nun die vorliegenden Daten über den Einfluss der peer-groups in Bezug auf die Informationsgewinnung für berufswahlrelevante Entscheidungen?

Der Einfluss dieser Gruppen auf die Motivation, die Einstellungen und Verhaltensweisen und Perspektiven liegt insbesondere daran, dass sie emotionale Sicherheit verschaffen, insofern den Eltern ähnliche Aufgaben übernehmen.[16] Daraus resultiert eine emotionale Abstützung der Mitglieder gegenüber anderen Ansprüchen, und hieraus entwickelt sich die Motivation für die Bildung und Ausgestaltung von Gruppen und für das Engagement der Mitglieder an der Zugehörigkeit zu den Gruppen. Ihre Wirkung auf die Entwicklung berufsbezogener Wertvorstellungen und Orientierungen im Sozialisationsprozess kann die vorberufliche Sozialisation des Nachwuchses durch die Familie entwerten, ergänzen oder konterkarieren. So weit mir bekannt, liegen exakte Zahlen darüber nicht vor. Man kann lediglich die in den Freizeitbereichen feststellbare Cliquenbildung Jugendlicher auch als Indiz dafür nehmen, dass in allen Bereichen Jugendgruppen zunehmend Interpretationsaufgaben darüber übernehmen, wie diese für sich in einem Prozess der Selbstreflexion ihre Entscheidungen abstimmen, vorbereiten und durchführen.

Vor diesem Kenntnisstand soll zunächst einmal versucht werden, Ergebnisse über den Einfluss von peer-groups herauszufiltern, um eine Basis herzustellen, auf der grundsätzlicher, detaillierter und differenzierter der Einfluss von peer-groups in unserem Fall auf die Berufswahl stattfindet.

Bei der gegebenen Datenlage kann man die Hypothese wagen, dass der Einfluss der peer-groups zwar nicht unbedeutend, aber auch nicht entscheidend ist (oder sein könnte), er aber dann größer wird, wenn andere Beratungsinstanzen entweder versagen oder noch nicht berücksichtigt werden konnten, und umgekehrt deutlich zurückgehen, wenn im Prozess der Berufsorientierung die professionellen Beratungsinstanzen wie Schule und Berufsberatung aktiv werden. Unter den Items aus dem veröffentlichten Forschungsbericht zum Elterneinfluss auf die Berufswahl[17], mit denen (bei Mehrfachnennungen) die wichtigsten Informanten für die Berufsorientierung genannt wurden, waren fast ausnahmslos die Eltern, die Berufsinformationszentren und die Betriebspraktika mit Spitzennennungen belegt worden.[18] Die Freunde und Mitschüler rangierten im Mittelfeld, so in Baden-Württemberg mit 26,0% auf Rang 3, in Nordrhein-Westfalen mit 21,5% auf Rang 5, in Niedersachsen mit 17,7% auf Rang 6 und in Hessen mit 18,0% auf Rang 5, in Berlin differieren je nach den Stadtteilen Platz 4 oder 5.

Stärker als bei bisherigen Befragungen, wo der peer-group-Einfluss nicht direkt Forschungsgegenstand war, erscheint der Einfluss der Freunde in dem Pretest für die gegenwärtig laufende Befragung in 8. Schuljahren der Bundesländer Niedersachsen, Rheinland-Pfalz, Hessen, Berlin und Baden-Württemberg gleich groß wie derjenige der Eltern. Dabei fällt auf, dass die Jugendlichen untereinander wenig direkt über den Beruf sprechen. Dabei sind die Mädchen zurückhaltender als die Jungen. Dennoch waren implizit Berufsinhalte Gegenstand der Unterhaltungen. Ein großer Anteil – 82,5% – bejahten die Frage, dass bei Entscheidungen die Meinung der Freunde wichtig sei. Die Hälfte der Probanden bestätigt, dass sie Anregungen/Tipps über Berufe von den Freunden erhal-

ten haben. Implizit, z.T. auch explizit nennt ein Drittel aller befragten Jugendlichen, dass Berufe in den Gesprächen thematisiert wurden. Allerdings kennen knapp die Hälfte der Jugendlichen die Berufswünsche der Freunde nicht, und bei nur jedem Sechsten ist der Berufswunsch mit einem der Freunde identisch.

Während Elternhaus und Berufsberatung – kaum die Schule – als wichtigste traditionelle Informationsquellen für die Berufswahl gelten, kann man aus den vorliegenden Untersuchungen vermuten, dass ergänzend oder ersetzend die gleichaltrigen Jugendlichen untereinander Informationsaustausche zur Stabilisierung der individuellen Informationssicherheit ihrer Berufe vornehmen. Das wäre mit der feststellbaren zunehmenden Tendenz eine Kritik an den traditionellen Berufsinformanten. Es ist außerdem sicherlich auch eine Reaktion auf veränderte Strukturen und Funktionsweisen in der Industriegesellschaft und auch auf veränderte Auffassungen über Familie, die einem Desintegrationsprozess zu unterliegen scheint.

In dem Pretest zur Erfassung der peer-group-Einflüsse hatten wir nach den Inhalten der in diesen Gruppen geführten Gespräche gefragt.[19] Wir haben bei der Auswertung differenziert nach Gesprächen über den Beruf oder über andere Themen (ohne den Beruf einzuschließen). 37,5% der Jugendlichen, die in diesem Pretest befragt wurden, hatten mit ihren Freunden in den Gesprächen auch berufliche Themen behandelt. In der nachfolgenden Frage nach den Gesprächsinhalten, die mit Themen der beruflichen Zukunft zusammenhingen (als „berufliche Zukunft", so hatten wir den Itemset aufgebaut, konnte auch „Geld" verstanden werden; die Intensität der Beschäftigung mit der beruflichen Zukunft wurde nicht bewertet), nannten die Befragten im Pretest 57,5%, dass sie sich mit Fragen der Berufswahl in diesen Gesprächen mit Freunden beschäftigt haben. 50% der Schülerinnen und Schüler sehen die Eltern als wichtige Informanten an. 82,5% schätzen die Freunde als wichtig ein. Wir haben dann noch einmal an dieser Stelle im Pretest eine Nacherhebung mit einer anderen Klasse vorgenommen. Darin schätzten 73,2% die Eltern und 36,8% die Freunde als wichtig ein. Hier ist also ein für die Jugendlichen sehr ambivalenter Informationsbereich angesprochen. Deshalb ist gerade an dieser Stelle das Ergebnis aus der Hauptuntersuchung sehr wichtig. In dem Pretest in der Nachbefragung konnten wir – mit dem Nachteil der sehr kleinen Gruppe – auch eine Hierarchie der für die Jugendlichen wichtigen Personen oder Institutionen feststellen. Auch hier erscheint mit 78,9% das Praktikum als wichtigste Informationsquelle, während der Berufsberater mit 68,4% und das BIZ mit 63,2% die nächsten Plätze belegen vor den Eltern mit 52,6%. Ein Ergebnis, das im Wesentlichen (mit Ausnahme der Berufsberater aber zutreffend bei den Lehrern 5,3% positiv) eigentlich die bisher bekannten Einschätzungen zu diesem Sachverhalt bestätigen. Die Fragestellung war hier so strukturiert, dass in jedem Falle ein wertender Vergleich mit der Wichtigkeit der Freunde gezogen werden konnte. Nach dieser Auswertung rangieren die Freunde zu dieser Thematik unmittelbar nach den traditionell bekannten positiven Informationsinstanzen.

Wir fassen zusammen:

Zur Klärung der Einflüsse der peer-groups auf die Berufswahl neben den Einflüssen der Berufsberatung, der Schule und des Elternhauses konnten wir nur zu einem heuristischen Ergebnis kommen. Aus diesem sind für weiterreichende Forschungen Hypothesen zu entwickeln, zu operationalisieren und zu überprüfen. Wir erwarten daraus genauere Auskünfte über die Zusammenhänge zwischen Berufswahlentscheidung und peer-group, die auch die aus unseren Daten nicht erklärbaren Regionalunterschiede erklären müssten. Bei der Diskussion um Einflüsse auf den Prozess Jugendlicher in der Berufswahl haben wir bisher festgestellt, dass Elternhaus, Berufsberatung und in leicht zunehmender, aber unterrepräsentierter Ausprägung die Schule als die traditionell wichtigsten Informationsquellen wirken. Wir vermuten, dass ergänzend oder ersetzend die gleichaltrigen Jugendlichen untereinander Informationsaustausche zur Stabilisierung der individuellen Informationssicherheit über Berufe vornehmen. Das könnte als Kritik an den tra-

ditionellen Berufsinformanten interpretiert werden. Es könnte aber auch eine Reaktion sein auf veränderte Strukturen und Funktionszuweisungen in der Industriegesellschaft und auch auf veränderte Auffassungen über Familie. Wenn M. Grotjahn Recht hat, müsste der Einfluss der Eltern zu Gunsten der peer-groups zurückgehen, es müsste zu Konflikten kommen. Diesen Trend bestätigen unsere Daten nicht. Eher, dass die Aktivitäten einen unverbindlichen Charakter haben (Jilesen), denn der Einfluss scheint stark zu schwanken und von anderen Variablen abhängig zu sein (ähnlich S. Biermann). Eine Ergänzung zum Elterneinfluss, wie Schiffer sie sieht, könnte vorhanden sein, müsste jedoch exakter geprüft werden. Der Behauptung, dass der Einfluss der peer-groups nur gering sei (Daheim), steht der doch wachsende Trend, den wir allerdings aus unseren Daten nur vermuten können, entgegen.

Anmerkungen

[1] Vgl. Schulze, Gerhard, Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/New York 6. Auflage 1996, S. 226
[2] Vgl. ebd., S. 62
[3] Vgl. ebd., S. 71 f.
[4] Ebd., S. 226
[5] Mogge-Grotjahn, Hildegard, Soziologie, eine Einführung für soziale Berufe, Freiburg 1996, S. 189
[6] Giddens, Anthony, Soziologie, Graz-Wien 1995, S. 85 f.
[7] Ebd.
[8] Jilesen, M., Soziologie, 4. Aufl. 1989, Köln/München
[9] Ebd., S. 307
[10] Schiffer, Jürg, Zentrale Probleme der Jugendsoziologie, Bern und Stuttgart 1972, S. 109 f.
[11] Vgl. Jugend und Arbeit (Hg.), Jugendliche beim Einstieg in das Arbeitsleben, München 1990, Hermann Rademacker, Berufseinstiege, Fallbeispiele aus München, S. 185–216
[12] Sardei-Biermann, Sabine, Jugendliche zwischen Schule und Arbeitswelt, München 1984, Deutsches Jugendinstitut
[13] Ebd., S. 39
[14] Ebd., S. 152
[15] vgl. Daheim, Hansjürgen, Der Beruf in der modernen Gesellschaft, Köln 1967, S. 101 f., zit. bei Klaus Beck, Bedingungsfaktoren der Berufsentscheidung, Bad Heilbrunn 1976, S. 114
[16] Es ist Daheim insofern zuzustimmen, dass die peer-groups elternähnliche Aufgaben übernehmen. Doch sie dürfen gerade deshalb nicht vernachlässigt werden, weil keineswegs damit schon bewiesen wäre, dass sie in Art und Stärke den Elternwirkungen identisch wären. Ihre Wirkung kann durchaus mit den Elterneinflüssen konfligieren, die familiäre Sozialisation stören.
[17] Die hier wiedergegebenen Zahlen sind umgerechnet aus dem Band Lothar Beinke, Familie und Berufswahl, Bad Honnef 2002, S. 229 f.
[18] Eine Ausnahme bildet das Land Baden-Württemberg, das Betriebspraktika nicht obligatorisch eingeführt hat, sondern mit der Orientierung in Berufsfeldern (OiB) arbeitet. Das mag ein Grund dafür sein, dass hier sowohl die peer-groups als auch die Schriften der Berufsberatung einen höheren Stellenwert eingeräumt bekamen.
[19] Frage 12: „Wenn wir Gespräche führen, unterhalten wir uns über Zukunft, Familie, Beruf, Eltern, Sport."

Thea Altaras

Die jüdischen Gemeinden in Gießen

In den zurückliegenden mehr als 650 Jahren hat sich die Gründung einer jüdischen Gemeinde in Gießen mehrmals wiederholt; die Ursachen dafür werden hier im Zusammenhang mit anderen deutschen Juden und dem Schicksal ihrer Gemeinden gesehen.

Vom 9. Jahrhundert bis zur Ersterwähnung der Gießener Juden

Spätestens vom 9. Jahrhundert an begann die jüdische Bevölkerung in Westeuropa zuzunehmen. Man darf annehmen, dass die Konzentrationen von Juden entlang der nördlichen Mittelmeerküste durch die muslimischen Eroberungen zunächst weiter nach Norden verdrängt worden sind. In Westeuropa waren Juden in den alten Römerstädten, entlang der Wasserwege und der kontinentalen Handelsrouten anzutreffen. Als ein Zentrum diente die Rheinebene, von wo aus sich Juden allmählich nach Norden und ostwärts in die deutschen Gebiete verbreiteten, wo sie als niedergelassene Fernkaufleute in Erscheinung traten. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hatten Juden als Kolonisatoren bereits Anerkennung im Reich gefunden, wobei der sehr ausgedehnte jüdische Handel international war und über Handelswege vom fernen Osten bis in andere Länder Westeuropas führte. Die Bedeutung des jüdischen Handels nahm zu, so dass Juden als willkommene internationale Kaufleute in Westeuropa begünstigt wurden; dabei fingen sie nach und nach an, sich auch im örtlichen Handel zu betätigen.[1]

Aus den Responsen des jüdischen Gelehrten Raschi zu Worms (Salomo ben Isaak aus Troyes, 1040–1105) erfahren wir von den Gewerben, die Juden im 11. Jh. in der Rheinebene betrieben, so z.B., dass sie damals Land- und Weinberge besaßen, aber auch mit Kreditgeschäften sich beschäftigten. Wie alle anderen waren Juden Ackerbürger, Kaufleute, Handwerker, Ärzte. Sie besaßen Häuser, Gärten und landwirtschaftliche Höfe. Die Beziehungen zwischen Christen und Juden waren normal; freundschaftliche Nachbarverhältnisse und gegenseitiger Respekt waren üblich, obwohl man sich der verschiedenen Herkunft und des unterschiedlichen Glaubens sehr wohl bewusst war. Es bestand eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Interessengemeinschaft zwischen den christlichen und jüdischen Bewohnern.

Zu dieser Zeit entstanden bedeutende jüdische Lehrhäuser, die bald hohes Ansehen erreichten und Jünger aus aller Welt anzogen. Worms, Mainz und Speyer warn jüdische Zentren, wo man die Thora und den Talmud auslegte und das rabbinische Recht erforschte. Überdies war es die Regel, dass Juden ihre geistigen Kräfte in eigener Mitte und im Sinne ihrer Tradition entwickelten. Dies erklärt sich auch aus ihrer, im Mittelalter üblichen autonomen Verwaltung: Jüdische Gemeinden hatten in Selbstverwaltung für Erziehung, Lehre, Gerichtsbarkeit, Betreuung, Unterstützung Bedürftiger und Steuern oder sonstige Abgaben ihrer Mitglieder zu sorgen.

Mit dem ersten Kreuzzug (1096) änderte sich die gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage der Juden durchgreifend. Einerseits reagierten Juden auf die Verschlechterung ihrer Situation mit einer gesteigerten geistigen Tätigkeit, und mit einer Vertiefung und Verinnerlichung gaben sie ihrer Frömmigkeit Ausdruck. Die Anzahl der jüdischen Lehrhäuser wuchs, und bald gab es sie nicht nur in Köln, Mainz, Bonn und Speyer, sondern auch in Würzburg, Rothenburg o. d. Tauber und Regensburg. Andererseits wurden ihre Erwerbsmöglichkeiten immer mehr eingeschränkt, bis sie schließlich nur noch von einem Wirtschaftszweig abhängig

wurden: Die wachsende Gefährdung der Juden durch die verschärfte Haltung der christlichen Gesellschaft mit zunehmender Hetze und verstärkten Angriffen, der Aufschwung der Städte, die allgemeine Entwicklung im Geld- und Kreditverkehr, das Ausschließen aus dem sich ausdehnenden Handel und nicht zuletzt das klerikale Zinsverbot, – all dies trug dazu bei, das Leben der Juden zu verändern und ihm einen sich so nachteilig auswirkenden sozialen Charakter zu verleihen – nämlich den schlechten Ruf des „Wucherers" beim Geldverleih.[2]
Darüber hinaus zeigte sich im Jahr 1096, dass alle bis dato erteilten Schutz- und Freibriefe sowie strenge Schutzmaßnahmen und Privilegien wirkungslos geblieben waren gegen die Massaker. Man stellte neue Schutzbriefe aus, die nun einen neuen Begriff beinhalteten, nämlich die „Kammerknechtschaft der Juden". Da dieser Sonderschutz u. a. mit dem Waffenverbot zusammenhing, waren Juden in ihrer rechtlichen und sozialen Stellung noch mehr herabgewürdigt; sie sind dadurch, nach deutscher Auffassung im Mittelalter, wahrhaftig zu Knechten geworden. Zugleich gewährte dieses Privileg größeren Regierungsschutz, wodurch auch das Interesse der Herrschenden an den finanziellen Leistungen „ihrer Knechte" zur Anreicherung kaiserlicher Schatzkammern führte. Im Privileg des Kaisers Friedrich II. fand der Begriff der Kammerknechtschaft für alle Juden im Reich eine scharfe Ausprägung, die nunmehr während des ganzen Mittelalters üblich blieb. Mit der Benennung der Juden „camere nostre servos", waren sie offiziell unter ein Sonderrecht gestellt worden. Allerdings, in der Regierungszeit Kaiser Friedrichs II., dessen Einstellung zu Juden nüchtern, rational und liberal gewesen zu sein scheint, löste dieses Privileg noch nicht die Diskriminierung der Juden aus, der sie in späteren Jahrhunderten unter einzelnen Kaisern, aber auch vielen kleineren weltlichen und geistlichen Landesherren ausgesetzt waren.
Bis Anfang des 14. Jh. traten Ausschreitungen gegen Juden sporadisch auf, sie waren vorwiegend religiösen Charakters, vor allem während der fünf Kreuzzüge. Dennoch, es gab auch Ausnahmen, wie z. B. den „Rintfleisch-Aufstand" im Jahre 1298.[3] Bereits seit dem 12. Jh. sind Fluchtbewegungen der Juden zu verzeichnen; sie haben das weitere Schicksal jüdischer Gemeinden stark beeinflusst. Allein schon der 1. Kreuzzug hat die Auflösung vieler bestehender Gemeinden verursacht und zugleich zu einer Vielzahl von Neugründungen kleinerer und kleinster jüdischer Gemeinden geführt.[4] Juden, die bislang in größeren Städten konzentriert lebten, haben sich nun zunehmend in kleineren Landstädten niedergelasssen, wo sie vielerorts als Flüchtlinge auch der späteren Kreuzzüge Aufnahme fanden; dort haben sie wieder eine jüdische Gemeinde gegründet. Der Religion streng verbunden, der überlieferten Tradition folgend, haben jüdische Flüchtlinge ihre Einrichtungen angelegt, um in ihnen – gleich ihren Gemeinden, die sie verlassen mussten – die Auslegung der Thora und des Talmuds in standhafter Frömmigkeit weiter fortsetzen zu können. Das bedeutet, dass sie einen Friedhof (oft mit anderen jüdischen Gemeinden zusammen), ein Untertauchen im lebendigen Wasser (rituelles Tauchbad) und ein Lehr- und Bethaus (Synagoge/Betraum) wohl gehabt haben. Darüber hinaus waren Einrichtungen für das Schächten und Backen anzulegen, wobei viele Beispiele zeigen, dass alle diese Einrichtungen nahe zueinander, um einen Synagogenhof platziert waren.
Ausschlaggebend für die Aufnahme waren das Vermögen der Flüchtlinge sowie die wirtschaftlichen Vorteile, die man sich durch ihre Tätigkeiten erhoffte. Da seit dem Ende des 13. Jh. von der Verleihung der Judenschutzrechte an Dritte und Verpfändung der Judensteuer in zunehmendem Umfang Gebrauch gemacht worden ist, bedeutete die Aufnahme von Juden für viele kleinere Grafschaften eine gute und dauerhafte Einnahmequelle.
Die allgemeine wirtschaftliche Lage beeinflusste zunehmend das Verhältnis der christlichen Mehrheit zu den in ihrer Mitte lebenden Juden. So hat sich im Laufe des 13. Jh. bis Anfang des 14. Jh. die stabile Wirtschaft positiv auf die Lebensbedingungen der Juden ausgewirkt. Durch den großen Kapitalbedarf waren Juden als Geldverleiher gebraucht, und ihre Beteiligung am wirtschaftlichen Aufschwung war

nicht unwesentlich, was den jüdischen Schriftquellen, besonders für die Reichsstadt Frankfurt am Main, zu entnehmen ist. Neben den verstärkten Kreditgeschäften mehrten sich auch Immobilien- und Rentengeschäfte, Grundstücksmärkte, Beleihungen und Konkurse. Von Frankfurt am Main aus, dem führenden jüdischen Finanzplatz, breiteten sich die zunehmenden Geschäftstätigkeiten auch auf das Umland aus, u.a. in die Wetterau, in die Region um Königstein, in Wetzlar und in Gießen, wo uns die Gießener Juden in Bezug auf ihre Darlehensgeschäfte bereits Anfang der 40er Jahre des 14. Jh. begegnen.

Die Ersterwähnung der Gießener Juden, die erste jüdische Gemeinde in Gießen

Seit 1341 ließen die Gießener Juden ihre Geldgeschäfte in die Frankfurter Gerichtsbücher eintragen.[5] Es waren vier Juden und eine Jüdin, die mit dem Beinamen „von Gysen" (Gyzsen, Gyzin, Gizen) schriftlich erwähnt werden. Von ihnen war Heilmann der bedeutendste, was die Anzahl der Darlehensgeschäfte, die Höhe der Geldbeträge und das Ansehen seiner Schuldner betrifft.[6] Auch seine Mutter Hanne betrieb Darlehensgeschäfte; sie ist in das Bürgerbuch von Frankfurt am 3. Oktober 1348 eingetragen worden.[7] Danach erscheinen sie nicht mehr in den Gerichtsbüchern; erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nach den großen Pogromen, hören wir wieder über Gießener Juden.

Der wirtschaftlichen Aufschwung bis Anfang des 14. Jh. war nur von kurzer Dauer. Parallel zu der zunehmenden Instabilität der Wirtschaft (u. a. schlechte Ernteerträge), den großen Konjunkturschwankungen und den begleitenden Zusammenbrüchen von Kapitalmärkten steigerte sich der allgemeine Widerwille gegenüber den jüdischen Geldverleihern. Der erneute und verstärkte Kapitalbedarf zwang viele Schuldner zur weiteren Geldausleihe bei Juden. Dabei schlugen Unvermögen und der Unwille zur Rückzahlung bei den Verschuldeten in Judenhass um; ihr Hass entlud sich in den Judenverfolgungen der 40er-Jahre des 14. Jh.[8]

Diese Judenpogrome, an deren Ende nicht selten die Judenverbrennung stand, waren überwiegend von wirtschaftlich und/oder territorialpolitisch motivierten Verfolgern angestiftet worden, wobei die städtischen Obrigkeiten, die Zünfte und Gilden, Bürger aller Schichten, die geistlichen und adeligen Herren mit beteiligt waren. Die Angst vor der Pest versetzte die Massen in eine Hysterie, ihre Ängste waren begleitet von religiösem Wahn und Aberglauben. Die Pogrome breiteten sich vom Süden von der Schweiz her in den Norden aus; sie haben ganze jüdische Gemeinden vernichtet und verursachten einen tiefen Einschnitt im Leben der europäischen Juden.

Auch die Gießener jüdische Gemeinde blieb vor der Verfolgung nicht verschont. Dem hebräischen Text des Nürnberger Memorbuches ist zu entnehmen, dass es in Gießen eine jüdische Gemeinde gegeben hat, die vernichtet wurde; im Totengebet wird der Gemeinde sowie der Seelen derer, „die dort lernten" (den Männern), und derer, „die dort wohnten" (den Kindern und Frauen), gedacht.[9] Die jüdische Gemeinde in Gießen (die erste schriftlich belegte) ist im Herbst 1349 vernichtet worden.

Nach den blutigen Judenverfolgungen regte sich wieder jüdisches Leben in Gießen, zwar sehr zaghaft, aber Kreditgeschäfte der Juden haben vereinzelt stattgefunden, wobei der Jude „Samuel von Giezsen" mit seinen Familienangehörigen Groß-Geldverleiher gewesen sein muss, da er im Jahr 1382 dem Landesherrn und Stadtherrn in Gießen, Hermann II., einen Kredit von 1800 fl. (Gold-Gulden) gewähren konnte.[10] Dabei ist erwähnungswürdig, dass Geldverleiher bei Geldgeschäften häufig als Familie bzw. Großfamilie auftraten. Der Familie/Großfamilie steht im Judentum eine grundlegende Bedeutung zu. Sie war stets die führende Kraft des jüdischen Zusammenhalts und der traditionellen Bindung an die Religion; nicht nur im Mittelalter, sondern bis in unsere Gegenwart bietet die Familie, besonders in Zeiten der Diskriminierung und Verfolgung, das Gefühl von Geborgenheit und Verlässlichkeit. Auch für die jüdischen Geldverleiher war ihre Verbundenheit mit den eigenen Familienan-

gehörigen eine Selbstverständlichkeit und eine zuverlässige Garantie ihrer Geschäfte.[11]
Anhand eines Beschlusses des Reichstags zu Nürnberg im Jahr 1444 über das Entrichten einer Krönungssteuer der Judenheit zu Gießen[12] sehen wir, dass die Wiedergründung einer jüdischen Gemeinde in Gießen (der **zweiten**) zwischenzeitlich stattgefunden hat. Ebenso ist der schriftlich erwähnte Streit zwischen jüdischen Schächtern und christlichen Fleischhauern in Gießen im Jahr 1467 ein Hinweis dafür, dass Einrichtungen für das Schächten vorhanden waren, und zugleich, dass es eine größere Anzahl von Fleischverbrauchern zu dieser Zeit gegeben haben muss. Dennoch, die erste Synagogengemeinde war wahrscheinlich wesentlich größer, ihre gemeinschaftlichen Einrichtungen sind wohl qualitativ und quantitativ viel besser gewesen als die ihrer Nachfolgerin. Einerseits ging die jüdische Bevölkerung in den Städten seit 1349 um über 20% zurück, andererseits setzte ein Prozess ein, der Juden rechtlich und ökonomisch endgültig an den Rand der Gesellschaft drängte. Auch sind erst im Laufe des 15. Jahrhunderts die Beschlüsse des IV. Laterankonzils (1215) wirksam geworden (u. a. einschränkende Berufsverbote, Kennzeichnung durch Kleidung). Die Geschäftstätigkeit der Juden war außer der Geldleihe auf den Gelegenheits- und Nothandel beschränkt worden.

Die jüdische Gemeinde in Gießen im 16. und 17. Jahrhundert

Im Jahr 1573 wird erstmals die „Juddegass/en" in Gießen erwähnt mit dem Hinweis „sie habe bereits im 14. Jahrhundert bestanden". Sie lag verkehrsgünstig, in der damaligen Stadtmitte und nahm ein großes Stadtareal ein (heute nur noch die Rittergasse), das auf große Grundstücke, die der wirtschaftlichen Nutzung dienten, unterteilt war. Die Judengasse in Gießen stellte keinen gesonderten und abschließbaren Stadtteil (Ghetto) dar, wie z. B. in Frankfurt/Main, denn sie war auch von christlichen Familien bewohnt, und zugleich wohnten Juden auch außerhalb der Judengasse.


In Deutschland am Ende des 14. Jh. Szene aus einem jüdischen Elementarschulunterricht. (Im Pantateuch, Coburg, vollendet 1395)

Zu den Hoheitsrechten der Hessischen Landesherren gehörten auch Entscheidungen über kirchliche Angelegenheiten. Somit gehörten Judenverordnungen in die Kompetenz der Hessischen Landgrafen; angesichts der Tatsache, dass sie den Protestantismus im Land einführten, handelten die Landgrafen unter dem unmittelbaren Einfluss Luthers. Die ersten Judenveordnungen in der Landgrafschaft Hessen waren die des Landgrafen Philipp des Großmütigen in den Jahren 1524 und 1539; sie waren im Vergleich zu denen der späteren Landesherren in ihrer Tendenz eher positiv. Zwar untersagte Philipp 1524 den Juden den Aufenthalt

in hessischen Ämtern, gewährte aber fremden Juden Geleit auf den Landstraßen. Die folgende Judenverordnung vom Jahr 1539 zeigt seine objektive Betrachtungsweise, aber u. a. auch Einschränkungen in wirtschaftlichen Tätigkeiten, das Verbot von Synagogen-Neubauten und erstmals die Bekehrungsversuche an den Gießener Juden. Dieser Verordnung war ein genereller Schutzbrief des Landgrafen vorangegangen, denn Philipp 1532 in Kassel ausstellte, und dessen Inhalt eindeutig seine vorurteilsfreie Meinung über Juden widerspiegelte. Aber unter dem Einfluss seines „intimen Ratgebers", des Straßburger Reformators und ehemaligen Dominikanermönchs Martin Bucer, verkündete Philipp eine Judenverordnung, die von diesem Schutzbrief wesentlich abwich.[13]

Die Judenverordnungen ab Mitte des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts, vor allem die der Landgrafen Georg I. (1567–1569) und Georg II. (1626–1661) waren ausgesprochen militant und judenfeindlich.[14] Die verordneten Kirchenbesuche und Anhörungen christlicher Predigten konnten das jahrtausendlange Festhalten an der eigenen Religion und Tradition sowie die über Generationen fortdauernde Frömmigkeit und Gelehrsamkeit der Juden selbstverständlich nicht gefährden, aber sie müssen von den betreffenden Juden als bedrohlich und sehr lästig empfunden worden sein: Zu den dauernden Beschränkungen im täglichen Leben und dem Kampf um das Überleben stellten diese Bekehrungsversuche eine zusätzliche Demütigung dar.

Bereits zu Beginn des 17. Jhs. wurden 1608 durch die Marktordnung der Stadt Gießen die Erwerbsmöglichkeiten der Juden noch mehr beschränkt, indem man sie vor 10 Uhr morgens zum Kauf auf den Markt nicht zuließ. Dabei hat die Stadt Gießen dem Artikel Nr. 7 der Judenordnung des Landgrafen Georg II. vom 20. Februar 1629 weit vorgegriffen; in diesem war nämlich den Juden ein „Vorkauf" nicht gestattet, sondern nur ein „Nachkauf" an den „Wochen- und anderen Marcktägen" erlaubt.

Im 30-jährigen Krieg verschlechterte sich wegen der allgemein schlechten Wirtschaftslage das Verhältnis der städtischen Bürger und Zünfte in Gießen zu den Juden; so beschuldigte man 1622 Juden sie hätten „allerhand schlechte Münzen" in die Stadt gebracht. Schließlich, nach mehrmaligen Versuchen und auf das Drängen des Superintendanten Haberkorn, gelang es dem Landgrafen Ludwig VI. (1661–1678), die Juden 1667 aus der Stadt Gießen endgültig auszuweisen. Auch wenn Juden bereits 1682 als Geldverleiher in Gießen wieder auftraten, bedeutete dies ein Ende der jüdischen Gemeinde in Gießen.

Die jüdischen Gemeinden in Gießen im 18. und 19. Jahrhundert

Die rechtliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Juden war Anfang des 18. Jh. durch die Judenverordnungen des Landgrafen Ernst Ludwig (1678/88–1739) bestimmt. Nur vermögende Juden hatten die Chance einer Schutzaufnahme, denn Ernst Ludwig erhöhte das nachweisbare Vermögen für die Schutzaufnahme von 300 fl. auf 400 Gulden Vermögen. Juden, die kein Schutzgeld zahlen konnten, sind des Landes verwiesen worden. Auch armen Juden oder Betteljuden war das Hausieren gänzlich verboten. Andererseits unternahm der Landgraf Verbesserungen beim Vieh- und Fleischhandel sowie bei Grundstückskäufen der bereits aufgenommenen Juden.[15] Demzufolge kam es auch innerhalb des Judentums zur sozialen Schichtung. Es entstand eine Oberschicht, die so genannten Hoffaktoren, die im geschäftlichen Dienst des Landesherren standen, besondere Privilegien hatten und eine feudal-ähnliche Lebensweise führten; ihr Anteil betrug 2%. Die zweite Schicht umfasste Juden, denen eine beschränkte Aufenthalts- und Gewerbegenehmigung erteilt wurde, die sie mit hohem Schutzgeld erkaufen mussten; auch ihre Anzahl war beschränkt, aber sie waren privilegiert und vermögend. Die dritte Schicht bildeten die Verarmten, die des Landes verwiesen wurden, von Ort zu Ort wanderten und von den Almosen jüdischer Gemeinden und wohlhabender Juden lebten, oder sich Gauner- und Banditengruppen anschlossen, wobei sie dann Verbindungen zu einer jüdischen Gemeinde aufgeben mussten. Somit erklärt sich, dass die Führung einer jüdischen Gemeinde, die bis

dato aus der geistlichen Elite ihrer Mitglieder bestand, nun, weil auch die Mehrzahl der Juden sehr arm war, immer mehr von vermögenden und privilegierten Juden übernommen wurde.

Ab Ende des 17. Jh. waren Juden wieder in Gießen ansässig; es handelt sich um vier Schutzjuden, die in Bederechnungen der Stadt als Beisassen namentlich aufgeführt worden sind. Anfang des 18. Jahrhunderts, bis 1717, kamen weitere 14 Schutzjuden hinzu. Folglich war die Wiedergründung einer jüdischen Gemeinde Gießen (die **dritte**) eine Selbstverständlichkeit; ihr Vorsitzender war Ruben Löb, dessen Schwiegervater Löb Gerson Gemeinderabbiner war. Im „Wallpförter Quartier" (heute westlich der Walltorstraße), wo bereits die Mehrzahl der jüdischen Familien wohnte, haben sie in der Joachims/Flügelsgasse seit 1719 ihre erste „Judenschul" gehabt; ihre zweite Synagoge, seit 1749, stand in der Zozelsgasse (heute zugänglich von der Dammstraße aus). Laut einer „Specification" der Juden aus dem Jahr 1766 gab es in Gießen 84 Seelen; die Seelentabelle aus dem Jahr 1792 weist 89 jüdische Einwohner aus. Seit dem 18. Jh. bestand auch eine selbständige jüdische Gemeinde in Wieseck.

Die im 18. Jh. einsetzende Aufklärung, die Errungenschaften der Französischen Revolution, die Gesetzgebungen Napoleons und nicht zuletzt die Besetzung deutscher Territorien durch die Franzosen haben großen Einfluss auf die Emanzipation der Juden in Deutschland im 19. Jh. ausgeübt. Jedoch der Prozess für eine Gleichstellung der Juden mit anderen Bürgern ging sehr schleppend voran; er zog sich bis in die 1870er-Jahre hin. Die Gewährung staatsbürgerlicher Gleichberechtigung löste eine allgemein ansteigende Feindseligkeit gegenüber den Juden aus. Zudem entwickelte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein neuer, politisch organisierter Antisemitismus, der den vorangegangenen religiös motivierten Antisemitismus immer mehr verdrängte. Überschattet waren diese politischen Vorgänge von großen demographischen Veränderungen: Eine rasche Zunahme der Bevölkerung in Europa und zugleich das überdurchschnittlich hohe Wachstum seiner jüdischen Gemeinden. Zu Beginn des Jahrhunderts war die Anzahl der Juden in Europa etwa 2 Millionen, in den 80er-Jahren stieg sie auf 7 Millionen. Durch ihre gesellschaftlich und politisch gefährdete Existenz waren Juden zunehmend betroffen; sie zogen vom Land in größere Städte oder wanderten nach Übersee aus.



Der Marktplatz mit jüdischen Händlern. (Stich von Wilhelm Unger, 19. Jh.)

Diese Entwicklung betraf auch Juden in Gießen und die Landjuden aus dem Umland. Vor allem hatte der so genannte „völkische" Antisemitismus, der in den 1880er Jahren in Nord- und Mittelhessen weite Verbreitung fand, für die Existenz jüdischer Vieh- und Häutehändler sowie der jüdischen Kaufleute und Vermittler im Handel mit Agrarprodukten schwerwiegende Folgen. Sie waren einem zunehmenden Boykott durch das Abhalten von „Märkten ohne Juden" ausgesetzt. Außerdem war für das 19. Jahrhundert kennzeichnend, dass eine große jüdische Migrationswelle von Ost nach West stattfand; sie wurde ausgelöst durch Pogrome in Rußland (ab 1870 mit dem Höhepunkt 1903).

Einwanderungen von Juden aus den östlichen Gebieten Europas machten sich auch in Gießen bemerkbar. Die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde in Gießen wuchs rapide an, von 197 (1828) auf 336 (1861), danach auf 458 (1871) und weiter auf 716 im Jahr 1890[16]. Die Synagoge in der Zozelsgasse war nun für die vielen Mitglieder zu klein geworden, und man errichtete 1867 einen Synagogenneubau in der damals angelegten Südanlage, wobei der Bau bereits 1892 vergrößert bzw. verlängert werden musste.

Auch von einer innerjüdischen Spaltung in liberale und orthodoxe Juden blieb die jüdische Gemeinde Gießen nicht verschont. Im Jahr 1887 fand die Gründung der orthodoxen jüdischen Gemeinde in Gießen statt; ihre Synagoge in der Steinstraße ist 1899 erbaut worden. In Wieseck ist 1872 durch Umbau eines bestehenden Wohn- und Wirtschaftsgebäudes eine Synagoge der jüdischen Gemeinde, die Ende des 19. Jh. 82 Familien zählte, errichtet worden.

Die jüdischen Gemeinden in Gießen im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart

Die kleine jüdische Gemeinde in Wieseck war bereits in den 20er Jahren aufgelöst; ihre Mitglieder orientierten sich nach den zwei Gemeinden in Gießen. Die rechtliche Gleichberechtigung der Juden mit allen anderen Bürgern war mittlerweile gesichert. Sie verbesserte wesentlich die Lebenschancen, aber zugleich löste diese von Juden wahrgenommene Gleichstellung erneut Feindseligkeiten gegen sie aus. Nichtjuden reagierten auf die erfolgreiche Eingliederung der Juden mit zunehmender Abneigung. Der seit der Mitte des 19. Jh. aufkommende moderne rassenbiologisch orientierte Antisemitismus fand nun eine weitaus größere Zustimmung und Verbreitung als zuvor. Dem Aufstieg einzelner Juden und jüdischer Familien in wirtschaftlich wichtige Positionen ist mit Neid und Konkurrenzgeist begegnet worden; interpretiert und verbreitet wurde dies als: „Verschwörung des Weltjudentums, von dem größte Gefahr drohe". Auch bei vielen deutschen Wissenschaftlern, Akademikern und Künstlern artete ihr Neid auf den Erfolg ihrer jüdischen Kollegen in Intoleranz gegenüber Juden aus. Diese negative Entwicklung betraf auch Gießen, wo eine deutliche Zunahme des Antisemitismus, besonders an der Universität, zu verzeichnen war; bei den Wahlen am 14. September 1930 erhielten die Nationalsozialisten 19,4% der Stimmen, „was mehr als im übrigen Hessen" ausmachte.[17]

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten begann die Zeit großer Leiden für Juden in Deutschland wie in ganz Europa. Auch die Gießener Juden sind der Menschenrechte beraubt, entwürdigt, entwurzelt, verjagt, in Vernichtungslager deportiert und ermordet worden. Im Herbst 1942 war Gießen „judenfrei". Die Existenz beider jüdischer Gemeinden, der „Israelitischen Religionsgemeinde" (liberal) und der „Israelitischen Religionsgesellschaft" (orthodox) war nicht mehr gegeben. Jüdisches Leben in Gießen wurde ausgelöscht, die Synagogen geschändet und verbrannt.

Dass sich nach 1945 wieder Juden in Gießen eingefunden haben und ansässig wurden, war nach den 12 Jahren des nationalsozialistischen Regimes nicht vorauszusehen. Die Überlieferung und das Gedenken an die für Juden negativen historischen Ereignisse sind in der jüdischen Religion und Tradition verankert. Aber, die Einzigartigkeit, Ungeheuerlichkeit und Unvergleichbarkeit der Haschoah mit Judenverfolgungen der Vergangenheit lässt



Gedenktafel in der jüdischen Gemeinde Gießen, die an die ermordeten Juden und ihre Synagoge aus Wohra erinnert. (Dina Kunze, Israel 1995)

sie zum festen Bestandteil der jüdischen Identität werden.

Ein Wiederbeleben jüdischen Lebens in Gießen bis in die 1970er Jahre konnte nicht stattfinden. Die einzelnen Juden in Gießen, überwiegend DPs (Displaced persons), hatten kaum Interesse, und ihre Anzahl war zu klein, um eine jüdische Gemeinde zu gründen. Durch das Anwachsen der jüdischen Studenten in Gießen und anlässlich der Städte-Partnerschaft zwischen der Universitätsstadt Gießen und der Stadt Netanya in Israel 1978 mit 50 Mitgliedern und dem Vorsitzenden Prof. Dr. med. Jakob Altaras ist die jüdische Gemeinde Gießen (die **vierte**) wiedergegründet worden. Für das religiöse und kulturelle Leben der Gemeinde reichte am Anfang eine angemietete Wohnung in der Marburger Straße, danach ein angemietetes Büro in der Dammstraße; schließlich, im Jahr 1995, ist eine Synagoge mit Gemeindezentrum im Burggraben erbaut worden. Die ehemalige Synagoge aus Wohra im Landkreis Marburg-Biedenkopf ist nach Gießen transloziert worden – eine sichtbare Anknüpfung der jüdischen Gemeinde Gießen an die traditionsreiche Geschichte des hessischen Landjudentums. Unter den mittlerweile 330 Mitgliedern sind jene, die nicht aus Russland zugewandert sind, weit in der Minderheit.

Abschließend kann festgestellt werden, dass bei den jüdischen Gemeinden in Gießen analog anderen kleinen und größeren jüdischen Gemeinden in Deutschland, die Hauptgründe für die Diskontinuität ihres Bestehens in den immer wieder entfachten Judenverfolgungen zu finden sind. Dabei war eine erneute Entstehung jüdischen Lebens gerade am „Tatort" der vorangegangenen Vertreibung in der Vergangenheit die Regel, weil die Zurückkehrenden und die Aufnahmebereiten jedes Mal aufs Neue entschlossen waren, ihre Zukunft gemeinsam zu gestalten und dies in der festen Überzeugung, dass Unterbrechungen niemals mehr passieren werden. Insofern könnten die Zukunftsaussichten auf ein „normales Miteinander" von der seit 25 Jahren bestehenden Jüdischen Gemeinde Gießen zuversichtlich bewertet werden.

Anmerkungen

[1] Haim Hillel Ben-Sasson (Hrsg.): Geschichte des jüdischen Volkes. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3 Bde., München 1992 (Sonderausgabe München 1992) S. 483–495

[2] Wie Anm. 1, Bd. II, S. 692–695

[3] Friedrich Lotter: Die Judenverfolgung des „König Rintfleisch" in Franken um 1298, in Zeitschrift für historische Forschung 15, 1988, S. 385–422

[4] Friedrich Battenberg: Das Europäische Zeitalter der Juden, Bd. I: Von den Anfängen bis 1650, Darmstadt 1990, S. 64

[5] Isidor Kracauer: Urkundenbuch zur Geschichte der Juden in Frankfurt am Main von 1150–1400, 2 Bde.: Frankfurt am Main 1914, Bd. II.: Gerichtsbücher 1341, S. 27

[6] Wie Anm. 5, Bd. II: Gerichtsbücher 1347, S. 430

[7] Wie Anm. 5, Bd. II: Bürgerbuch 1342–1360, S. 314

[8] Alfred Haverkamp Hrsg.: Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und in der frühen Neuzeit, Bd. 24, Stuttgart 1981, S. 31–41: Judenverfolgungen zur Zeit des schwarzen Todes im Gesellschaftsgefüge deutscher Städte

[9] Siegmund Salfeld: Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches (Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 3). Berlin 1898, Kap. 3: „Verfolgungen zur Zeit des schwarzen Todes 1348–1349 und Kap. V. Die Marterstätten zur Zeit des schwarzen Todes, S. 6 und S. 284

[10] Friedrich Battenberg: Quellen zur Geschichte der Juden im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt 1080–1650. Hrsg. von d. Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden 1995, Urk. Nr. 139, S. 36

[11] Thea Altaras: Stätten der Juden in Gießen – Von den Anfängen bis heute, Königstein 1998, S. 15

[12] Walter Kaemmerer (Hrsg.): Deutsche Reichsakten unter Kaiser Friedrich III., Dritte Abtlg. 1442–1445, Göttingen 1963, S. 305 u. 306

[13] Friedrich Battenberg: Judenverordnungen in Hessen-Darmstadt, Wiesbaden 1987, S. 59

[14] Wie Anm. 13, S. 66 u. S. 75

[15] Wie Anm. 13, S. 106, S. 107, S. 114, S. 136 und S. 163

[16] Uziel Oscar Schmelz: Die jüdische Bevölkerung Hessens: von der Mitte des 19. Jh. bis 1933, Tübingen 1996, Tabelle 2. 12, S. 50

[17] Pinkas Hakehilot: Encyclopaedia of Jewish Communities from their foundation till after the Holocaust, Germany, Vol. III Hesse, Hrsg. von Henry Wassermann, Jerusalem 1992, S. 122–130 u. S. 206–208

www.giessener-anzeiger.de



Zwei Wochen kostenlos und unverbindlich Probe lesen!

Einfach anrufen unter: 06 41/95 04-76
oder mailen an: vertrieb@giessener-anzeiger.de

Gerhard Giesemann

Eine musikalische Begegnung der besonderen Art – der einmalige Auftritt des Universitätschors der Partneruniversität Łódź in Gießen

Es gibt Ereignisse, die unwiederholbar sind. Sie bleiben lebenslang im Gedächtnis, eben wegen ihres besonderen Charakters. Zu diesen Erlebnissen gehörte im Jahr 2002 der Aufenthalt des Chores der Universität Łódź an der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Schon lange war an eine solche musikalische Begegnung gedacht, gab es doch mutmachende Vorbilder dafür: In den 90er Jahren war das Universitätsorchester Gießen nach Kazań gereist und hatte dort einmalige Eindrücke hinterlassen. Die Partnerschaft war auch im Falle Łódź Initiator und Hilfe zugleich für das gemeinschaftliche Unternehmen Universitätsorchester / Universitätschor. Es gehörten viele dazu, die vieles in Angriff nehmen mussten, um der Sache zum Durchbruch zu verhelfen. Überzeugt werden musste niemand, denn wir Gießener kennen unser Uni-Orchester unter der Leitung von Frau Universitätsmusikdirektorin Brigitte Schön, und viele von uns hatten bei Festveranstaltungen in Łódź Gelegenheit, den akademischen Wohlklang des „Gaudeamus igitur", die patriotische Feierlichkeit der Hymne „Noch ist Polen nicht verloren, so lange wir leben" oder die religiöse Schlichtheit des „gaude, mater polonia" anzuhören.

Für ein so umfangreiches Unternehmen – schließlich waren mehr als 100 Personen daran beteiligt – bedurfte es gewaltiger Vorbereitungen. Beide Universitäten, mit dem Rektor Prof. Dr. Stanisław Liszewski und dem Präsidenten Prof. Dr. Stefan Hormuth an der Spitze, unterstützten das von den jeweiligen Partnerschaftsbeauftragten Prof. Dr. Zenon Weigt (Łódź) und Prof. Dr. Gerhard Giesemann (Gießen) organisierte und geförderte Vorhaben. Initiativ für die Programmgestaltung waren die musikwissenschaftlichen Institute. Es war, und das hatten alle Beteiligten sehr bald erkannt, eine großartige Public-Relation-Offensive für die Partnerschaft und über die Universität hinaus. Die ideelle Unterstützung war gesichert, die finanzielle noch lange nicht. Natürlich war über die Partnerschaft Mithilfe möglich, um Unterkunft, Verpflegung, Begleitung, Dolmetscherdienste zu finanzieren, auch einen Ausflug zu organisieren. Trotzdem wäre das Vorhaben nicht zustande gekommen, wenn nicht, wie eigentlich immer in diesen Fällen, die Gießener Hochschulgesellschaft e.V. (Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen) mit ihrem Präsidenten, Dr. Wolfgang Maaß, und dem Vorstandsvorsitzenden, Prof. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann, in großzügiger Weise finanzielle Hilfe bereitgestellt hätte. Das Erfreuliche daran war die schnelle und wirklich unbürokratische Verwirklichung der Zusagen. Der Dank dafür verbindet sich mit dem Appell an alle Freunde der Universität, dieser Gesellschaft beizutreten und auf diese Weise sich selbst oder anderen solche kulturellen Leckerbissen und wissenschaftliche Erfolgserlebnisse zu gewähren. Die in der Partnerschaft tätigen Universitätsmitglieder sind jedenfalls in ganz besonderer Weise für diese Einrichtung, dieses sinnvolle Engagement von Freunden und Förderern der Justus-Liebig-Universität Gießen dankbar.

Den Angehörigen der Justus-Liebig-Universität braucht man von dieser Partnerschaft nicht viel zu erzählen: Sie sind direkt oder indirekt in Austauschprogramme, Projekte, Kulturveranstaltungen oder Vortragsreihen einbezogen; und wenn das nicht der Fall ist, so kennen sie jemanden, der in die Partnerschaft involviert ist. Fast alle Fachbereiche und Institute haben ihre festen Beziehungen mit der Partneruniversität in Forschungsprojekten, Lehrangelegenheiten, in der Betreuung von Studierenden, Doktoranden oder Nachwuchswissenschaftlern. Darüber hinaus sind unter der Schirmherrschaft der je-

weiligen Partneruniversitäten weiterführende Programme installiert und in eigener Mittelversorgung verfolgt worden, so zum Beispiel das Holocaustprojekt (Edition der Ghetto-Chronik Łódź), das Zentrum für Deutschlandstudien, das sich die Erforschung deutsch-polnischer Beziehungen im 20. Jahrhundert zur Aufgabe macht, die besonderen Abmachungen zwischen den Universitätsbibliotheken und den Verwaltungen.
Natürlich waren die musikwissenschaftlichen Institute und ihre ausführenden Organe in Gestalt von Solisten, Wissenschaftlern, Orchester- und Chormitgliedern an der Zusammenarbeit und vor allem der Gestaltung von jeweiligen Veranstaltungen schon immer beteiligt. Was noch fehlte, war sozusagen der Beweis für die Organisationskraft dieser Partnerschaft durch Sendung eines Orchesters oder Chores an die andere Universität. Es war diesmal der am Fachbereich für Musikerziehung in Łódź tätige Universitätschor, der von der Justus-Liebig-Universität nach Gießen eingeladen wurde.
Fast 50 Personen, der über 40-köpfige Chor mit seiner Leiterin und vier Solisten, traten die Reise (fast alle) im Universitätsbus an. Organisatorisch gesehen war das schon fast der Endpunkt der Ereignisse, denn alles war im Detail strukturiert: Programmabsprachen, technische Einzelheiten zu den Aufführungen, Proben und ähnliches. Es sind vor allem drei Personen, die wesentlich für die herausragende Qualität der Konzerte und damit das Vergnügen, das sie uns Gießenern (nicht nur den Universitätsangehörigen) bereiteten, die Verantwortung getragen haben. Da ist zunächst von den Gästen der aus Kraków stammende **Antoni Wierzbiński** zu nennen. Er beendete im Jahre 1996 das Studium in der Flötenklasse an der Musikakademie in Łódź mit Auszeichnung. Sein künstlerisches Können vervollkommnete er dank eines Stipendiums der französischen Regierung in der Flötenklasse von Alain Marion in Paris und in den Meisterkursen von Jean Pierre Rampal und M. Larrieu in Nizza. Er ist Preisträger des polnischen Wettbewerbs für „Junge Flötisten" und wurde mit dem „Prix d'Excellence" für Flöte und Kammermusik in Rueil Malmaison ausgezeichnet. Antoni Wierzbiński, jetzt Professor an der Musikakademie in Łódź, ist weltweit künstlerisch tätig gewesen, sowohl als Orchestermusiker – er hatte zwei Jahre lang im Philharmonischen Orchester der Stadt Mexiko sowie als Gastsolist und Mitglied im polnischen Kammerorchester „Sinfonia Varsovia" mitgewirkt – vor allem aber als Konzertsolist mit Philharmonieorchestern neben seinem Heimatland in Deutschland, Frankreich, Finnland, Schweiz, Niederlande, Schweden, Türkei und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sein musikalisches Programm umfasst Werke von J. S. Bach, W. A. Mozart, C. Nielsen, Fr. Devienna, D. Cimarosy und anderen. Darüber hinaus tritt er häufig in Kammermusikgruppen mit Konzerten barocker und romantischer Musik auf. Für Rundfunk und Fernsehen stand er mit seinen Interpretationen häufig zur Verfügung. Von 1996 bis zum Jahre 2000 hat Prof. Wierzbiński die Kammermusikkurse beim Festival junger Künstler in Bayreuth geleitet; zahlreiche Meisterkurse in Polen wie im Ausland gehören heute zu seiner Tätigkeit. Es ist deutlich geworden, dass Gießen für das Konzertunternehmen dank der freundschaftlichen Verbindungen im Rahmen der Partnerschaft einen herausragenden Solisten gewonnen hat. Prof. Wierzbiński ist immer wieder bereit, zu Festveranstaltungen beider Universitäten aufzutreten: So wird er im Liebig-Jahr zur Festwoche im Mai 2003 uns ebenso mit seinen Interpretationen erfreuen wie auch im November zur Feier des 25. Jubiläums der Partnerschaft Gießen–Łódź.
Ohne die Chorleiterin, Frau **Anna Domańska,** wären die Konzerte in Gießen und Rauischholzhausen nicht durchführbar gewesen. Das Augenmerk war voller Neugier auf sie und ihren akademischen Chor gerichtet. Frau Domańska ist ebenfalls Absolventin der Musikakademie in Łódź. Ihre Ausbildung hat sie durch ein postgraduelles Studium „Alte Musik" an der Akademie in Bydgoszcz (Bromberg) vollendet. Sie lehrt Musiktheorie, Komposition, Rhythmik an der Musikakademie Łódź. Derzeit ist sie zudem Leiterin des Lehrstuhls für Kunsterziehung. Ihre internationalen Erfolge stehen im Zusammenhang mit dem Chor „Cantemus" aus Łódź und dem gemischten akademischen Chor der Musikakademie,

den sie seit 1997 leitet. Mit ihnen hat sie zahlreiche Preise auf Festivals und in verschiedenen Wettbewerben im In- und Ausland gewonnen. Zweimal gelang es ihr, den Grand Prix und den Preis des Kultusministers im gesamtpolnischen Wettbewerb in Bydgoszcz zu gewinnen. Die „Eolsharfe", Hauptpreis im Wettbewerb „Alte Musik" (Kalisz); die Silbermedaille beim Internationalen Festival in Celje (Slowenien) und in Loreto (Italien) sind ebenfalls herausragende Auszeichnungen. Frau Domańska hat mit dem akademischen Chor Konzerte in Italien, Portugal, Spanien, Deutschland, Schweden, Slowenien und Litauen gegeben. Für ihre zahlreichen Verdienste in der Musik und damit für ihr Land Polen ist sie mit dem Goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet worden.

Dritter im Bunde war das Gießener Universitätsorchester unter der bewährten Leitung von Frau **Brigitte Schön.** Sie ist es, die ein Sinfonieorchester dieser Größe und Qualität in jahrelanger Aufbauarbeit geschaffen hat. Regelmäßig und unterstützt von der Gießener Hochschulgesellschaft und der Universität werden in den Semestern Konzerte zu Gehör gebracht, die ein großes und klangvolles Repertoire vom Barock bis zur Moderne umfassen und auch Filmmusiken, Musicals und schwierige Uraufführungen in das Programm mit einbeziehen. Aus allen Altersgruppen, die man an einer Universität antreffen kann, kommen die begeisterten und mit ihrem Instrument gut vertrauten Orchestermitglieder zusammen. Natürlich ist die Fluktuation groß, um so größer die Leistung der Universitätsmusikdirektorin, für eine gleichbleibende Qualität der Aufführungen zu sorgen.

Die Mitwirkenden für das große Besuchsereignis sind vorgestellt, das Gießen in den Tagen vom 22. bis zum 28. Juni 2002 erlebte. In den ersten Tagen wurde intensiv geprobt, denn es musste ein anspruchsvolles klassisches Konzert mit Chor, Orchester und Solisten bewältigt werden. Die feierliche Aufführung fand am 26. Juni in der Petruskirche in Gießen statt. Das Programm, ganz auf die deutschen Romantiker ausgerichtet, lockte nicht nur Angehörige der Universität, sondern viele weitere Musikliebhaber aus dem Raum Gießen an. Aus Felix Mendelssohn Bartholdys geistlicher Musik erklang die Hymne „Hör' mein Bitten" (nach Psalm 55) für Sopran, vierstimmigen Chor und Orgel. Beata Zawadzka hatte die Sopranpartie übernommen, begleitet vom Organisten der Petruskirche, Herfried Mencke; Frau Domańska dirigierte den gemischten akademischen Chor. Im Konzert für Flöte und Orchester, op. 283, des Gewandhauskapellmeisters Carl Heinrich Reinecke beeindruckte Antoni Wierzbiński mit seinem Soloinstrument die Zuhörer durch Virtuosität und einfühlsame Wiedergabe. Das Gießener Universitätsorchester wurde von UMD Frau Brigitte Schön geleitet. Ein weiterer Höhepunkt dieses denkwürdigen Konzertes war die Messe in C-Dur, op. 169, von Joseph Rheinberger. Die klangschönen gemischten Chorsätze begeisterten ebenso wie die Darbietungen der vier Solisten, Beata Zawadzka (Sopran), Natalia Brzezińska (Alt), Romuald Spychalski (Tenor), Stanisław Kierner (Bass). Die Orchesterbegleitung des selten gehörten Werkes stand diesmal unter der Stabführung von Frau Anna Domańska. Es gab wohl kaum einen Konzertbesucher, dem der Abend nicht unvergesslich bleiben wird und der damit im Stillen seinen Dank denen gegenüber ausgesprochen hat, die für diese Aufführung gearbeitet und sie finanziell ermöglicht haben. Jedenfalls wurde das Konzert enthusiastisch aufgenommen und die Künstler zu mehreren Zugaben ermuntert. Die Rezensionen in der Presse lobten einhellig das ausgezeichnete Niveau der Darbietung. Der Präsident der Justus-Liebig-Universität, Prof. Stefan Hormuth, hatte in seiner herzlichen Begrüßung in der Petruskirche das gelungene Gemeinschaftswerk der musikwissenschaftlichen Institute von Gießen und Łódź in die Tradition der partnerschaftlichen Zusammenarbeit gestellt. Als glücklich werde dabei empfunden, wie selbstverständlich alle darauf bedacht sind, am Gelingen mitzuarbeiten und damit die Zeichen einer lebendigen Partnerschaft auch nach außen zu tragen.

Die Konzertreise fand dank der Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft, die auch den Abend in der Petruskirche ermöglicht hatte, ihren Abschluss in Rauischholzhausen.



Abb.: Der akademische Chor der Uniwersytet Łódzki unter der Leitung von Anna Domańska.

Die alljährliche festliche Zusammenkunft der Gießener Gastwissenschaftler wurde mit einem A-cappella-Auftritt des Chores gekrönt. Auf den Stufen der Freitreppe wurde unter der Leitung von Frau Domańska die „Gospel Mass" von Robert Ray vorgetragen. Ambiente, Stimmung und Wetter passten wunderbar zusammen, um den künstlerischen Genuss an diesem vielseitigen Chor zum unvergesslichen Erlebnis zu machen. Eingebettet in eine traditionsreiche Partnerschaft, war der Abschied von alten und neu gewonnenen Freunden kein schmerzliches Ereignis; die gegenseitige Versicherung auf Fortsetzung solcher Zusammenarbeit begleitete die am gleichen Abend in ihre Heimat zurückkehrenden Gäste aus Łódź. Es bleibt zu danken all denen, die im Hintergrund mit der Organisation der Übernachtung, der Freizeitgestaltung, mit der rechtzeitigen Ablieferung an den verschiedenen Probeorten, mit der Koordination der unterschiedlichsten Dienste beschäftigt waren. Stellvertretend sei hier die Sekretärin am Institut für Slavistik, Frau Christine Bily, genannt, die durch ihre Sprachkenntnisse, ihr Organisationstalent und durch die schon vorher geknüpften persönlichen Kontakte zu vielen Gästen einen reibungslosen Ablauf garantiert hat.

In diesem Jahr feiert die Partnerschaft ihr 25-jähriges Jubiläum – eine stolze Zahl, vor allem für eine Verbindung zwischen Polen und Deutschland, Łódź und Gießen. Mitten im Kalten Krieg, durch die Krisenzeit des Kriegsrechts in Polen, während der demokratischen Selbstbefreiung und der marktwirtschaftlichen Umstellung hat sich das wissenschaftliche und persönliche Beziehungsgeflecht erhalten, entwickelt und ist zu keiner Zeit ins Stocken geraten. Die Partnerschaft ist in vielen Bereichen der Politik vorangegangen. Gegenseitige Partizipation, die Erschließung von wissenschaftlichem, menschlichem und örtlichem Neuland ist fast schon zur Routine geworden, trotzdem aber stets noch mit dem Reiz des Entdeckens verknüpft. Der Vorstand der Hochschulgesellschaft hat es ermöglicht, den Partnerschaftsbeauftragten der Universität Łódź, Herrn Prof. Zenon Weigt, als Mitglied aufzunehmen, eine gute Dokumentation der Zusammen-

gehörigkeit beider Einrichtungen. Die jährliche finanzielle Grundausstattung durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst ist für Studierende und Wissenschaftler hilfreich zur Kontaktnahme und Projektbesprechung, vor allem aber Grundlage für weiterführende und über Drittmittel finanzierte Programme. Die Freunde und Förderer der Gießener Hochschulgesellschaft spielen hierbei eine nicht wegzudenkende Rolle. Ihr Engagement für die Partnerschaft ist im wahrsten Sinne des Wortes völkerverständigend; eben „ein sinnvolles Engagement", wie das Motto dieser Gesellschaft lautet. Uns bleibt nur zu wünschen: Das einmalige Ereignis möge nicht einmalig bleiben!

Gerhard Giesemann – Partnerschaftsbeauftragter der Justus-Liebig-Universität Gießen

www.schunk-group.com

Moderne Technologien für die Zukunft –

die Schunk-Gruppe

35452 Heuchelheim
Telefon (06 41) 6 08-0
Telefax (06 41) 6 08-12 23



Christof Müller

Die Zweitauflage des *Corpus Augustinianum Gissense* auf CD-ROM – das Gießener Augustinus-Corpus auf dem Weg in alle Welt

In diesen Tagen wird, seit langem sorgfältig vorbereitet und von der Fachwelt ungeduldig erwartet, die Zweitauflage des *Corpus Augustinianum Gissense* (*CAG* 2) als CD-ROM auf den Markt kommen. Dieses „Gießener Corpus" des gesamten literarischen Œuvres des berühmten nordafrikanischen Rhetors, Philosophen, Theologen und Bischofs von Hippo, Aurelius Augustinus (356–430), wird, wie es bisher bereits das *CAG* 1 tat, in den nächsten Jahren den Namen der hessischen Universitätsstadt in die Computer und Köpfe in aller Welt tragen. Der mit einer Fülle von Informationen aufwartende und mit modernster Erschließungssoftware ausgestattete Textbestand wird vom Würzburger Augustinerpater und bekannten Augustinisten Cornelius P. Mayer herausgegeben. Mayer ist emeritierter Professor der Justus-Liebig-Universität – womit angedeutet ist, wieso das elektronische Textcorpus des nordafrikanischen Denkers das mittelhessische „Giessa–Gießen" in seinem Titel trägt. Um diesen Zusammenhängen ein wenig näher nachzuspüren, lohnt ein Blick in die Entstehungsgeschichte des *CAG*, die uns an den Beginn der 80er-Jahre des gerade vergangenen Jahrhunderts führt.

Die Anfänge

Just in dieser Zeit entwickelte der erwähnte Herausgeber des *CAG* im Zusammenhang mit der Entstehung des ebenfalls von ihm edierten *Augustinus-Lexikons* den Plan einer elektronischen Erfassung des in seinen weitesten Teilen überlieferten augustinischen Opus. Auf seinen Antrag hin wurden ihm 1981 von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* (*DFG*) für zwei Jahre begrenzte Mittel zur Verfügung gestellt, um zumindest die Fundamente dieses Projektes zu legen. So konnte von 1981–1983 mithilfe des Hochschulrechenzentrums und wissenschaftlicher Hilfskräfte der Universität Gießen, an der der Herausgeber seinerzeit eine Professur für Katholische Systematische Theologie innehatte, zunächst der augustinische Textbestand elektronisch erfasst und gespeichert werden. Die weitere Verfeinerung und Aufbereitung des Textbestandes blieb indes eine gewaltige Aufgabe, die in den folgenden Jahren – ebenfalls an der Universität Gießen – angegangen und bewältigt wurde.



Die Textstrukturierung und Textpflege

Wert und Auswertbarkeit des augustinischen EDV-Bestandes sind in hohem Maße von der größtmöglichen Vollständigkeit und Fehlerfreiheit in Struktur und Inhalt der Basistexte abhängig. Aus diesem Grunde erwiesen sich Gestaltung, Pflege, Aktualisierung und Korrektur des Corpus als entscheidende und bleibende Aufgaben des *CAG*-Projektes. Dem 1983 er-

fassten Grundbestand lagen Editionen unterschiedlicher Qualität zugrunde; erschien seitdem in einer philologisch kritischen Ausgabe eine verbesserte Textversion, wurde der weniger qualifizierte Text sofort gegen diesen ausgetauscht. Selbstverständlich wurden im Laufe der Jahre auch die ca. 30 vom Wiener Altphilologen Prof. Divjak neu entdeckten *Epistulae* (Briefe) und die ebenfalls 30 vom Pariser Altphilologen Prof. Dolbeau in Mainz neu aufgefundenen *Sermones* (Predigten) des Kirchenvaters in das Gießener Corpus aufgenommen.

Die Zitatauszeichnung

Was die zahlreichen Zitate betrifft, die Augustinus in sein Œuvre eingebunden hat, so gab der ursprüngliche EDV-Bestand lediglich mittels eines neunstufigen Schemas darüber Auskunft, ob die Zitation der Bibel, einer nichtbiblischen Quelle, einer früheren Augustin-Schrift oder einer Kombination dieser Quellen entnommen war. Dann aber wurden in den Jahren 1993 und 1994 sämtliche von den Editionen als Zitate ausgewiesenen Textstücke auf ihre Herkunft hin überprüft und mit Quellenangaben versehen. So läßt sich nunmehr sogleich erkennen, ob eine bestimmte augustinische Formulierung z. B. dem Römerbrief oder einer Cicero-Schrift entstammt. Aus diesen Informationen lassen sich zahlreiche Rückschlüsse auf Entstehungs- und Hintergründe des augustinischen Opus ziehen und wertvolle Anregungen für dessen Interpretation gewinnen.

Die Lemmatisierung

Mit Lemmatisierung bezeichnet die Linguistik die Zuordnung einer aktuell vorkommenden Wortform zu ihrer jeweiligen Grundform. Eine solche, insbesondere für lateinische Texte wertvolle Lemmatisierung war für das Gießener Augustinus-Corpus schon früh von führenden Wissenschaftlern empfohlen worden, da sie einen vertieften Einblick in die augustinische Sprachwelt sowie einen enorm vereinfachten Zugriff auf den Gesamtbestand bestimmter Begriffe in ihrem Formenreichtum gewährt. Diese weitere Aufbereitung des augustinischen Œuvres wurde 1987 in Angriff genommen. Um eine zügige Abwicklung des Projektes zu ermöglichen, wurden auf der Lemma-Ebene bestimmte Beschränkungen (z. B. Zurückstellen extrem häufig vorkommender Vokabeln) in Kauf genommen, so dass wir von einer *Roh*-Lemmatisierung des *CAG* sprechen. Diese Roh-Lemmatisierung wurde mithilfe speziell entwickelter EDV-Programme verwirklicht, wobei ca. 75 % des Textes automatisch verarbeitet, der Rest indes nur durch computerunterstützte „Handarbeit" qualifizierter Philologen ausgewertet und zugeordnet werden konnte. Dank des zeit- und kostenintensiven Verfahrens der Lemmatisierung ist es nunmehr möglich, mit einem einzigen Zugriff sämtliche gewünschten – und nur die gewünschten – bei Augustin vorkommenden Wortformen dieses oder jenes Begriffes zu erfassen: ein kaum zu überschätzender Service für die Arbeit mit dem augustinischen Primärtext.

Die Erfassung der Sekundärliteratur

Die gewaltige Wirkungsgeschichte des Kirchenvaters Augustinus spiegelt sich in der Fülle der weltweit auf ca. 50 000 Titel geschätzten Forschungsliteratur zu seinem Leben und Werk wider, die jedes Jahr um Hunderte weiterer Veröffentlichungen anwächst. Wiederum in Zusammenhang mit dem *Augustinus-Lexikon* erwachte angesichts dieser Publikationsmenge der Wunsch, auch die augustinische Sekundärliteratur elektronisch zu erfassen. Dieses Projekt wurde ab 1983 ebenfalls an der Universität Gießen auf den Weg gebracht; bisher konnten über 25 000 Titel mittels einer Datenbank in ihren bibliographischen Details aufgenommen und aufgeschlüsselt werden, und zwar mithilfe der sieben Kategorien „Autor", „Titel", „Gattung", „Erscheinungsort und -zeit", „Informationsquelle", „Bemerkungen" (z. B. „Rezeption" oder „Edition") und schließlich „Referenzen". Die letzte Kategorie erfüllt dabei die wertvolle Funktion eines Schlagwortkataloges und skizziert das inhaltliche Profil einer jeden Veröffentlichung. Die Gießener Datenbank zur augustinischen Sekundärliteratur ist inzwischen ein vielbegehrtes Arbeitsinstrument der

Augustinus-Forschung geworden, das mittlerweile auch auf der Internet-Homepage des nach Prof. Mayers Emeritierung in Würzburg gegründeten *Zentrums für Augustinus-Forschung* (*ZAF*) unter der Adresse *www.augustinus.de* zur Verfügung steht. Der anfangs von studentischen Hilfskräften angelegte Datenbestand wird seit seiner Entstehung nicht nur laufend ergänzt, sondern nach Möglichkeit auch korrigiert und verfeinert, mittlerweile von mit Augustins Denken aufs Beste vertrauten Mitarbeitern.

Das *CAG* auf CD-ROM

Um die oben skizzierten zahlreichen Inhalte und Potentiale des *CAG* einem möglichst breiten Publikum zugänglich zu machen, entschloss sich der Herausgeber gegen Mitte der 90er-Jahre, die Veröffentlichung des *CAG* auf CD-ROM auf den Weg zu bringen. Diese Erstauflage des *CAG* konnte im Jahr 1996 im renommierten Verlag Schwabe und Co AG, Basel, erscheinen. Schon bald erlangte dieses Produkt in der geisteswissenschaftlichen Fachwelt eine ausgezeichnete Reputation und erfuhr zahlreiche exzellente Rezensionen in deutschsprachigen wie auch in englisch-, französisch- und spanischsprachigen Zeitschriften. Das *CAG* auf CD-ROM setze, so lautete der Tenor, nicht nur auf dem Gebiet der Augustinus-Forschung, sondern im gesamten Bereich der elektronischen Erschließung geisteswissenschaftlicher Texte Maßstäbe.

Das *CAG* 2

Im Laufe der letzten Jahre hat die EDV indes weitere rasante Entwicklungen genommen und Innovationen hervorgebracht, die nunmehr eine erneuerte Auflage des *CAG* auf CD-ROM wünschenswert erscheinen ließen – die Zweitauflage und ihre vom *Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften* (Universität Trier) völlig neu konzipierte Retrieval-Software lassen in dieser Hinsicht nunmehr keinerlei Wünsche offen. Die dem Betriebssystem Windows angepasste Benutzeroberfläche bietet verschiedene individuell wählbare Sprachen, Einstellungen und Optionen an; sie arbeitet mit etlichen hilfreichen Fenstern, Ebenen und Popup-Menüs; eine noch engere Analogie zu den zugrunde liegenden gedruckten Ausgaben der Werke Augustins sowie eine große Bandbreite von Zeichenformatierungen und farblichen Gestaltungen erleichtern die Erfassung und Auswertung des Textbestandes; ein raffiniertes Abfragesystem erlaubt es, alle denkbaren Recherchen an Augustinus und sein Opus heranzutragen und in Sekundenschnelle die Ergebnisse auf den Bildschirm, in eine Datei oder zum Drucker zu senden.

Zudem wurden zwischenzeitlich auch etliche Inhalte des *CAG* verbessert, aktualisiert oder ergänzt: So sind mittlerweile einige philologisch verfeinerte (z. B. in Bezug auf *De doctrina christiana*, *De Genesi aduersus Manicheos*, *Contra sermonem Arrianorum*, *De correptione et gratia* und etliche Predigten) oder den bisherigen Bestand ergänzende (z. B. zwei weitere *Sermones Dolbeau*) Texteditionen augustinischer Werke erschienen, die sogleich für das *CAG* elektronisch erfasst und aufbereitet wurden; so sind inzwischen auch die Briefe *an* Augustinus aufgenommen und verfügbar gemacht worden; etliche augustinische Werke wurden mit jederzeit abrufbaren wichtigen Zusatzinformationen versehen (z. B. die *Enarrationes in Psalmos*); schließlich wurde die Bibliographie der Augustinus-Sekundärliteratur um tausende von älteren, vor allem aber neueren und neuesten Titeln erweitert und vorhandene Fehler konnten zum großen Teil korrigiert werden. Der Herausgeber und seine Mitarbeiter vom Würzburger *ZAF* sind angesichts dieser inhaltlichen, formalen und technischen Aktualisierungen, Verbesserungen und Ergänzungen sicher, dass das *CAG* 2 den brillanten Ruf der Erstauflage weiterzuführen, vielleicht sogar zu steigern vermag. Zu diesem Zwecke wurden bereits vor dem endgültigen Erscheinungsdatum dutzende von Leistungsausschnitte präsentierenden Probe-CD-ROMs in alle Welt versandt, und Mitarbeiter des *ZAF* sind von Zeit zu Zeit in den Wissenschaftsmetropolen Europas unterwegs, um dem Fachpublikum einschlägiger Kongresse und Messen die Vorzüge des

neuen Produktes sinnenfällig vor Augen zu führen.

Die Finanzierung

Hochwertige wissenschaftliche Leistungen haben ihren Preis – das gilt nicht nur für die technikintensiven Naturwissenschaften, sondern nicht minder für die demgegenüber oft bescheidener alimentierten, gleichwohl personal- und kostenintensiven Geisteswissenschaften. Zwar erbrachte der Vertrieb des *CAG* 1 bisher einen beachtlichen Gewinn, der sogleich wieder zurück in die Augustinus-Forschung floss, doch ohne die Unterstützung durch öffentliche und private Institutionen wie die *Deutsche Forschungsgemeinschaft*, den Augustiner-Orden, die *Gesellschaft zur Förderung der Augustinus-Forschung e.V.*, aber auch die Universität Gießen und etliche ihrer Organe wäre das bisher Erreichte nicht zu erbringen gewesen. Es möge nicht unerwähnt bleiben, dass die *Gießener Hochschulgesellschaft e.V.* sich unlängst dem „Gießener Corpus" auch nach dessen Standortverlegung ins Fränkische weiterhin so verbunden zeigte, dass sie für die Entwicklung der Zweitauflage einen stattlichen Geldbetrag zur Verfügung gestellt hat – hierfür sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich Dank gesagt.

Die Zukunft des *CAG*

Das *CAG* ist ein auf Zukunft hin angelegtes Projekt, das ständig verbessert und erweitert wird – das *ZAF* spricht daher auch vom „Corpus Augustinianum Gissense *augmentatum augmentandumque*". Wie in der Vergangenheit, so ist auch zukünftig mit der Edition neuer und genauerer Ausgaben augustinischer Werke zu rechnen, die es elektronisch zu erfassen und gemäß den anspruchsvollen Standards des *CAG* philologisch und technisch aufzubereiten gilt. Möglicherweise stößt auch ein findiger Philologe beim Forschen in alten bibliothekarischen Schätzen erneut auf bislang nicht bekannte Briefe oder Predigten des Kirchenvaters, die sogleich nach ihrer Edierung in das *CAG* aufzunehmen wären. Weiterhin erscheint es reizvoll und lohnend, die oben erwähnte „Roh-Lemmatisierung" weiter zu verfeinern, um noch tiefere Einblicke in den augustinischen Sprachgebrauch zu gewährleisten. Schließlich ist die ständig anwachsende Forschungsliteratur zu Leben und Werk des großen Afrikaners auch zukünftig zu sichten sowie bibliographisch aufzunehmen und auszuwerten. Weitere Zusatzinformationen über augustinische Texte, ihre Struktur und ihre Hintergründe (z. B. bezüglich Entstehungszeit und Vortragsort der zahlreichen Predigten) sollen in das Corpus eingebunden werden und damit zusätzliche Hilfe für dessen Verständnis und Interpretation bieten.

Nicht zuletzt ist allzeit die Erschließbarkeit dieses Daten- und Informationsbestandes mittels elektronischer Hard- und Software im Blick zu behalten, welche sich weiterhin in immer schnelleren Generationswechseln wandeln dürfte und damit neue Chancen, aber auch neue Herausforderungen und Aufgaben für Prof. Mayer und seine Mitarbeiter mit sich führen wird. So stellt das *ZAF* Überlegungen an, das *CAG* in einiger Zukunft schwerpunktmäßig nicht mehr über CD-ROM, sondern via Internet anzubieten oder dem Interessierten bestimmte Teile des augustinischen Œuvres ganz seinen individuellen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend auszukoppeln, aufzubereiten und zur Verfügung zu stellen.

Ziel all dieser Bemühungen wird dabei auch in Zukunft sein und bleiben, das in Einzelheiten vielleicht kritisierenswerte, in seiner Gesamtheit aber unbestreitbar großartige und anregende Denken des Aurelius Augustinus noch weiter in alle Welt zu tragen – und mit diesem auch die Reputation des *Corpus Augustinianum Gissense* sowie den in dessen Namen aufscheinenden Ruhm des Wissenschaftsstandortes Gießen.

Sabine Heymann

Grundlagenforschung zu Medien und Interaktivität am ZMI

Das **Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI)** der Justus-Liebig-Universität Gießen ist eine in dieser Form neuartige interdisziplinäre Einrichtung, die anwendungsorientierte und praxisnahe Grundlagenforschung zu medienbezogenen Fragestellungen betreibt. Vor gut vier Jahren trafen sich Lehrende der Gießener Universität aus verschiedenen Fachbereichen, die in der einen oder anderen Form mit medienwissenschaftlichen Fragen befasst sind. Aus dem universitären Alltag heraus entstand die Idee, diese Aktivitäten zu bündeln, und die Leitung der Justus-Liebig-Universität hat diese Initiative gern aufgegriffen und sich zu eigen gemacht. Nach knapp zweijährigem Planungsvorlauf wurde das **Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI)** der Justus-Liebig-Universität am 1. April 2001 gegründet. Das Gründungsdirektorium konstituierte sich am 25. April 2001. Zum Geschäftsführenden Direktor wurde Prof. Dr. Claus Leggewie, zum stellvertretenden GD Prof. Dr. Henning Lobin gewählt. Geschäftsführerin ist Sabine Heymann M.A. Die Arbeit an den ersten Forschungsprojekten wurde am 1. Mai 2001 aufgenommen. Der Einzug in die vorgesehenen Räumlichkeiten Ludwigstr. 34, 1. Stock, fand am 1. September 2001 statt. In Anwesenheit der Hessischen Ministerin für Wissenschaft und Kunst, Ruth Wagner, wurde das ZMI am 19. November 2001 feierlich eröffnet.

Aufgabenstellung und Struktur

Das ZMI initiiert und koordiniert Aktivitäten in Forschung, Lehre, Fort- und Weiterbildung sowie Wissenschaftstransfer. Am ZMI sind sieben der elf Fachbereiche der JLU aktiv beteiligt, insgesamt arbeiten am ZMI derzeit rund 50 Mitglieder, die vor allem eines gemeinsam haben: das Interesse an allen Fragen, die sich aus dem Einsatz und aus der Nutzung von Medien, insbesondere der digitalen, über Computer vermittelten Kommunikation ergeben haben. Es werden Fragestellungen der individuellen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen und künstlerischen Gestaltung und Wirkung von Medien, jeweils besonders unter dem Gesichtspunkt der Interaktivität, behandelt. Partner des ZMI sind universitäre und außeruniversitäre Forschungs- und Bildungseinrichtungen, politische und administrative Institutionen, Medien- und andere Unternehmen. Ein hochrangiger zehnköpfiger Beirat steht bei Planung und Durchführung des Arbeitsprogramms beratend zur Seite und pflegt Kontakte zu Gesellschaft und Wirtschaft.

Das ZMI hat sich eine eigenständige interdisziplinäre Arbeitsorganisation gegeben, die ein weites Feld von Fachdisziplinen abdeckt. Vertreter aus den Fachbereichen 01, 02, 03, 04, 05, 06, 09 der JLU sind beteiligt, darunter der Fächer Wirtschaftsinformatik, Öffentliches Recht, Politikwissenschaft, Soziologie, Erziehungswissenschaft, den Didaktiken, Germanistik, Anglistik, Romanistik, Kunstgeschichte, Sprachwissenschaft, Computerlinguistik, Deutsch als Fremdsprache, Fachjournalistik, Agrarwissenschaften, Sportwissenschaft, Angewandte Theaterwissenschaft. Diese Fachgebiete wurden in fünf Sektionen zusammengeführt:

Sektion I – E-Business/Politics/Government
Sektion II – Medienpädagogik
Sektion III – Technisierte Kommunikation
Sektion IV – Wissenschaft, Fachinformation, Medien
Sektion V – Kunst und Medien

Forschung

Sektion I – E-Business/Politics/Government

bündelt die Sichtweisen der Betriebswirtschaft, der Politikwissenschaft und der Rechtswissen-

schaft auf die interaktiven Medien. Im Mittelpunkt der interdisziplinären Forschung stehen Online-Transaktionen, das heißt digital vermittelte Kommunikationsprozesse zwischen Kunden, Unternehmen, Bürgern, Staat und Verwaltung. Die Forschungsprojekte befassen sich unter anderem mit den Anforderungen neuer Geschäftsmodelle für netzbasierte Märkte (zum Beispiel im Bereich Online Brokerage), mit den rechtlichen Rahmenbedingungen für die Nutzung interaktiver Kommunikationsmöglichkeiten (zum Beispiel bei Verwaltungsdienstleistungen) und mit dem Internet als neuer Arena politischer Kommunikation (zum Beispiel bei der innerparteilichen Willensbildung und virtuellen Diskussionsforen).

Forschungsprojekte:

Online-Transaktionen: Märkte – Regeln – Diskurse
Antragsteller: Prof. Dr. Claus Leggewie/Prof. Dr. Thomas Groß/Dr. Christoph Bieber
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dennis Kraft

Online-Wahlkampf 2002
Drittmittelprojekt mit der Bundeszentrale für politische Bildung in Kooperation mit politik-digital.de
Antragsteller: Prof. Dr. Claus Leggewie/Dr. Christoph Bieber/Dr. Eike Hebecker
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dr. Eike Hebecker

Europawahl 2004
Drittmittelprojekt mit der Bundeszentrale für politische Bildung in Kooperation mit politik-digital.de
Antragsteller: Prof. Dr. Claus Leggewie/Dr. Christoph Bieber/Dr. Eike Hebecker
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dr. Eike Hebecker

CyberCash
Antragsteller: Prof. Dr. Sighard Neckel/Prof. Dr. Axel Schwickert
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Sven Jacob

Näheres unter
www.zmi.uni-giessen.de/sektion1/

Sektion II – Medienpädagogik

befasst sich schwerpunktmäßig mit den Themenbereichen „Medieneinsatz in Lehr- und Lernsituationen" und „Medienwelten von Kindern und Jugendlichen". Die dabei aufgeworfenen Fragen lassen sich nicht auf den Kontext der Schule beschränken. Die Forschungsprojekte beziehen deshalb gezielt die sich ständig verändernde Lebens- und Medienwelt außerhalb pädagogischer Institutionen ein, damit die Idealwelt der Pädagogen und die Alltagswelt der Lernenden nicht auseinander klafft. Medienkompetenz ist eine Schlüsselqualifikation der heutigen Gesellschaft. Dazu gehört die medienkritische Untersuchung von Chancen und Problemen, die sich aus dem Einsatz interaktiver Medien in unterschiedlichen Lehr- und Lernprozessen ergeben.

Forschungsprojekte:

Stereotype und Leitbilder zum Komplex „Schule" in klassischen und neuen Medien
Antragsteller: Prof. Dr. Carsten Gansel/Prof. Dr. Wolfgang Gast/Dr. Karl W. Bauer/Dr. Martin Wachtel/Prof. Dr. Rüdiger Vogt (assoziiert)
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Oliver Fritsch

Lehren und Lernen mit digitalen Medien im Sachunterricht der Grundschule
Antragsteller: Prof. Dr. Wolfgang Sander/Prof. Dr. Ludwig Duncker
Wissenschaftliche Mitarbeiterin: Julia Pappert

Näheres unter
www.zmi.uni-giessen.de/sektion2/

Sektion III – Technisierte Kommunikation

untersucht Möglichkeiten und Probleme der Kommunikation mit neuen digitalen Medien. Die Nutzung digitaler Medien (Hypertext, Hypermedia) erweitert das Repertoire kommunikativer Handlungsmöglichkeiten, insbesondere in interaktiven Verfahren, verlangt aber auch neue, medienspezifische Produktions- und Rezeptionsweisen (Textproduktion/Textrezeption vs. Produktion und Rezeption von Hypertexten)

Dadurch bedingte neue Benutzerprobleme müssen erkannt und minimiert werden. Die Projekte dieser Sektion zielen auf eine methodisch gesicherte Bewertung des Potentials und der Probleme der Nutzung von digitalen Medien in unterschiedlichen Anwendungsfeldern. Sie entwickeln Verfahren der nutzerorientierten Diagnose und Optimierung von Online-Angeboten sowie der Analyse von webgestützten Lernprozessen im Fremdsprachenunterricht.

Forschungsprojekte:

Usability öffentlicher Informations- und Interaktionsangebote im Web – Sprachliche, gestalterische und hypertextuelle Aspekte
Antragsteller: Prof. Dr. Gerd Fritz/Prof. Dr. Henning Lobin
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Gerd Richter

Halboffene Lernumgebungen für das Fremdsprachen lernen: Entwicklung von Erhebungsinstrumentarien zur Analyse von Lernprozessen bei webgestütztem Fremdsprachen lernen
Antragsteller: Prof. Dr. Michael Legutke/Prof. Dr. Dietmar Rösler
Wissenschaftliche Mitarbeiterin: Carolin Fuchs

Mediale und kulturelle Faktoren in der deutsch-französischen Wirtschaftskommunikation
Antragsteller: Prof. Dr. Otto Winkelmann/Prof. Dr. Siegfried Quandt/Prof. Dr. Herbert Christ
Wissenschaftliche Mitarbeiterin: Annette Lühken

Näheres unter
www.zmi.uni-giessen.de/sektion3/

Sektion IV – Wissenschaft, Fachinformation, Medien

Die Sektion befindet sich in einer Phase der Umorganisation und wird sich künftig auf Fragen des eLearnings und der Wissenschaftskommunikation im Netz beschäftigen.

Forschungsprojekte:

Koordination von eLearning-Aktivitäten an der Justus-Liebig-Universität
Antragsteller: Prof. Dr. Claus Leggewie/Prof. Dr. Henning Lobin
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Stefan Ulrich

interagenda.info
Antragsteller: Prof. Dr. Claus Leggewie
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Cord Riechelmann

Näheres unter
www.zmi.uni-giessen.de/sektion4/

Sektion V – Kunst und Medien

führt Fachrichtungen zusammen, die an der Schnittstelle von Medientheorie, Medienkritik und kultureller Medienkompetenz tätig sind, darunter die literarische Netzforschung, kunstpädagogische und kunstgeschichtliche Ausei-nandersetzung mit neuen Medien als auch die künstlerischen und die film- und medienwissenschaftlichen Aktivitäten der Angewandten Theaterwissenschaft. Das besondere Augenmerk gilt Inszenierungen in neuen Medien, die man als Ausprägung einer sich ständig aktualisierenden Theatralisierung der Gesellschaft verstehen kann, die nun über eine „digitale Bühne" verfügt. Die Forschungsprojekte wenden Konzepte von Inszenierung und Theatralität auf die Online-Kommunikation an und überprüfen sie, auch im Hinblick auf ihre kollektive und subversive Nutzung, vor allem an den Gegenstandsbereichen Politik und Sport.

Forschungsprojekte:

Inszenierungen in neuen Medien
Antragsteller: Prof. Heiner Goebbels/Prof. Dr. Helga Finter/Prof Dr. Jürgen Schwier/Prof. Dr. Claus Leggewie/Dr. Christoph Bieber/Dr. Miriam Dreysse
Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dr. Eike Hebecker

Janespotting – Die bildmediale Konstruktion nationaler Identität am Beispiel der Inszenierung von Englishness in *costume films, heritage movies* und *classic TV serials* der 90er Jahre in Großbritannien

Antragsteller: Dr. Eckart Voigts-Virchow/Dr. Julika Griem (assoziiert)

Näheres unter
www.zmi.uni-giessen.de/sektion5

Im laufenden Jahr sollen alle Projekte antragsreif sein und von Drittmittelgebern finanziert werden. Neben den angeführten Projekten der Sektionen befasst sich das sektionsübergreifende Projekt „Interaktivitätskonferenz" mit der Vorbereitung einer Konferenz zum Thema „Grenzen der Interaktivität" im November dieses Jahres. Seit dem Aufkommen digitaler interaktiver Medien wird der Begriff „Interaktivität" in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen diskutiert, doch ist bisher eine Konturierung und wissenschaftliche Nutzbarmachung des Begriffes ausgeblieben. Das ZMI will mittels einer systematisch angelegten Diskussion zentraler Problembereiche die bisherigen Entwicklungen und Resultate der internationalen wissenschaftlichen Auseinandersetzung zusammenfassen, Kernanforderungen für tatsächliche interaktive Kommunikationsvorgänge formulieren und diese gegenüber Pseudo-Interaktionen ohne echte Auswahl- und Gestaltungsmöglichkeit abgrenzen. Das Projekt „Koordination von eLearning-Aktivitäten an der Justus-Liebig-Universität" erhielt vom Förderfonds der JLU eine Finanzierung von € 11 000,–. Ein weiterer Antrag „Konzeptionierung, Einführung und technische Erweiterung einer zentralen eLearning-Plattform an der Justus-Liebig-Universität" wurde im Rahmen des Förderfonds der JLU 2003 gestellt. Vom ZMI werden auch die interaktiven Plattformen www.indirekter-freistoss.de (Fußball-Presseschau auf Spiegel-Online) und www.forum-giessen.de betreut. Zu den adjungierten Projekten gehört das digitale Bildarchiv für Forschung und Lehre www.prometheus.de, eine internetbasierte Wissensplattform zu Kunstgeschichte und Klassischer Archäologie (gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung).

Lehre

Aus dem reichhaltigen Themenspektrum des ZMI werden regelmäßig Lehrveranstaltungen angeboten, die auch von der Durchführung her (als *„virtuelle Lehr- und Lernumgebung"*) innovativ sind und den Studierenden der JLU Medienkompetenz vermitteln können. Das ZMI unterstützt alle beteiligten Fachbereiche bei der Koordination des Lehrangebotes und bei der Entwicklung von neuen Lehrveranstaltung(styp)en. Es werden gesonderte Ringvorlesungen, Kompaktseminare und Workshops, zum Teil in fächerübergreifender Kooperation angeboten. Studierende können inzwischen ein Zertifikat über medienbezogene Studienabschlüsse erwerben. Die AG Studiengang (unter Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Sander) erarbeitet einen medienwissenschaftlichen (Aufbau-)Studiengang.
Bereits in der Gründungsphase waren medienbezogene Lehrveranstaltungen durch das ZMI gebündelt und im Vorlesungsverzeichnis der JLU gesondert ausgewiesen worden. Seit dem Sommersemester 2001 wird auch ein kommentiertes Vorlesungsverzeichnis herausgegeben, zunächst als gedruckte Broschüre. Wegen der hohen Kosten, aber auch aus Kohärenzgründen wurde die Printausgabe zum WS 2002/3 eingestellt. Stattdessen wurde ein ansprechendes Plakat mit Hinweis auf die Online-Ausgabe des kommentierten Vorlesungsverzeichnisses auf der Homepage des ZMI konzipiert.
Am ZMI wird die „Hochschuldidaktische Weiterbildung für Lehrende der JLU" (HDW) konzipiert, koordiniert und organisiert. Trotz der im Vergleich zu anderen hessischen Hochschulen moderaten personellen und finanziellen Ausstattung ist das Angebot durch die stetige Erweiterung und Verbesserung des Kursprogramms sowie die Perfektionierung der Öffentlichkeitsarbeit und Distribution (u. a. online) mittlerweile etabliert. Die Kurse der HDW werden in jedem Jahr von Hunderten von Lehrenden der JLU genutzt.

Die Infrastruktur des ZMI

Die ersten Monate des ZMI waren dem Aufbau der räumlichen und technischen Infrastruktur gewidmet. Trotz erheblicher Kooperationsbereitschaft von Seiten der Hochschulleitung, des Dezernats E und des HRZ verzögerte sich der

Einzug des ZMI in der Ludwigstr. 34, da die Räume nach dem Auszug der vormaligen Technischen Abteilung komplett renoviert und neu verkabelt werden mussten. Sie wurden funktional und ansprechend ausgestattet. Technisches Equipment für neun Computerarbeitsplätze wurde angeschafft. Um zugunsten der Anforschungsprojekte das zentrale ZMI-Budget zu entlasten, wurde von der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. für technisches Equipment eine großzügige Spende in Höhe von insgesamt € 7 556,– gewährt. Neben dem Büro der Geschäftsführung, dem Sekretariat und den drei Projekt-Büros mit acht Arbeitsplätzen wurde der größte Raum des Stockwerks als Sitzungsraum mit Platz für 14 Personen ausgestattet. Dieser wird nicht nur vom Geschäftsführenden Direktorium und den wissenschaftlichen MitarbeiterInnen bei ihren wöchentlichen Versammlungen genutzt, sondern auch von den Sektionen und AG's. Auch Kurse der Hochschuldidaktischen Weiterbildung für Lehrende finden hier statt.

Öffentlichkeitsarbeit/Veranstaltungen

Das ZMI hat sich im ersten Jahr seines Bestehens auf vielfältige Weise lokal und überregional bekannt gemacht: durch ein Logo, einen adäquaten Auftritt im Internet, durch einen regelmäßig erscheinenden Newsletter und News-Verteiler, durch Presseerklärungen, Veröffentlichungen auf Bildungs- und Hochschulseiten, eine Broschüre und einen Prospekt mit einer Kurzdarstellung. Im Dezember 2002 ist ein ZMI-Themenschwerpunkt im Wissenschaftmagazin der JLU „Spiegel der Forschung" erschienen. Es fanden zahlreiche Vorträge, Kolloquien und Tagungen statt. Im Oktober 2002 wurde in den Räumen des ZMI die Dauerausstellung „Work-in-Place" inauguriert.
Wenn Sie mehr über das ZMI wissen wollen, „interagieren" Sie doch einfach mit uns – und besuchen uns unter www.zmi-uni-giessen.de, wo man auch unseren regelmäßigen Newsletter ansehen und bestellen kann.

Alles was recht ist



Brot zum Leben

Was brauchen wir zum Leben? Brot, das unseren Hunger und Wasser, das unseren Durst stillt. Doch nicht nur der Körper verlangt sein Recht, sondern auch der Geist. Denn zu den Grundlagen unseres Lebens gehört auch Lernen zu dürfen ... für ein Leben auf eigenen Füßen. Oder als ein ganz wichtiges Geschenk unseres Schöpfers: Gemeinschaft erleben, Nähe und Geborgenheit spüren von Familie, Freunden, Partnern.

„Unser tägliches Brot gib uns heute" – für die Erfüllung dieser Bitte aus dem Vater Unser sind wir mitverantwortlich, ganz konkret und jeden Tag. Ob uns das gelingt, hängt davon ab, ob wir zum Teilen und zum Verzicht bereit sind. Und uns einsetzen für alles, was recht ist.



Postbank Köln
Konto 500 500-500
BLZ 370 100 50
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Margot Schneider-März

Der Internationale Ferienkurs

Vorbereitung und Einleben

Im internationalen Universitätsleben der Justus-Liebig-Universität ist der Hochschulsommerkurs ein Angebot des Akademischen Auslandsamtes und mittlerweile bereits seit 14 Jahren eine feste Institution.

Als Veranstaltung des Universitätspräsidenten wendete sich der „Internationale Sommerkurs" (ISK) [ab 1988] ursprünglich an alle Interessenten, die im Sommer die deutsche Sprache und Kultur näher kennen lernen wollten. Aufgrund gewandelter Bedingungen und Bedürfnisse richtet sich der „Internationale Ferienkurs" (IFK) inzwischen an ausländische Studierende von Gießener Partnerhochschulen wie Milwaukee, Kansas, Gödöllö, Kazan etc., die im Rahmen eines Austauschprogramms hier studieren wollen, sowie an Studierende von EU- und US-Austausch-Programmen wie Erasmus/Sokrates, ISEP etc. Konzipiert als vierwöchige Veranstaltung vor Semesterbeginn hat der Internationale Ferienkurs das Ziel, die Teilnehmer aus meist 20 verschiedenen Ländern auf ihren Studienaufenthalt in Gießen sprachlich und fachlich vorzubereiten und mit unserer Universität und dem hiesigen Studiensystem umfassend vertraut zu machen. Aber auch die interkulturellen Kontakte mit Gießener Studierenden und den Bürgern und Bürgerinnen dieser Stadt sollen dadurch gefördert und erleichtert werden. Als Marketinginstru-



Abb.: Theater-Workshop

ment wirbt der IFK sehr erfolgreich um zukünftige ausländische Studierende der Justus-Liebig-Universität.
Eine der Prioritäten liegt dabei auf den Sprachkursen am Vormittag, die die Möglichkeit bieten, der deutschen Sprache, ihrem täglichen Umgang und den wissenschaftlichen Besonderheiten schon vor Studienbeginn zu begegnen. Dabei werden sowohl wissenschaftliche und literarische als auch tagespolitische Texte gelesen, gehört, analysiert und auch verfasst. In verschiedenen Sprachtutorien stehen individuell gewählte Themenschwerpunkte im Vordergrund. Außerdem wird den Studenten hier die Gelegenheit gegeben, ihren Studienaufenthalt organisatorisch vorzubereiten. Dazu gehört unter anderem die Immatrikulation, aber auch die frühzeitige Kontaktaufnahme mit den verantwortlichen Koordinatoren der jeweiligen Fachbereiche, für die bereits im Vorfeld vom Akademischen Auslandsamt die entsprechenden Termine vereinbart werden.
Ergänzt wird das Angebot des IFK durch Workshops wie Theater, Film, Tanzen, Web-Publishing und Kochen & Backen. Die Präsentation der Workshop-Ergebnisse ist ein Schwerpunkt des Abschlussabends. Exkursionen an den Rhein, nach Marburg und Frankfurt erweitern das Angebot und sind alljährliche und höchst beliebte Programmpunkte. Aber auch Gießen wird im Detail anhand einer Stadtrallye und diverser Führungen erkundet. Ein besonderes Merkmal des Internationalen Ferienkurses an der Justus-Liebig-Universität ist die intensive Betreuung durch studentische Mentoren. Diese stehen den ausländischen Studierenden vom ersten Tag an mit Rat und Tat zur Seite. Die Mentoren helfen bei der Abholung am Bahnhof, der anschließenden Unterbringung in den Wohnheimen, bei alltäglichen Fragen, bei Behördengängen, bei Problemen im Wissenschafts- und Universitätsalltag und geben Tipps zur Freizeitgestaltung.
Um den Sprachkursen effektives Arbeiten zu ermöglichen, können aus organisatorischen Gründen nicht mehr als 60 Teilnehmer angenommen werden, darunter meist sechs bis acht DAAD-Stipendiaten. Mit Unterstützung der Partnerschaftsbeauftragten der Justus-Liebig-Universität als auch der Universitäten im Ausland, die den Internationalen Ferienkurs als Vorbereitung empfehlen und Informationsmaterial weitergeben, sowie der bewusst moderat gehaltenen Kursgebühr ist die Nachfrage erfreulich groß. Durch die konstante Unterstützung der HSG über viele Jahre war und ist es möglich, diesen Kurs weiter zu den günstigen Bedingungen anzubieten und damit einen großen Beitrag zum Funktionieren und Festigen der internationalen Partnerschaften und der Studentenmobilität zu leisten.

Hanno Würbel

Tierschutz und Ethologie – ein neues Fachgebiet an der JLU Gießen

Wie können wir Leiden bei Tieren messen? Wie lässt sich die neue Legehennenhaltungsverordnung tiergerecht umsetzen? Sind unsere Versuchstiere verhaltensgestört? – Dies waren einige der Fragen, über die am 27. November 2002 aus Anlass der Besetzung der Professur für Tierschutz und Ethologie am Fachbereich Veterinärmedizin der Justus-Liebig-Universität Gießen im Rahmen eines Symposiums referiert und diskutiert wurde. Die Veranstaltung war vom Verein der Freunde und Förderer der Veterinärmedizin an der JLU gemeinsam mit dem Fachbereich Veterinärmedizin der JLU ausgerichtet worden und wurde von der Gießener Hochschulgesellschaft mitunterstützt. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland berichteten über ethologische Forschungsarbeiten zu wichtigen Tierschutzthemen und zeigten auf, wie innovative Ansätze in Verbindung mit solidem wissenschaftlichem Handwerk zu neuen Lösungsansätzen führen können.

Angewandte Ethologie – Verhaltensforschung zum Nutzen von Mensch und Tier

Die angewandte Ethologie beschäftigt sich mit dem Verhalten von Tieren in menschlicher Obhut (landwirtschaftliche Nutztiere, Versuchs-, Zoo-, Zirkus- und Heimtiere) sowie von Wildtieren in vom Menschen genutzten Lebensräumen. Historisch betrachtet entwickelte sich das Fachgebiet aus einem gemeinsamen Bestreben von Zoologen und Veterinärmedizinern mit dem Ziel, der emotional aufgeladenen Tierschutzdebatte mehr biologische Substanz zu verleihen. Denn Tierschutz ist als Anliegen zwar ethisch, das heißt vom Menschen her begründet. Was das Tier zu seinem Schutz braucht, ist hingegen biologisch, das heißt vom Tier her zu begründen.

Dazu liefert die angewandte Ethologie Methoden sowie objektive Fakten über die Auswirkungen von Haltung und Nutzung auf die Tiere. Unter Einbezug von Theorien und Techniken aus so unterschiedlichen Gebieten wie der Verhaltensökologie, der Tierphysiologie, der experimentellen Psychologie, der Epidemiologie und der Ökonomie verfolgt diese Fachrichtung einen wahrhaft multidisziplinären Ansatz. Dabei interessieren nicht nur Auswirkungen auf morphologische, physiologische und ethologische Parameter (Schäden, Krankheiten, Verhaltensstörungen), sondern insbesondere auch die mit der Haltung und Nutzung verbundenen subjektiven Empfindungen (Angst, Furcht, Schmerzen, bzw. Leiden). Denn eines ist klar: beim Tierschutz geht es in erster Linie um das Vermeiden von Leiden. Leiden ist subjektives Erleben und als solches mit naturwissenschaftlichen Methoden nicht direkt messbar. Die Operationalisierung subjektiver Empfindungen und die Validierung objektiver Indikatoren für diese sind denn auch die großen Herausforderungen, denen sich dieses Fachgebiet zu stellen hat.

Tierschutz ist Schutz des Individuums

Im Zuge des Übergangs in der landwirtschaftlichen Nahrungsmittelproduktion vom kleinbäuerlichen Idyll zur industriellen Massentierhaltung drohte das Einzeltier auf der Strecke zu bleiben. Tierschutz meint aber den Schutz des Einzelwesens – als Mitgeschöpf steht es in unserer Verantwortung, sein Leben und Wohlbefinden zu schützen. So will es das Gesetz. Nach Jahrzehnten einseitiger Leistungs- und Ertragsmaximierung wird heute nicht nur eine nachhaltige, umweltverträgliche Nutzung der Ressourcen, sondern vor allem eine tierfreundliche Produktion verlangt. Zurückdrehen lässt sich

das Rad der Zeit allerdings nicht, und so bleibt das kleinbäuerliche Idyll (das es wohl gar nie war) eine unerreichbare Projektion. Stattdessen gilt es zu untersuchen, wie heutige Ansprüche an Leistung und Ertrag möglichst tiergerecht umgesetzt werden können, und zwar so, dass alle Tiere davon profitieren.

Dies kann nur gelingen, wenn individuelle Unterschiede zwischen den Tieren berücksichtigt werden. Tiere sind wie wir Individuen, die sich voneinander unterscheiden – morphologisch, physiologisch und im Verhalten. Nicht alle Individuen kommen mit den gleichen Bedingungen gleich gut zurecht. Manche sind robuster oder mutiger als andere, und es bestehen Unterschiede im sozialen Status, der den Zugang zu bevorzugten Ressourcen regelt. Beurteilungen auf der Basis von Mittelwerten vertuschen diese Unterschiede und können zu falschen Schlüssen führen.

Doch wie lässt sich Individualität bei Tieren wissenschaftlich fassen? Dieser Frage ging Dr. Lars Schrader, Direktor des neu gegründeten Bundesforschungsinstituts für Tierhaltung und Tierschutz der FAL in Celle, nach. Potentiell stehen unzählige Messgrößen zur Verfügung, die alle individuell variieren. Ziel kann also nicht das umfassende Profil sein. Vielmehr geht es darum, Messgrößen zu bestimmen, die in besonderem Maße tierschutzrelevant sind.

Stressempfindlichkeit ist eine solche Messgröße. Stress ist die unspezifische physiologische Reaktion des Organismus auf akute Gefahren und Belastungen. Sie bereitet den Organismus auf deren aktive Bewältigung mittels arttypischer Verhaltensreaktionen vor (z. B. Flucht vor Raubfeinden oder Kampf gegen Konkurrenten). Im Stall oder Käfig ist arttypisches Verhalten allerdings stark eingeschränkt, wenn nicht unmöglich. Das kann zu chronischem Stress führen, der erhebliches Leiden verursachen und langfristig zu Krankheiten und erhöhter Mortalität führen kann. Tiere unterscheiden sich sehr stark in ihrer Stressempfindlichkeit. Je nach Ausprägung kommen sie mit den Belastungen intensiver Haltungsformen besser oder weniger gut zurecht.

Stressempfindlichkeit ist daher in besonderem Maße tierschutzrelevant und eignet sich gut zur Charakterisierung der individuellen Anpassungsfähigkeit von Tieren. Stress äußert sich in einer Kaskade neurophysiologischer und peripherer Reaktionen und kann über zahlreiche Parameter gemessen werden (z. B. Anstieg von Herzrate und Blutdruck, Anstieg von Katecholaminen und Glucokorticoiden im Blutplasma). Solche Messungen sind jedoch oft sehr aufwändig, kostenintensiv und erfordern zum Teil invasive Methoden (z. B. Blutentnahmen). Doch Stress äußert sich auch im Verhalten, dient die physiologische Reaktion doch letztlich dazu, mittels Änderungen im Verhalten Gefahren oder Belastungen zu vermeiden. Am Beispiel von Rindern konnte Dr. Schrader zeigen, dass selbst einfach zu bestimmende Verhaltensreaktionen auf standardisierte Reize (ein Geräusch, ein unbekannter Gegenstand) nicht nur individuell charakteristisch sein können, sondern gleichzeitig zuverlässige Rückschlüsse auf die Stressempfindlichkeit der Tiere erlauben (Schrader 2002). Damit können repräsentative Versuchspopulationen anhand einfachster Verhaltenstests zusammengestellt werden, wodurch nicht nur weniger Tiere untersucht werden müssen, sondern gleichzeitig differenziertere Schlüsse über allfällige Beeinträchtigungen der Tiere durch die untersuchten Haltungsbedingungen gezogen werden können. Die Validierung einfacher Verhaltensindikatoren für tierschutzrelevante Eigenschaften von Tieren verspricht somit eine erhebliche Verbesserung der Methoden zur Beurteilung der Tiergerechtheit von Haltungssystemen.

Wofür Tiere Geld ausgeben würden

Die Beurteilung der Tiergerechtheit von Haltungsbedingungen beruhte bisher weitgehend auf Schäden, Krankheiten und Verhaltensstörungen, von denen man annimmt, dass sie mit Leiden verbunden sind. Die Grundlage dafür liefert der Analogieschluss, wonach analoge (gleichartige) Reaktionen bei Mensch und Tier aufgrund homologer (stammesgeschichtlich gleicher) Strukturen im Gehirn auf vergleichbare (analoge) Empfindungen schließen lassen. Der Umweg über den Analogieschluss bleibt aber letztlich unbefriedigend. Viel lieber

würde man das Ausmaß der Beeinträchtigung – die Schmerzen, das Leiden – direkt messen können. Dies wird seit einiger Zeit über einen neuen Ansatz versucht, der ausgehend von evolutionsbiologischen Erkenntnissen und neurophysiologischen Ableitungen subjektive Empfindungen mittels Methoden aus der Mikroökonomie operationalisierbar machen will. Evolutionsbiologisch betrachtet haben sich subjektive Empfindungen wie Angst, Schmerzen und Leiden entwickelt, um Tieren zu helfen adaptive Entscheidungen zu treffen. Neurophysiologische Befunde stützen diese These: Neuronen aus Hirnarealen, wo Emotionen verarbeitet werden, innervieren die Zentren der Verhaltenssteuerung. Entscheidungen auf Verhaltensebene sind morphologisch wie physiologisch eng mit dem emotionalen Geschehen verbunden. Diese Zusammenhänge macht sich die angewandte Ethologie zu Nutzen, indem Tieren Wahlmöglichkeiten angeboten werden, um sie zu „befragen", welche Reize und Ressourcen sie bevorzugen und welche sie meiden. Doch um das Verlangen nach einer Ressource auch quantifizieren zu können, bedient man sich eines Ansatzes aus der Mikroökonomie. Untersuchungen an Menschen zeigen, dass die Nachfrage nach Gütern mit steigendem Preis abnimmt. Bei Luxusgütern wie Lachs oder Champagner sinkt die Nachfrage allerdings rascher als bei Grundnahrungsmitteln wie Brot oder Milch. Die Bedeutung, die ein bestimmtes Gut für uns hat, bemisst sich also nicht nach der Geldmenge, die wir dafür im Vergleich zu anderen Gütern investieren, sondern danach, wie sich diese Summe verändert, wenn die Preise steigen. Tiere verfügen über kein Geld. Limitierende Faktoren sind Zeit und Energie, die zur Verfügung stehen, um bestimmten Aktivitäten (Futter suchen, Feindvermeidung, Exploration, Ruhen etc.) nachzugehen bzw. bestimmte Ressourcen (Futter, Unterschlupf, Nest, Artgenossen etc.) zu nutzen. Je rascher ein Tier das Interesse an einer Ressource verliert, wenn es dafür Arbeit leisten muss, umso geringer ist die Bedeutung dieser Ressource für sein Wohlbefinden einzustufen.
Frau Dr. Harriett Warburton und Kollegen von der Universität Oxford (England) nutzen diesen Ansatz, um die Haltungsansprüche von Nerzen in der Pelztierzucht zu untersuchen. Diese Tiere werden in engen, unstrukturierten Gitterkäfigen gehalten, wo sie ausgeprägte Verhaltensstörungen entwickeln. In den vorgestellten Untersuchungen erhielten die Nerze Zugang zu den unterschiedlichsten Ressourcen, darunter eine Nestbox, ein Wasserbad und ein leerer Käfig. Als „Preis" für den Zugang zu diesen Ressourcen mussten die Tiere ein mit unterschiedlichen Gewichten beschwertes Kipptor überwinden. Während die Nerze für ein Bad im Wasser selbst das schwerste Tor noch aufwuchteten, verloren sie das Interesse am leeren Käfig sehr rasch. Demnach sollte das Fehlen eines Wasserbads das Wohlergehen der Tiere am stärksten beeinträchtigen, während zusätzlicher, unstrukturierter Platz von geringem Nutzen sein sollte. Um dies zu überprüfen wurde den Tieren an bestimmten Tagen der Zugang zu einzelnen Ressourcen verwehrt. Aus dem Urin bestimmte Cortisolwerte als Maß für die dadurch verursachte Stressbelastung bestätigten diese Vermutung: die Werte waren umso höher, je mehr die Tiere für den Zugang zu der entsprechenden Ressource „bezahlt" hatten. Die Stressbelastung bei geschlossenem Wasserbad war gleich hoch wie bei Futterdeprivation, was einer erheblichen Belastung gleichkommt (Mason et al. 2001). Trotz zahlreicher methodischer Knackpunkte verspricht dieser Ansatz einen direkteren Zugang zu Leiden und Wohlbefinden bei Tieren. Die Möglichkeit, die Nachfrage nach bestimmten Ressourcen in Abhängigkeit von deren Beschaffenheit zu quantifizieren, ermöglicht die Entwicklung tiergerechter Haltungssysteme nach objektiven, operationalisierbaren Kriterien.

Was Hänschen nicht lernt

In vielen Bereichen moderner Tierhaltung haben sich ethologische Erkenntnisse bereits sichtbar niedergeschlagen. Mit der neuen Legehennenverordnung wird nun auch in Deutschland die Zeit der Batteriekäfige ausgeläutet. Ersetzt werden könnten sie durch Volièrensysteme – die zur Zeit tiergerechteste Intensivhaltungsform für Legehennen. Volièrensysteme

sind dreidimensional strukturierte Haltungssysteme, die auf einer artspezifischen räumlichen Trennung von Aktivitäten wie Ruhen, Fressen und Eiablage beruhen. Die erfolgreiche Substitution natürlicher Lebensräume durch künstliche ist jedoch keineswegs trivial. So bestehen beispielsweise in Volièrensystemen für Legehennen nach wie vor große Probleme mit Eiern, die statt in die dafür vorgesehenen Nester auf den Boden gelegt werden (floor eggs) sowie mit Verhaltensstörungen wie Kannibalismus und Federpicken. Dr. Stefan Gunnarsson von der Universität Skara (Schweden) berichtete von epidemiologischen und experimentellen Untersuchungen, mit denen er und Kollegen die Ursachen für diese Probleme erforscht hatten. Verhaltensprobleme können analog zu Tierseuchen wie BSE mit epidemiologischen Methoden untersucht werden, um Risikofaktoren einzugrenzen und diese anschließend experimentell auf den vermuteten Kausalzusammenhang zu untersuchen. Dr. Gunnarsson erfasste in 60 Betrieben mit über 120 000 Legehennen Daten zu Aufzucht, Haltung, Fütterung und Management der Tiere und prüfte diese Daten auf statistisch signifikante Zusammenhänge zwischen einzelnen Faktoren und dem Auftreten der fraglichen Verhaltensprobleme. Überraschenderweise stellte sich heraus, dass das Verlegen von Eiern und Kannibalismus umso häufiger auftraten, je später die Tiere in der Aufzucht Zugang zu erhöhten Sitzstangen erhalten hatten (Gunnarsson et al. 1999). Dieser Zusammenhang war nicht auf den ersten Blick einleuchtend. Anschließende Experimente zeigten, dass Hennen, die erst später erhöhte Sitzstangen erhielten, nicht etwa physische Defizite aufwiesen, die sie am Aufsuchen der erhöhten Legenester gehindert hätten. Vielmehr zeigten sie kognitive Defizite und schnitten in räumlichen Lernversuchen deutlich schlechter ab. Das Verlegen der Eier beruht also offenbar auf einem räumlichen Orientierungsproblem (Gunnarsson et al. 2000). Dieses könnte sogar den ebenfalls erhöhten Kannibalismus erklären: Frustration über das (vermeintlich) fehlende Angebot an geeigneten Ablegenestern verursacht Unruhe, und die nach der Eiablage ausgestülpte Kloake bietet ein attraktives Pickziel für andere Hennen. Diese Untersuchungen zeigen auf, welch große Bedeutung der frühen Ontogenese für die spätere Anpassungsfähigkeit von Tieren zukommt. Unsere Nutztiere sind allesamt hochentwickelte, sozial lebende Tiere, die wichtige Fähigkeiten im Umgang miteinander und mit ihrer Umgebung erst über entsprechende Erfahrungen erwerben. Wird dies nicht berücksichtigt, lassen sich Schmerzen, Leiden und Schäden später unter Umständen auch mit den besten Haltungssystemen nicht mehr vermeiden.

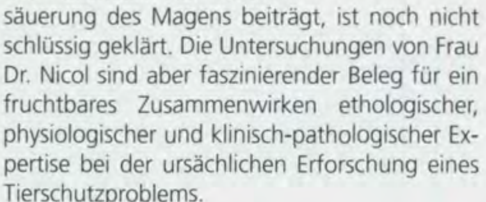
Wenn der Hafer sticht

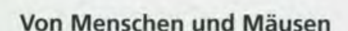
Epidemiologische Studien trugen auch zur Erforschung der häufigsten Verhaltensstörung bei Pferden – dem Koppen – bei. Koppen ist eine Verhaltensstereotypie, bei der die Pferde die Schneidezähne des Oberkiefers auf festem Untergrund aufsetzen – zum Beispiel der Krippe, daher der englische Ausdruck *crib-biting* (es gibt allerdings auch Freikopper) – und unter auffälligen Kaubewegungen und mit hörbarem Rülpser Luft in die Speiseröhre pressen, die anschließend langsam wieder entweicht. Damit verbunden sind Koliken sowie Läsionen und Geschwürbildung im Magen-Darm-Bereich. (Früher ging man fälschlicherweise davon aus, diese würden durch abgeschluckte Luft verursacht). Koppen ist nicht nur tierschutzrelevant, es bedeutet auch wirtschaftliches Unheil, da es sich auf den Marktpreis von Pferden erheblich wertmindernd auswirkt. Doch statt Ursachenforschung wurde lange Zeit Symptombekämpfung betrieben: von Kopperriemen bis hin zur Durchtrennung von Nackenmuskulatur zielten die Maßnahmen einzig auf das Wegmachen dieser störenden „Unart" ab, die oft als „genetisch bedingt" hingenommen wurde. Epidemiologische Untersuchungen von Frau Prof. Christine Nicol und Mitarbeitern von der Universität Bristol (England) wiesen allerdings einen engen Zusammenhang zwischen hohem Kraftfuttereinsatz und dem Auftreten von Koppen nach. Je weniger Raufutter die Tiere erhielten, desto häufiger trat Koppen auf, wobei andere Faktoren (Haltung, Absetzalter) das Auftreten zusätzlich beeinflussen (Waters et al. 2002). In einer Reihe experimenteller Untersuchungen

unter Einbezug ethologischer, physiologischer und klinisch-pathologischer Methoden deckten die englischen Kollegen weitere Zusammenhänge auf (Nicol et al. 2002). Das konzentrierte Futter führt zu einer starken Belastung der Verdauung. Da Pferde ohne Kaubewegungen keinen Speichel absondern, dient Koppen möglicherweise der Speichelproduktion zur Unterstützung der Verdauung. Ob Läsionen und Geschwürbildung direkt auf die falsche Ernährung zurückzuführen sind, oder ob die durch Koppen angeregte Speichelproduktion allenfalls zur Übersäuerung des Magens beiträgt, ist noch nicht schlüssig geklärt. Die Untersuchungen von Frau Dr. Nicol sind aber faszinierender Beleg für ein fruchtbares Zusammenwirken ethologischer, physiologischer und klinisch-pathologischer Expertise bei der ursächlichen Erforschung eines Tierschutzproblems.



Abb.: Koppendes Pferd





Von Menschen und Mäusen

Stereotypien treten nicht nur bei Pferden auf – sie sind die häufigsten Verhaltensstörungen überhaupt und wurden bei fast allen in Gefangenschaft gehaltenen Säugetieren und Vögeln beschrieben. So auch bei zahlreichen Versuchstierarten. Auch bei Versuchstieren sind Verhaltensstörungen nicht nur tierschutzrelevant – neben den Auswirkungen auf das Wohlergehen der Tiere interessieren auch ihre Auswirkungen auf die Aussagekraft von Tierversuchen. Vor diesem Hintergrund stellte ich zum Schluss der Veranstaltung eigene Arbeiten zu Ursachen und Auswirkungen von haltungsbedingten Ste-reotypien bei Labormäusen vor.

Die Labormaus ist das mit Abstand am häufigsten verwendete Versuchstier. Mit der Entwicklung molekularbiologischer Techniken, mit denen sich bei Mäusen einzelne Gene selektiv ein- oder ausschalten lassen, hat ein Boom eingesetzt, der die in den vergangenen 20 Jahren kontinuierlich gesunkenen Versuchstierzahlen seit kurzem wieder in die Höhe treibt. In vielen dieser Untersuchungen werden Mäuse genetisch verändert, um über Veränderungen im Phänotyp Rückschlüsse auf die Funktion einzelner Gene zu ziehen. Es gehört zum Schulbuchwissen, dass phänotypische Eigenschaften aus komplexen und dynamischen Wechselwirkungen zwischen Genotyp und Umwelt resultieren. Trotzdem wird der Einfluss der Umwelt – hier der Haltungsbedingungen – auf die untersuchten Merkmale gewöhnlich ausgeblendet. Die meisten Wissenschaftler gehen davon aus, dass ihre Mäuse „normale" Mäuse sind, selbst wenn sie unter Bedingungen gehalten werden, die mit dem natürlichen Habitat kaum noch Gemeinsamkeiten aufweisen.

Geschätzte 90% aller Mäuse aus konventioneller Haltung zeigen Verhaltensstörungen – hauptsächlich Stereotypien, mit denen sie bis zu 50% ihrer gesamten Aktivitätszeit verbringen. Stereotypien entstehen, wenn die Haltungsbedingungen Tiere daran hindern, arttypisches Verhalten auszuführen, für das aus evolutions-

biologischen Gründen eine hohe Motivation besteht – Erkunden der Umgebung etwa oder Rückzug in einen sicheren Unterschlupf. Aus *anfänglich adaptiven* Bewältigungsversuchen entsteht mit der Zeit stereotypes Verhalten, das zunehmend auch außerhalb des ursprünglichen Kontexts auftritt, bis es schließlich auch unter Bedingungen beibehalten wird, unter denen es nicht entstehen würde – ein Vorgang, der als Emanzipation bezeichnet wird. Die Veränderungen in Form, Ausprägung und Kontext deuten auf fortschreitende Veränderungen der darunterliegenden Verhaltenssteuerung auf neuronaler Ebene hin. Tatsächlich konnte gezeigt werden, dass Stereotypien mit Veränderungen in Bereichen des Gehirns einhergehen, die für die adaptive Steuerung des Verhaltens verantwortlich sind (Würbel 2001). Doch Stereotypien sind nur ein Symptom – obwohl das offensichtlichste – einer pathologisch veränderten Verhaltenssteuerung. Stereotypien treten nicht nur bei Tieren auf, sondern auch bei Menschen mit verschiedenen psychiatrischen Störungen. Spezifische Verhaltenstests konnten zeigen, dass Stereotypien bei Labormäusen grundsätzlich vergleichbar sind mit Stereotypien bei Patienten mit Schizophrenie und Autismus (Garner und Mason 2002).

Diese Befunde sind besorgniserregend – aus Sicht des Tierschutzes ebenso wie aus Sicht der Versuchstierkunde. Die konventionelle Tierhaltung für Labormäuse und andere Versuchstiere wird den Ansprüchen der Tiere an eine artgerechte Haltung nicht gerecht und produziert Versuchstiere, die ein großes Fragezeichen hinter die Aussagekraft zahlreicher Tierversuche setzen. Zum Schutz der Tiere, aber auch zur Verbesserung der Forschung gilt es deshalb, neue Haltungsstandards zu entwickeln, damit gestörte Versuchstiere in Zukunft nicht mehr als „normal" gelten, sondern allenfalls gezielt als Tiermodell für entsprechende Störungen eingesetzt werden.

Angewandte Ethologie an der Justus-Liebig-Universität

Tierschutz ist ein wichtiges gesellschaftliches Anliegen und als solches im Grundgesetz verankert. Damit dieses Anliegen im Sinne der Tiere umgesetzt werden kann, braucht es allerdings entsprechende biologische Grundlagen. Die angewandte – oder besser: anwendungsorientierte – Ethologie erarbeitet solche Grundlagen und schafft damit Voraussetzungen für eine nachhaltige Verbesserung der Tiergerechtheit in der Haltung und Nutzung von Tieren.

Mit der Besetzung der Professur für Tierschutz und Ethologie wird dieses Fachgebiet in Zukunft auch an der Justus-Liebig-Universität in Gießen vertreten sein. Das Symposium aus diesem Anlass sollte einen Einblick in aktuelle Themen dieses Fachgebiets vermitteln und gleichzeitig die Vielfalt der Fragestellungen und Versuchsansätze, aber auch das Potential für fachübergreifende Zusammenarbeit in Forschung und Lehre aufzeigen. Das entsprechende Umfeld ist an der JLU zweifellos vorhanden – einer Vernetzung mit bestehenden Arbeitsgruppen sollte nichts im Wege stehen.

Literatur

1 Garner, J. P. und Mason, G. J. 2002. Evidence for a relationship between cage stereotypies and behavioural disinhibition in laboratory rodents. Behav. Brain. Res. 136: 83–92.

2 Gunnarsson, S., Keeling, L. J. und Svedberg, J. 1999. Effect of rearing factors on the prevalence of floor eggs, cloacal cannibalism and feather pecking in commercial flocks of loose housed laying hens. Brit. Poultry Sci. 40: 12–18.

3 Gunnarsson, S., Yngvesson, J., Keeling, L. J. und Forkman, B. 2000. Rearing without early access to perches impairs the spatial skills of laying hens. Appl. Anim. Behav. Sci. 67: 217–228.

4 Mason, G. J., Cooper, J. und Clarebrough, C. 2001. Frustrations of fur-farmed mink. Nature 410: 35–36.

5 Nicol, C. J., Davidson, H. P. D., Harris, P. A., Waters, A. J. und Wilson, A. D. 2002. Study of crib-biting and gastric inflammation and ulceration in young horses. Vet. Rec. 151: 658.

6 Schrader, L. 2002. Consistency of individual behavioural characteristics of dairy cows in their home pen. Appl. Anim. Behav. Sci. 77: 255–266.

7 Waters, A. J., Nicol, C. J. und French, N. P. 2002. Factors influencing the development of stereotypic and redirected behaviours in young horses: findings of a four year prospective epidemiological study. Equine Vet. J. 34: 572–579.

8 Würbel, H. 2001. Ideal homes? Housing effects on rodent brain and behaviour. Trends Neurosci. 24: 207–211.

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Am 26. Juni 2002 hat die Wahlversammlung auf Vorschlag des Präsidenten *Prof. Dr. phil. Henning Lobin* (Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik) zum zweiten Vizepräsidenten für die Amtszeit vom 2. November 2002 bis 1. November 2004 gewählt.

Ablehnung von Rufen

Prof. Dr. med. vet. *Georg Erhardt* (Tierzucht und Haustiergenetik) an die Universität Rostock.
Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. *Friedrich Grimminger* (Respiratorische Insuffizienz) an die Medizinische Hochschule Hannover.
Prof. Dr. iur. *Walter Gropp* (Strafrecht, Strafprozessrecht und Strafrechtsvergleichung) an die Universität Göttingen.
Prof. Dr. phil. *Ansgar Nünning* (Englische und Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft) an die Universität Freiburg i. Br.
Prof. Dr. phil. *Martin Seel* (Philosophie, Schwerpunkt Hermeneutik und Philosophie der Geisteswissenschaften, Ästhetik, Anthropologie) an die Freie Universität Berlin.
Prof. Dr. *Siegfried L. Sporer,* Ph. D. (Sozialpsychologie) an die University Kent at Canterbury (Großbritannien).

Annahme von Rufen

Prof. Dr. med. vet. *Wolfgang Baumgärtner,* Ph. D. (Veterinär-Pathologie) an die Tierärztliche Hochschule Hannover.
Prof. Dr. rer. nat. *Stefan Braß* (Informatik mit dem Schwerpunkt Datenbanksysteme) an die Technische Universität Clausthal.
Prof. Dr. rer. nat. *Edgar Erdfelder* (Psychologische Methodik) an die Universität Mannheim.
Prof. Dr. phil. *Andreas H. Jucker* (Englische Sprachwissenschaft der Gegenwartssprache und Computerlinguistik) an die Universität Zürich (Schweiz).
Prof. Dr. phil. *Christine Lubkoll* (Vergleichende Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt neuere deutsche Literatur) an die Universität Bonn.
Prof. Dr. phil. *Gottfried Spangler* (Entwicklungspsychologie) an die Universität Erlangen-Nürnberg.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren

Rechtswissenschaften

C4-Professur für Öffentliches Recht und Europarecht:
Prof. Dr. iur. *Gabriele Britz,* vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Frankfurt/Main.
C4-Professur für Strafrecht und Strafprozessrecht:
Prof. Dr. iur. *Bernd Hecker,* vorher Referatsleiter im Justizministerium Mecklenburg-Vorpommern in Schwerin.
C4-Professur für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung:
Prof. Dr. iur. *Christoph Benicke,* vorher Oberassistent an der Universität Heidelberg.
C4-Professur für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Sozialrecht:
Prof. Dr. iur. *Richard Giesen,* vorher Professor an der Technischen Universität Darmstadt.

Wirtschaftswissenschaften

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Industrielles Management und Controlling:
Prof. Dr. rer. pol. *Barbara Weißenberger,* vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Wissenschaftlichen Hochschule für Unternehmensführung in Vallendar.
C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Betriebswirtschaftliche Steuerlehre:
Prof. Dr. rer. pol. *Christoph Spengel,* vorher Prokurist bei der Firma Ernst & Young AG, Wirtschaftsprüfungsgesellschaft in Stuttgart.

Sozial- und Kulturwissenschaften

C4-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Lernbehindertenpädagogik unter Berücksichtigung der Verhaltensgestörtenpädagogik:
Prof. Dr. phil. *Christiane Hofmann,* vorher Professorin an der Universität Frankfurt/Main.
C4-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Sprachheilpädagogik:
Prof. Dr. phil. *Franz Stachowiak,* vorher Professor an der Universität Leipzig.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

C4-Professur für Klassische Philologie – Griechische Philologie:
Prof. Dr. phil. *Peter von Möllendorff,* vorher Vertreter einer Professur an der Universität Heidelberg.

C3-Professur für Systematische Theologie/Ethik:
Prof. Dr. theol. *Elisabeth Gräb-Schmidt*, vorher Lehrbeauftragte an der Universität Frankfurt/Main.
C3-Professur für Kirchengeschichte:
Prof. Dr. theol. *Athina Lexutt*, vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bonn.
C3-Professur für Bibelwissenschaften mit dem Schwerpunkt neutestamentliche Exegese:
Prof. Dr. theol. *Ferdinand R. Prostmeier*, vorher Oberassistent an der Universität Regensburg.
C3-Professur für Kunstgeschichte:
Prof. Dr. phil. *Silke Tammen*, vorher Vertreterin einer Professur an der Universität Karlsruhe.

Sprache, Literatur, Kultur

C3-Professur für Slavische Philologie – Literaturwissenschaft:
Prof. Dr. phil. *Alexander Graf*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Göttingen.

Psychologie und Sportwissenschaft

C4-Professur für Differentielle Psychologie und Persönlichkeitspsychologie:
Prof. Dr. rer. nat. Dr. rer. physiol. *Jürgen Hennig*, vorher Hochschuldozent an der Universität Gießen.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

C3-Professur für Mathematik und ihre Anwendungen in Industrie und Wirtschaft:
Prof. Dr. rer. nat. *Ludger Overbeck*, vorher Teamleiter Risk Analytics bei der Deutschen Bank AG in Frankfurt/Main.

Biologie, Chemie und Geowissenschaften

C4-Professur für Immunologie:
Prof. Dr. rer. nat. *Michael Martin*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter an der Medizinischen Hochschule Hannover.
C4-Professur für Organische Chemie:
Prof. Dr. rer. nat. *Peter Schreiner*, Ph.D., vorher Assistant Professor an der University of Georgia (USA).
C3-Professur für Anorganische Chemie:
Prof. Dr.-Ing. *Siegfried Schindler*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Erlangen-Nürnberg.
C3-Professur für Physikalische Chemie:
Prof. Dr. rer. nat. *Herbert Over*, vorher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Festkörperforschung in Stuttgart.

Agrarwissenschaften, Ökotrophologie und Umweltmanagement

C4-Professur für Management personaler Versorgungsbetriebe:
Prof. Dr. rer. pol. *Dietmar Bräunig*, vorher Controller beim Hauptverband der gewerblichen Baugenossenschaft in St. Augustin.

Veterinärmedizin

C3-Professur für Schweinekrankheiten:
Prof. Dr. med. vet. Dr. agr. habil. *Gerald Reiner*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Hohenheim.
C3-Professur für Tierschutz und Ethologie:
Prof. Dr. sc. nat. *Hanno Würbel*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich.

Medizin

C4-Professur für Anatomie und Zellbiologie:
Prof. Dr. med. *Eveline Baumgart-Vogt*, vorher Hochschuldozentin an der Universität Heidelberg.
C4-Professur für Visceral- und Thoraxchirurgie:
Prof. Dr. med. *Winfried Padberg*, vorher Geschäftsführender Direktor der Chirurgischen Klinik am Klinikum am Steinenberg in Reutlingen.
C4-Professur für Geschichte der Medizin:
Prof. Dr. med. *Volker Roelcke*, vorher Professor an der Medizinischen Hochschule Lübeck.
C4-Professur für Frauenheilkunde und Geburtshilfe:
Prof. Dr. med. *Hans-Rudolf Tinneberg*, vorher Chefarzt der Frauenklinik an den Städtischen Kliniken Bielefeld.
C3-Professur für Kinderheilkunde mit dem Schwerpunkt Kardiovaskuläre Molekularbiologie:
Prof. Dr. med. *Joachim Kreuder*, vorher Hochschuldozent an der Universität Gießen.
C3-Professur für Anatomie und Zellbiologie:
Prof. Dr. rer. physiol. *Andreas Meinhardt*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Marburg.
C3-Professur für Physiologie:
Prof. Dr. rer. nat. *Klaus-Dieter Schlüter*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Gießen.
C3-Professur für Zahnärztliche Prothetik mit den Schwerpunkten zahnärztlich-klinische Werkstoffkunde und Gerostomatologie:
Prof. Dr. med. dent. *Bernd Wöstmann*, vorher Hochschuldozent an der Universität Gießen.

Zu außerplanmäßigen Professoren wurden ernannt

Privatdozentin Dr. med. vet. *Roswitha Füssle*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medizinische Mikrobiologie.
Privatdozent Dr. rer. nat. *Hans Geissel*, Wissenschaftlicher Angestellter bei der Gesellschaft für Schwerionenforschung in Darmstadt.
Privatdozent Dr. med. *Klaus-Dieter Hinsch*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hautklinik.
Privatdozent Dr. med. *Uwe Lang*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Frauenklinik.
Privatdozent Dr. med. *Thomas Linn*, Hochschuldozent an der Medizinischen Klinik III und Poliklinik.

Privatdozentin Dr. med. vet. Dr. agr. habil. *Sabine Meinecke-Tillmann,* Wissenschaftliche Angestellte am Institut für Reproduktionsbiologie der Tierärztlichen Hochschule Hannover.
Privatdozent Dr. med. *Wolfgang Milch,* Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie.
Privatdozent Dr. rer. nat. *Georgios Scheiner-Bobis,* Hochschuldozent am Institut für Biochemie und Endokrinologie.
Privatdozent Dr. med. *Gunther Schwetlick,* Chefarzt der Orthopädischen Klinik der Pfeifferschen Stiftungen in Magdeburg.
Privatdozent Dr. med. *Bernd Waldecker,* Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik I.
Privatdozent Dr. med. *Rolf Weimer,* Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik II.
Privatdozent Dr. rer. nat. *Bernd Werding,* Akademischer Oberrat am Institut für Allgemeine und Spezielle Zoologie.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. iur. *Manfred Aschke,* Vorsitzender Richter am Oberverwaltungsgericht Thüringen in Weimar.
Dr. iur. *Roland Fritz,* Vizepräsident des Verwaltungsgerichts Frankfurt/Main.
Dr. phil. *Joachim Hofmann-Göttig,* Staatssekretär im Ministerium für Kultur, Jugend, Familie und Frauen, Rheinland-Pfalz.
Privatdozent Dr. agr. *Gerhard Lauenstein,* Referatsleiter beim Pflanzenschutzamt der Landwirtschaftskammer Weser-Ems.
Dr. iur. *Manfred Orth,* Rechtsanwalt, Steuerberater und Wirtschaftsprüfer, Rockenberg.
Privatdozent Dr. rer. nat. *Jörg Traber,* Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Leiter der Abteilung Controlling/Strategische Planung Pharma-Forschung der Bayer AG, Wuppertal.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. phil. *Werner Becker* (Philosophie) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. phil. *Heinz Bergner* (Englische Sprachwissenschaft und Literatur des Mittelalters) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. phil. *Jost Benedum* (Geschichte der Medizin) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. rer. pol. *Armin Bohnet* (Volkswirtschaftslehre) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. theol. *Volkmar Fritz* (Bibelwissenschaften/Altes Testament) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. phil. *Gerhard Giesemann* (Slavische Philologie – Literaturwissenschaft) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. med. vet. *Ernst-Günther Grünbaum* (Innere Krankheiten, Schwerpunkt Kleintiere) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. rer. pol. Dr. h. c. *Dietger Hahn* (Betriebswirtschaftslehre) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. agr. *Tamas Harrach* (Angewandte Bodenkunde) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. phil. *Klaus Heller* (Osteuropäische Geschichte) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. phil. *Klaus Inderthal* (Neuere deutsche Literaturwissenschaft) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. phil. *Bernhard Jendorff* (Religionspädagogik) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. phil. *Ekkehard Jost* (Musikwissenschaft) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. rer. nat. *Erich Jost* (Genetik) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. rer. nat. *Jürgen Kiefer* (Biophysik) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. rer. nat. *Klaus Knoblich* (Geologie) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. phil. *Manfred Landfester* (Griechische Philologie) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. med. *Heinrich Laube* (Innere Medizin, Schwerpunkt Diabetologie) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. med. vet. *Frieder Lutz* (Pharmakologie mit dem Schwerpunkt Arzneiverordnungs- und -anfertigungslehre) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. paed. *Elisabeth Mückenhoff* (Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Heil- und Sonderpädagogik) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. phil. Dr. med. *Petra Netter* (Differentielle Psychologie) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. med. *Paul E. Nowacki* (Sportmedizin) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. phil. *Winfried Pape* (Musikpädagogik) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. med. vet. *Hermann Sasse* (Pferdekrankheiten, Schwerpunkt Innere Krankheiten) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. med. vet. *Ernst Schimke* (Veterinärchirurgie) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. rer. nat. *Erich Schwartz* (Zoologie) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. iur. *Günter Weick* (Bürgerliches Recht, Handelsrecht, Rechtsvergleichung und Internationales Privatrecht) zum 30. 9. 2002.
Prof. Dr. phil. *Norbert Werner* (Kunstgeschichte) zum 31. 3. 2002.
Prof. Dr. iur. *Eberhard Wieser* (Bürgerliches Recht und Zivilprozessrecht) zum 31. 3. 2003.
Prof. Dr. agr. Dr. h. c. *Miklós Géza Zilahi-Szabo* (Landwirtschaftliche Betriebsinformatik) zum 30. 9. 2002.

Biographische Notizen

Dr. h. c. Thea Altaras, geb. 1924 in Zagreb (ehemaliges Jugoslawien). Jüdin. 1953 Abschluss des Studiums der Architektur an der Technischen Fakultät der Universität in Zagreb (heute Kroatien).
Berufstätigkeiten: Bis 1964 in verschiedenen Architektur-Büros in Zagreb. 1965–1984 in den Planungsabteilungen der Hochschulbauämter in Konstanz, Gießen und Marburg/Lahn. Seit 1981 Nachforschungen über das hessische Landjudentum, seine Synagogen und Ritualbäder. Ehrendoktorwürde der Justus-Liebig-Universität Gießen. Beratende Funktion bei den noch bestehenden Baubeständen jüdischer Kultstätten.
Vorträge und Publikationen u. a.: Synagogen in Hessen – was geschah seit 1945 Teil I (1988); Das jüdische rituelle Tauchbad und Synagogen in Hessen – was geschah seit 1945 Teil II (1994); Stätten der Juden in Gießen (1998).

Dr. sc. pol. Lothar Beinke, geb. 1931. Nach der Ausbildung zum Industriekaufmann Abitur auf dem Zweiten Bildungswege, Studium der Wirtschaftspädagogik, Germanistik und Soziologie. Diplomhandelslehrerexamen in Mannheim, Promotion 1970 an der Universität Münster bei Helmut Schelsky. 1970–1975 als Akademischer Rat/Oberrat an der Pädagogischen Hochschule Westfalen/Lippe, Abteilung Münster, 1975–1980 Professor für Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Gesamthochschule Kassel. 1980–1996 Inhaber des Lehrstuhls Arbeitslehre/Didaktik und Lehraufgaben in der Erwachsenenbildung an der Universität Gießen.
Arbeitsschwerpunkte: Berufsorientierung, Betriebspraktika/Betriebserkundungen, Weiterbildung, Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Berufen, Arbeitslehre für Blinde.
Veröffentlichungen u. a.: Die Handelsschule 1971; Das Betriebspraktikum 2. Aufl. 1987; Fachhochschule und Weiterstudium (mit Fritz Stuber) 1979; Betriebserkundungen (Hrsg.) 1980. Die höhere Handelsschule als Teil des Bildungssystems in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) 1980; Zukunftsaufgabe Weiterbildung (Hrsg. zusammen mit Lothar Arabin und Johannes Weinberg) 1983; Was macht die Schule falsch? 1991; Berufswahlunterricht 1992; Mädchen und Physikunterricht 1993; Berufswahlvorbereitung zum 8. Fernstudienlehrgang der HILF 1995; Bedeutsamkeit der Betriebspraktika für die Berufswahlentscheidung (zusammen mit H. Richter und L. Schuld) 1996; Arbeitslehre-Didaktik 1996.
Leiter einiger Modellversuche; u. a.: BLK-Modellversuch „Betriebspraktika für Schülerinnen und Schüler im gewerblich-technischen Bereich", „Förderung naturwissenschaftlich-technischer Bildung für Mädchen in der Realschule", BLK-Modellversuch in Nordrhein-Westfalen. Unter dem gleichen Titel Projekt für den Hessischen Kultusminister. In Sachsen „Berufsorientierter Unterricht an Mittelschulen im Freistaat Sachsen unter Einfluss von Betriebspraktika unter Berücksichtigung der Förderung von Berufstätigkeiten für Mädchen".
Wissenschaftliche Beratung in Modellversuchen; Umwelterziehung (Verband Deutscher Schullandheime), Erziehung für Europa (Verband Deutscher Schullandheime), Arbeitslehre für Blinde (Universität Marburg: Hartmut Lüdtke).
Herausgeber der Zeitschrift „Didaktik der Berufs- und Arbeitswelt" von 1981–2000. Mitherausgeber der Schriftenreihe der Pädagogischen Arbeitsstelle des Verbandes Deutscher Schullandheime. Seit 1998 Leiter eines bundesweiten Forschungsprogramms „Familie/Jugend und Berufswahl".

Dr. phil. Ulrike Enke, geboren am 5. 6. 1956 in Ebertsheim/Pfalz. Studium der Germanistik und Biologie in Bonn. 1984 Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. 1985–1986 Mitarbeiterin am Theologischen Seminar der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau (Vorbereitung und Ausrichtung des 125-jährigen Jubiläums). Bis 1999 zunächst als freie Mitarbeiterin, seit 1995 als wissenschaftliche Angestellte beschäftigt bei der Soemmerring-Edition der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin (Vorbereitung der 400-Jahr-Feier der Medizinischen Fakultät). Dissertation über Samuel Thomas Soemmerrings Rezensionen für die Göttingischen gelehrten Anzeigen 1780–1830.
Veröffentlichungen zur Medizingeschichte, speziell der Anatomie, im Umkreis Goethes, Soemmerrings und Georg Forsters, Herausgeberin der Schriften zur Embryologie und Teratologie Samuel Thomas Soemmerrings, Mitautorin des Sammelbandes Geschichte des Ungeborenen (hg. von B. Duden und J. Schlumbohm): Von der Schönheit der Embryonen; zuletzt Die ersten Jahre der psychiatrischen Universitätsklinik Gießen unter ihrem Direktor Robert Sommer (im Druck).

Prof. i. R. Dr. phil. Bernhard Jendorff, geb. 1940 in Frankfurt am Main. Abitur am Frankfurter humanistischen Lessing-Gymnasium. Studium der Philosophie, Katholischen Theologie und Klassischen Philologie. 1. und 2. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien; danach Schuldienst. 1969 Promotion in Frankfurt am Main bei J. J. Schaaf.
Von 1972 bis zur freiwilligen vorzeitigen Versetzung in den Ruhestand 2002 Professor für Katholische Religionspädagogik an der Justus-Liebig-Universität in Gießen, 1972–1977 teilabgeordnet an die neu gegründete Gesamthochschule/Universität Kassel.
Forschungsschwerpunkte: Didaktik und Methodik des Religionsunterrichts, vorrangig des Kirchengeschichtsunterrichts; Fragen berufsspezifischer Spiritualität; Hoch-

schuldidaktik, vorrangig Microteaching, Fachpraktikum. Veröffentlichungen: 19 eigene und 8 mitherausgegebene Bücher, 46 Buch- und über 175 Zeitschriftenbeiträge. Von 1981–1993 Mitherausgeber der „Gießener Schriften zur Theologie und Religionspädagogik". Seit 1991 Vorsitzender der „Gesellschaft für interdisziplinäre Theologie e.V. Gießen".

PD Dr. agr. Günther Klaus Judel, geb. 30. 10. 1923 in Prenzlau/Uckermark. Schule und Abitur in Mülheim an der Ruhr. 1942–1945 Wehrdienst als Fluglotse, später als Fallschirmjäger. 1947–1950 Studium der Landwirtschaft in Gießen, 1954 Promotion zum Dr. agr. mit dem Thema „Bestimmung des Redoxpotentials im Boden". 1954–1958 Wiss. Assistent am Agrikulturchemischen Institut in Gießen. 1959–1968 Abteilungsleiter an der „Landwirtschaftlichen Forschung Hanninghof" der Ruhr-Stickstoff AG in Dülmen/Westf. 1968–1976 Wiss. Assistent am Institut für Pflanzenernährung in Gießen, dort 1973 Habilitation und Hochschuldozent für das Fach Pflanzenernährung. Ernennung 1976 zum Akademischen Rat, 1980 zum Akademischen Oberrat. Ende 1987 Eintritt in den Ruhestand. Seit 1982 im Vorstand des Liebig-Museums in Gießen.
Forschungsschwerpunkte: Spektrochemische Spurenanalyse in pflanzlichen und tierischen Proben. Atomabsorptions-Spektralphonometrie von Pflanzenaschen, Feinstmahlung von biologischem Material, Bodenreaktion und Nährstoffverfügbarkeit, Schwefeldüngung, Weidetetanie bei Rindern, Einfluss unterschiedlicher Ernährung auf den Proteinhaushalt und die Aktivität von Phenoloxidase, Peroxidase und Katalase in Pflanzen. Enzymatische Prozesse bei der Stärkebildung im Getreidekorn. Einfluss von Lichtintensität auf Photosynthese und Ertragsbildung. Blei- und Bor-Toxizität bei Kulturpflanzen. Pflanzenverfügbarkeit des Phosphats in verschiedenen Düngemitteln. Düngewirkung von Rindergülle bei verschiedener Vorbehandlung. Der Forscher Justus Liebig, seine Schüler, seine Erfindungen.
Wissenschaftliche Publikationen: > 100 Originalarbeiten, 6 Übersichtsarbeiten, Verfasser oder Herausgeber von 9 Büchern.

Prof. Dr. Dr. h. c. Friedrich Kuhlmann, geb. 1939, 1962–1966 Studium der Agrarwissenschaften und der Wirtschaftswissenschaften an der JLU Gießen und der TU Berlin. 1968 Promotion zum Dr. agr. mit der Arbeit Modelle zum Wirtschaftswachstum – eine theoretische und empirische Studie unter besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsbereichs Landwirtschaft. 1971 Habilitation für das Fach Agrarökonomik mit der Arbeit „Entnahmefähiges Einkommen in wachsenden landwirtschaftlichen Unternehmen". 1966–1972 Wissenschaftlicher Assistent am Institut für landwirtschaftliche Betriebssysteme der JLU Gießen. 1972 Forschungsaufenthalt an der Michigan-State-University, USA; Zusatzstudium „Systems Science"; 1973 Berufung auf den Lehrstuhl für landwirtschaftliche Betriebslehre I der Justus-Liebig-Universität und Leiter des Lehr- und Versuchsbetriebes Marienborn-Heldenbergen der JLU.
Gastprofessor an der Michigan-State-University, USA (1978), der Nordwest-Universität, VR China (1981) und der Humboldt-Universität Berlin (1991). Mitglied der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues der European Association of Agricultural Economists und der International Association of Agricultural Economists. Ca. 40 Kurzzeiteinsätze im Rahmen der Deutschen Entwicklungszusammenarbeit in Afrika, Südamerika und im Vorderen Orient.
Weitere Funktionen innerhalb und außerhalb der Universität, u. a. 1981–1983 Vizepräsident der JLU sowie 1994–2001 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates beim Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten .
Forschung und Lehre: Theorie agrar- und ernährungswirtschaftlicher Betriebe; Produktions-Management für Unternehmen des Agrar- und Ernährungsbereichs; Systemanalyse und Systemsimulation; informationstechnisch basierte Entscheidungs-Unterstützungs-Systeme für Einzelwirtschaften und Regionen; Ressourcenökonomie.
Ca. 185 Zeitschriften- und Buchveröffentlichungen, ca. 240 Vorträge.

Prof. Dr. med. Dr. med. dent. Curt Gerhard Lorber, Studium der Medizin und Zahnheilkunde in Heidelberg und München, Promotionen in Heidelberg zum Dr. med. 1958, zum Dr. med. dent. 1959 mit der Dissertation „Über die historische Entwicklung des Begriffes ‚Parulis'". Facharzt für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie 1963 in Heidelberg. 1963–1966 Stationsarzt der Bettenstation an der Abteilung für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie an der Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten an der Philipps-Universität in Marburg, ab 1967 in gleicher Funktion an der Universität in Köln. Dort 1970 Habilitation mit dem Thema „Ergebnisse histologischer Untersuchungen über die Folgen von Traumen an den Hartsubstanzen und der Pulpa des menschlichen Zahnes". Danach Oberarzt, 1974 Ernennung zum Professor in Köln. 1976 Berufung an die Universität Gießen, Aufbau der Bettenstation des Zentrums für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten im Krankenhaus Wetzlar und deren Leitung bis 1994. Seit 1973 Referent für Strahlenschutz in der Zahnheilkunde am Haus der Technik in Essen. Auf dem Kongress der Federation dentaire internationale in Wien 1983 Wahl zum Leader der Working Group on History of Dentistry; Fellow der Pierre-Fauchard-Academy. 2001 Verleihung der Ehrenplakette der Landesärztekammer Hessen.
Publikationen über Probleme der Kiefer- und Gesichtschirurgie, der zahnärztlichen Chirurgie, Röntgenologie sowie der Geschichte der Zahnheilkunde in zahlreichen internationalen Zeitschriften. Betreuung von mehr als 60 Dissertationen, davon über 50 zur Geschichte der Zahnheilkunde und der zahnärztlichen Röntgenologie.

Prof. Dr. Wolfram Martini, geb. am 15. 9. 1941 in Hamburg. Studium der Klassischen Archäologie, der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte, der Ur- und Frühgeschichte und der Kunstgeschichte in Heidelberg, Lawrence (USA), Mainz, Rom und Hamburg. 1967/68 Promotion über „Die etruskische Ringsteinglyptik" (ersch. 1971) in Hamburg. 1968-1982 Assistenz in Kiel; 1969-1979 Ausgrabung eines Bautenkomplexes im antiken Stadtgebiet von Samos. 1977/78 Habilitation über „Das Gymnasium von Samos I. Die hellenistische Anlage und die kaiserzeitlichen Thermen" (ersch. 1984) in Kiel. Seit 1982 apl. Professor und 1983 C2-Professor; seit 1985 Professor für Klassische Archäologie an der JLU Gießen.

Mitglied der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin und Vertrauensdozent der Studienstiftung des deutschen Volkes; seit 1993 federführend.
Weitere Bücher: Die archaische Plastik der Griechen (1990), Das Gymnasium von Samos II. Das frühbyzantinische Klostergut (1993, gemeinsam mit C. Steckner). Seit 1994 Survey und Ausgrabungen auf der Akropolis in Perge (Türkei).
Forschungsschwerpunkte: Frühe griechische Skulptur und Architektur; Kunst hadrianischer Zeit; mentalitäts-, erinnerungs- und akkulturationsgeschichtliche Fragestellungen.

Prof. Dr. Jürgen Mayer, Jahrgang 1954, nach einer Berufsausbildung und Berufstätigkeit sowie dem Zweiten Bildungsweg Studium der Biologie, Chemie und Philosophie an der Universität Göttingen. Diplom in Biologie und Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien (Biologie/Chemie). Referendariat und Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. Von 1987–1990 Stipendiat des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft am Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN) an der Universität Kiel. 1991 Promotion zum Dr. rer. nat. an der Universität Kiel mit dem Thema „Formenkundliche Inhalte des Biologieunterrichts". Von 1990–1999 Wissenschaftlicher Angestellter am Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN) an der Universität Kiel. Ab 1996 Stellvertretender Abteilungsdirektor der Abteilung Didaktik der Biologie. Seit 1999 Universitätsprofessor für Biologiedidaktik an der Justus-Liebig-Universität Gießen.
Mitglied des nationalen PISA-Expertenrates, Naturwissenschaften, Mitarbeit an Kerncurricula für den naturwissenschaftlichen Unterricht im Auftrag der Kultusministerkonferenz.
Forschungsschwerpunkte sind Wissenschaftliches Arbeiten im Biologieunterricht, Umweltbildung und Umwelthandeln, Qualitätsentwicklung im naturwissenchaftlichen Unterricht.

Prof. Dr. Dr. h. c. Fritz Nies, geb. 1934 in Ludwigshafen. Promotion bei Gerhard Hess, Habilitation bei Erich Köhler; Prof. em. der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. 1988–1994 Fachausschuss-Vorsitzender der DFG, 1983–1987 Vorsitzender des DRV. Gastdozenturen u. a. Paris, Université de Nantes.
Prix Strasbourg 1973; Officier de l'Ordre des Palmes académiques 1985; Bundesverdienstkreuz 1989; Fellow des Humanities Institute der University of California at Davis 1989; Prix France-Allemagne 1990; Prix Alexander von Humboldt pour la Coopération scientifique entre la France et l'Allemagne 1991; Dr. h. c. 1992.
Forschungsinteressen: Sozialgeschichte der (insb. nichtkanonischen) Gattungen; Lesegeschichte und „Imaginaire de la lecture"; internationaler Literatur- und Wissenstransfer, insb. zwischen Frankreich und Deutschland.
Buchpublikationen: Gattungspoetik und Publikumsstruktur: zur Geschichte der Sévignébriefe, München 1972; frz.: Les lettres de Madame Sévigné: conventions du genre et sociologie des publics, Paris 2001; Spiel ohne Grenzen? Tübingen 2001; Jedem seine Wahrheit: Karikatur und Zeitunglesen, München 2001. Ikonographisches Repertorium zur europäischen Lesegeschichte, München 2000; Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich, Tübingen 1996; Bahn und Bett und Blütenduft: eine Reise durch die Welt der Lesebilder, Darmstadt 1991; frz.: Imagerie de la lecture: exploration d'un patrimoine millénaire de l'occident, Paris 1995; Ist Literaturübersetzen lehrbar? Beiträge zur Eröffnung des Studiengangs Literaturübersetzen an der Universität Düsseldorf, Tübingen 1989; Ein „unmögliches Fach": Bilanz und Perspektiven der Romanistik, Tübingen 1988; Französische Klassik: Theorie, Literatur, Malerei, München 1985; Genres mineurs: Texte zur Theorie und Geschichte nichtkanonisierter Literatur (vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart), München 1978; Poesie in prosaischer Welt: Untersuchungen zum Prosagedicht bei Aloysius Bertrand und Baudelaire, Heidelberg 1964.

Dr. phil. Bernhard Vogel, geb. am 19. 12. 1932 in Göttingen. Studium der Politikwissenschaft, Geschichte, Soziologie und Volkswirtschaft in Heidelberg und München, Promotion 1960. 1960–1964 Assistent, ab 1961 Lehrbeauftragter am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Heidelberg.
Politischer Werdegang: 1965 bis 17. 7. 1967 Mitglied des Deutschen Bundestages, Mitglied des Landtages in Rheinland-Pfalz in der 7.–10. Wahlperiode. 18. 5. 1967–17. 5. 1971 Minister für Unterricht und Kultus; 1970 Vorsitzender der Ständigen Konferenz der Kultusminister. 1970–1976 Vorsitzender oder stellvertretender Vorsitzender (im jährlichen Wechsel) der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung. 1976–1988 Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz. 1976/1977 und 1987/1988 Präsident des Bundesrates. Seit 5. 2. 1992 Thüringer Ministerpräsident.
Daneben zahlreiche weitere Ämter und Funktionen, u. a.: 1972–1976 Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken; 1979–1982 Bevollmächtigter der Bundesrepublik Deutschland für kulturelle Angelegenheiten im Rahmen des Vertrages über die deutsch-französische Zusammenarbeit. Seit 1985 Vizepräsident der Europäischen Demokratischen Union (EDU); seit 1984 Senator der Max-Planck-Gesellschaft. Von März 1989 bis März 1995 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung; seit 1992 Stellvertretender Vorsitzender des Verwaltungsrates des Zweiten Deutschen Fernsehens.

Dr. Hans-Peter Ziemek, geb. 1960 in Gießen, 1982–1987 Studium der Biologie an der Justus-Liebig-Universität in Gießen, 1987 Diplom in Biologie. 1987–1991 Stipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung, Dissertation am Institut für Biologiedidaktik und am Institut für Pflanzenökologie der Universität Gießen. 1991 Promotion zum Dr. rer. nat. mit dem Thema „Fließ- und Stillgewässer in Mittelhessen. Formenkundliche Inhalte des Biologieunterrichts, Universität Gießen". 1991–2001 Sachbereichsleiter Umwelterziehung an der Naturschutz-Akademie Hessen in Wetzlar; Arbeitsschwerpunkte: Konzepte zur Umweltbildung für Kindergarten und Schule, E-Learning im Umweltbereich, Konzepte zur Waldpädagogik (Waldkindergärten), Lebensbegleitendes Umweltlernen. Seit 2001 Studienrat im Hochschuldienst am Institut für Biologiedidaktik an der Justus-Liebig-Universität Gießen.
Derzeitige Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftliches Arbeiten im Biologieunterricht, Leitung Projekt Schüler-Labor Biologie, Einführung Neuer Medien in die universitäre Lehre, Entwicklung von Konzepten zur Verhaltensbiologie im Unterricht.



